

# Blätter und Blüten

# Twin Cities Campus



# Blätter und Blüten.



Gesammelt

von der

Redaktion der Abendschule.

Zweiter Band.



St. Louis, Mo., 1896.

Druck und Verlag der Louis Lange Publishing Co., Ecke Miami Straße und Texas Avenue.

---

Entered according to Act of Congress in the year 1896 by  
Louis Lange Publishing Co.  
In the office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

---



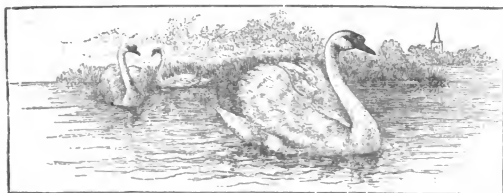
## I n h a l t .

	Seite.
Der tyrannische Vater. Eine Erzählung für unsere Jugend. Von dem seligen Direktor C. J. W. Lindemann. Initial. ....	1
<u>Eine herrliche Seelenrettung. Wahre Begebenheit aus der Befreiungsgeschichte Pommerns. Gedicht für „Blätter und Blüten“ von L. D. Mit 10 Illustrationen. ....</u>	24
<u>Land und Leute von Borneo. Mit Initial und fünf schönen Illustrationen. 29</u>	29
<u>Johann Wicliff. Lebensbild eines Vorläufers der Reformation. Mit 2 Illustrationen.....</u>	49
<u>Ein sonderbares Trio. Von D. Mit 1 Illustration. ....</u>	57
<u>Eine lustige Naturgeschichte. 2 Illustrationen. ....</u>	60
<u>Kaiser Maximilians Ende. Ein dunkles Blatt aus der Geschichte Mexikos. Mit Initial und 2 Illustrationen. ....</u>	64

	<u>Seite</u>
<u>Verlaß mich nicht! Ein Gedicht</u> .....	71
<u>Das Schildpatt. Von D. 2 Illustrationen</u> .....	77
Um Thron und Leben. Ein Blatt aus der englischen Geschichte. Initial....	79
<u>Die Vulkan. Von D. 1 Illustration und 1 Karte</u> .....	81
<u>Des Papstes goldene Rose. Eine kirchengeschichtliche Skizze. Nach U. Uhlmann. Initial</u> .....	87
Geld bringt Glück. Eine Erzählung aus dem Leben. Von dem seligen Direktor C. J. W. Lindemann. Initial und 1 Illustration.....	94
führ mich du, o Jesu! Gedicht. Für „Blätter und Blüten“ von L. D. 2 Illustrationen.....	128
Barmherzige Tiere. Von Eduard Rüdiger. Mit 5 Illustrationen.....	130
Das Gewitter. Gedicht von J. St. ....	138
Mtesa, Kaiser von Uganda. Ein Charakterbild aus Afrika. Von Th. Kanth. Initial, 1 Illustration und 1 Silhouette.....	139, 244
fliegende Hunde. Von D. 1 Illustration, ....	159
Auf ihre Hand. Gedicht von Julius Sturm. ....	161
Ein Tag im indischen Ochsenkarren. Nach eigenen Erlebnissen beschrieben von Miß. W. Schmolck. Initial und 2 Illustrationen.....	162
<u>Der rechte Wundermann. Eine Erzählung von E. Herzog. 1 Illustration</u> .....	170
<u>Grabchrift eines Kindes. Gedicht</u> .....	179
<u>Auf der Schwelle der Neuen Welt. Ein Streifzug durch den New Yorker Hafen. Von Gustav Mayfeldt. Mit Initial und 11 Illustrationen</u> .....	180
Bald kommt der Herr zum Weltgerichte. Gedicht. Für „Blätter und Blüten“ von L. D. Initial.....	194
<u>Gopinath Nandy, der Märtyrer von Allahabad. Ein Bild aus der Heidenmission. Für „Blätter und Blüten“ von P. W. O. J. Kistemann. Initial und 1 Illustration</u> .....	195
<u>Meifen. Von D. 5 Illustrationen</u> .....	224
<u>Die Guillotine und ihre Geschichte. Von U. von Winterfeld. 2 Illustrationen</u> .....	227
Das Pfarrhaus. Ratschläge für den Bau der Pfarrwohnungen. Von D. Mit Plänen von Architekt J. M. E. Nidel. ....	232

## VII

	Seite.
Die Chilkat-Indianer in Alaska. Mit Initial und 4 Illustrationen.....	237
Morgensied. Von Gustav Falke. 1 Illustration.....	243
Unter den Rindviehherden des fernen Westens. Von Lm. 6 Illustrationen.	263
Luthers Gattin, Katharina von Bora. für „Blätter und Blüten“ von L. D. 7 Illustrationen.....	273
Aus dem Leben Joseph Haydns. Von Dr. W. S. 2 Illustrationen.....	302
Ein Opfer der „Ehre.“ Von A. L. und D. Initial und 2 Illustrationen.	313
Die Kandleute von Bornholm. Von A. H. Initial.....	321
Wieder daheim. Gedicht von Arno Naumann. Initial und 1 Illustration.	324
Der Kriegsgefangene. Eine Erzählung von Jane Strickland. Initial und 1 Illustration. ....	326
Ein Musterstaat. Initial und 5 Illustrationen... ..	349
Aegypten. Aus „Länder und Stätten der Heiligen Schrift.“ Initial. ....	357
Eine Abrechnung bei Fort Snelling. Initial und 2 Illustrationen. ....	388





## Der tyrannische Vater.

Eine Erzählung für unsere Jugend.

Von dem seligen Direktor C. J. W. Lindemann.

### 1. Der liebenswürdige Fremdling.

Conhard Wiebrecht war vor fünfundsanzwanzig Jahren als ein armer Maurergefelle ins Land gekommen. Er hatte sich in B\*\*\*\* niedergelassen und seine Arbeit hatte Gott so reichlich gesegnet, daß er nach wenigen Jahren ein kleines Eigentum besaß und in den Ehestand treten konnte. Von Jahr zu Jahr war es besser gegangen. Das Häuflein seiner Kinder mehrte sich, sie gediehen, waren munter und frisch. Aber auch das Handwerk ward immer einträglicher; Herr Wiebrecht ward ein angesehenener Bauunternehmer, der jeden Sommer fast hundert Arbeiter beschäftigte und die wohlhabendsten Einwohner der Stadt zu seinen Kunden zählte. Vor einigen Jahren hatte er

für sich selbst ein ansehnliches Haus erbaut, das ebensowohl von seiner Wohlhabenheit als von seinem feinen Geschmacke und seiner Geschicklichkeit Zeugnis gab. Jeder, der vorüber ging, betrachtete mit Vergnügen das schmucke Gebäude, und hätte es noch einer Empfehlung für den Baumeister bedurft, es hätte gewißlich diesem Zwecke entsprochen. —

Wiebrecht war nun ein Mann von fünfzig Jahren. In Haltung und Kleidung erkannte man sofort den behäbigen, unabhängigen Bürger, den selbständigen Meister, der es weiß, daß er anzuordnen und zu gebieten hat. Stand er unter seinen Gefellen und Handlangern, so sprach der Mund



wenig, aber das Auge sah viel; und wehe dem, der Pfüscherei gemacht hatte. Der Herr zahlte guten Lohn; er wollte auch gute Arbeit geliefert haben. Und mit Recht, denn auch er ließ sich jeden Bau gut bezahlen und für eine Schande hätte er es gehalten, wenn der Bauherr mit Grund hätte sagen können: es war Herrn Wiebrecht nur um das Geld zu thun! Gerade diese strenge Rechtschaffenheit, oder diese rechtschaffene Strenge bei Ausführung der von ihm übernommenen Bauten hatte ihm das Zutrauen seiner Mitbürger erworben und war so der wahrnehmbare Grund seines Wohlstandes geworden.

Auch im Hause hielt der Meister strenge Ordnung. Seine Frau war eine stille, bescheidene Natur, deren größte irdische Freude es war, wenn sie auf dem Angesichte ihres Gemahls Zufriedenheit und Glückseligkeit las. Sie hing mit inniger, aufrichtiger Liebe an ihm und that mit Freuden alles, wovon sie wußte, daß es ihm lieb und wert war. Obwohl seit zwanzig Jahren mit ihm verheiratet, konnte er rühmen: sie hat mir nie in Gegenwart der Kinder widersprochen! Und wie musterhaft stand sie ihrem Hauswesen vor. Da hörte man kein Mufen, Schelten und Schreien; und doch ging alles am Schnürchen! Zur bestimmten Zeit waren morgens die Kinder angekleidet; auf den Glodenschlag konnte gegessen werden; jeder wußte, welche Arbeit von ihm begehrt ward; im Hause war alles sauber und nett; abends gab es rechtzeitig Ruhe. Deshalb war der Hausvater auch gern daheim, und nur wirkliche Berufsgeschäfte konnten ihn bewegen, sich außer dem Hause aufzuhalten. Kam er einmal nicht rechtzeitig zum Essen, dann mußten die Seinen gewiß, er konnte nicht da sein; ihn zwang der Beruf, länger ferne zu bleiben, als ihm selber lieb!

Der sorgsamen Hausfrau ging Emilie, die älteste Tochter und das erstgeborne Kind, rüstig zur Hand. Sie war eine blühende Jungfrau von etwas mehr als achtzehn Jahren, heiter, frisch und froh, des Vaters Stolz, der Mutter Freude. In jeder häuslichen Arbeit geübt und keiner sich schämend, war sie bald in Keller und Küche, bald in Kammer und Stube geschäftig. Sie stand Montags mit den Mägden am Waschzuber, Dienstags am Bügeltisch; sie saß zu anderer Zeit an der Nähmaschine oder strickte und stopfte. Nachmittags aber, wenn derartige Arbeit beseitigt und das Haus wohl geordnet war, dann trat sie zum Klavier, ließ harmonisch die Saiten erklingen und sang mit reiner, heller Stimme dazu, daß die Mutter sich fröhlich ergötzte und das kleinste Brüderröckchen Ball und Kegel verließ, um „zu sehen“ wie Schwester Emilie sang. War so der edlen Musik Kraft und Zeit hinreichend gewidmet, dann griff sie zum Stützzeug, um den Parlor mit Kunstwerk zu schmücken oder Vater und Mutter mit Kopfsuß und Schuhwerk zu erfreuen, das ihre geübte Hand zierlich mit Blumen geschmückt. Oder Bleistift und Kreide schufen saubere Bilder, und

zu Zeiten mußte gar der Pinsel hervor, um, wenn auch nicht größere Werke zur Zierde des Zimmers, wo der Vater sich ruhte, so doch Pferde und Vögel und ander Getier für die kleinen Geschwister zu bilden. Die kamen gar oft und begehrten die Hilfe der Schwester. Und sie wußte Rat, weil ihr Herz mit Liebe an dem kleinen Volke hing. Sie machte den Schwestern die Puppen und half den Brüdern bei Drachen, bei Soldaten und Burgen. Ja, eins verstand sie nur allein, sie trieb's als privilegierte Person: den stets nötigen Kleister zu kochen! So war niemanden entbehrlich und allen gar lieb die gute Emilie. —

Herr Wiebrecht war längst Mitglied der lutherischen Gemeinde, die in B\*\*\*\* sich gebildet. Und er war keiner von denen, die nur so äußerlich sich mitzählen lassen, weil die Gewohnheit es so will, oder gar Aussicht auf Gewinn und Rundschaft sie leitet; nein, er glaubte von Herzen dem Worte, bekannte aus Überzeugung die lutherische Lehre und suchte mit Ernst das Wohl der Gemeinde. War in seinem Hause niemand krank, so erschie- nen sie alle zum Hauptgottesdienst. Zur Christenlehre blieb die Mutter mit dem Kleinsten wohl daheim, nie aber der Vater. Er kam mit Emilie, mit den Töchtern und Söhnen, denn er wußte und glaubte es fest: daß man bald wieder vergißt, was man in der Schule gelernt, wenn man nicht fleißig den Katechismus wiederholt, immer und immer wieder die Hauptstücke der Lehre betrachtet und treibt, dem Teufel, der Welt und dem alten Adam zum Trotz! Auch Emilie antwortete noch immer, und sie that es mit Freuden. Sie liebte das Wort; es war ihr eine Lust, in Erkenntnis zu wachsen; sie gab gerne den jüngeren Geschwistern ein gutes Exempel und erfreute auch ebenso gern den Vater und den lieben Pastor.

War dann der Nachmittags-Gottesdienst getreulich beendet, dann wurden Besuche bei guten Freunden gemacht, oder es wurden die Freunde im eigenen Hause willkommen heißen; oder es ward ein Spaziergang gemacht, wenn nicht die beiden stattlichen Rappen vor nettem Gefährd die ganze Familie weiter ins Freie entführten. — Doch die gemüthlichste Zeit gab dann der Abend. Sie blieben traulich beisammen und sangen fröhliche Lieder; der Vater erzählte von früherer Zeit, von Armut und Not, von Gottes Segen und Gnade; die Mutter wußte ein Märlein, Emilie gab Rätsel; und ehe sie's gehnt, war die Zeit schon entflohen; Loblied und Abendseggen beschloffen den Tag.

Herr Wiebrecht war ein glücklicher Mann! Das glaubte er selbst mit den Seinen, und sie priesen Gott dafür. Das glaubten aber auch die Leute, und viele glaubten es — mit Reid. Er war ihnen ein harter Mann, der nur vom Schweiß seiner Arbeiter lebte, der also seinen Wohlstand mit Unrecht gewonnen. Er war ihnen ein strenger Mann, der genau, zu genau auf Einhaltung der Arbeitszeit drang, der keinen falsch gelegten Stein ruhen

ließ, der — die Leute wußten das gewiß — auch mit Strenge über Weib und Kind herrschte, — sie zwang, sich seinem Eigenwillen zu fügen, und dabei doch liebevoll und fröhlich zu scheinen! So sagten die Leute, so lautete das allgemeine Stadtgespräch — es mußte also wahr sein! —

Als Wiebrecht eines Abends mit den Seinen bei Tische saß, ward die Hausglocke gezogen. Die Magd öffnete und führte gleich darauf einen fremden Herrn ins Zimmer. Kleidung, Haltung und Sprache ließen sofort den gebildeten Mann erkennen; alle erhoben sich und grüßten.

„Habe ich die Ehre, Herrn Leonhard Wiebrecht vor mir zu sehen?“ fragte der Fremde höflich.

„Das ist mein Name!“ entgegnete der Vater. „Womit kann ich dienen?“

„Ich heiße Theodor Alberti“ — —

„Ach, aus New York?“ fragte Wiebrecht überrascht und erfreut.

„Aus New York! Mein Vater ist Ihnen bekannt, wenn ich nicht irre!“

„Freilich, freilich! Sehr gut! Seien Sie herzlich willkommen, Herr Alberti! — Seht — wandte er sich zu den Seinen — das ist Herr Theodor Alberti, Sohn meines geehrten Geschäftsfreundes, der Euch allen dem Namen nach sehr wohl bekannt ist!“

„Seien Sie herzlich willkommen!“ sagte in ihrer sanften und herzigen Weise auch die Hausfrau, indem sie dem Fremden die Hand bot. Emilie und die älteren Geschwister verneigten sich gegen ihn, um zu bezeugen, daß sie dem Gruße der Eltern gleichfalls herzlich beistimmten.

Herr Alberti mußte sofort am Tische Platz nehmen und mitessen. Bald war der Vater mit ihm in fröhlichster und zutraulichster Unterhaltung begriffen; alle mußten erkennen, sofort erkennen, daß er ein gebildeter, liebenswürdiger und offener Mann war, der sich ganz so gab, wie er eben war.

Nach mancherlei Reden über Herrn Albertis Vater und dessen Geschäfte, über das Wohlsein der Familie und den Verlauf der Reise, fragte Wiebrecht: „Und was, mein lieber Herr, führt Sie in unsere Stadt? Welchem glücklichen Umstande verbanden wir die Freude, Sie hier bewillkommen zu können?“

„Ich habe das Vaterhaus und die Metropole des Landes verlassen, um mich im Baufache weiter auszubilden!“ entgegnete der Fremde. „Land und Leute will ich sehen; will lernen, wie man an anderen Orten baut und wie man unsere Kunst bezahlt, auch, was für Material zu Gebote steht und etwa verschifft werden kann!“

„Nun, das ist ein lobenswürdiger Entschluß; Gott segne ihn. Es ist für Sie vom größten Nutzen, wenn Sie sich die Bauwerke anderer Städte ansehen und davon zu profitieren suchen. Besser können Sie Ihr Vermö-

gen kaum anwenden, und reichliche Zinsen wird Ihnen die Auslage bringen! Wie oft habe ich selbst gewünscht, die größeren Städte der Union besuchen zu können, um ihre Bauwerke zu studieren; aber ich konnte nicht. Als ich noch Zeit dazu gehabt hätte, fehlten mir die Mittel; jetzt wären diese wohl da, aber Alter und Familie binden ans Haus!"

War Herr Alberti schon als Sohn eines Geschäftsfreundes willkommen gewesen, so war er noch ganz bedeutend dadurch in Wiebrechts Achtung gestiegen, daß er kam, um zu lernen — um in seinem Verufe weitere Ausbildung zu suchen. Solche Leute wußte der alte Meister zu ehren. Sein Gast durfte auf jede mögliche Förderung seines Vorhabens rechnen.

„Könnten Sie mir vielleicht eine kleine, aber anständige Wohnung verschaffen?“ fragte später Herr Alberti.

Wiebrecht schaute auf seine Frau und blickte fragend in ihr Auge. Sie verstand, was er wollte, neigte leise das Haupt und sprach so zustimmend: Ja!

„Wenn Sie fürlieb nehmen wollen,“ entgegnete nun laut der Hausherr, „so können wir mit einem Stübchen und Kämmerchen Ihnen dienen! Sie sind an unserem Tische willkommen und gehören, solange Sie bleiben, mit zur Familie!“

„Ei, das wäre vortrefflich! Mit innigstem Danke nehme ich Ihr freundliches Anerbieten an! Ich werde suchen, so wenig als möglich lästig zu sein und Ihre Mühe reichlich vergüten!“

„Nun gar! Von Vergütung kann keine Rede sein! Sie machen mir ein Vergnügen, wenn Sie bei uns bleiben; wir werden nach bestem Vermögen sorgen, Ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen!“ — —

Und Herr Alberti blieb. Er bezog oben im Hause ein freundliches Stübchen mit daran gelegener Kammer, aß und trank mit der Familie. In den ersten Tagen fuhr er oft mit Herrn Wiebrecht aus, um die Stadt zu besuchen, um die bedeutendsten Gebäude in Augenschein zu nehmen; später saß er auch halbe Tage einsam auf seinem Zimmer, las über Bauwissenschaft, studierte Zeichnungen und Pläne. Abends blieb er stets daheim, kam ins Familienzimmer hinunter, spielte mit den Kleinen und unterhielt sich mit dem Vater. Was sonst selten geschehen war, das war jetzt täglich der Fall: es wurden abends Geschäftssachen verhandelt! Mutter und Kinder wurden fast neidisch auf Herrn Alberti, da fast er allein vom Vater beachtet und mit Aufmerksamkeit behandelt ward, alle anderen aber zurückstehen mußten. Doch sie trugen das willig; war doch der Fremde ihnen allen täglich lieber und werter geworden, und wußte er sich doch auch zu anderen Zeiten so in das Spiel und die allgemeine Unterhaltung zu mischen, daß er groß und klein erheiterte, alt und jung aufs angenehmste

vergnügte. Schon nach wenigen Wochen war er ein „alter Bekannter“ geworden und gehörte mit zur Familie. Er wußte das zu schätzen, mißbrauchte es aber nicht. Er war zuvorkommend, höflich, dienstfertig, mied aber mit Fleiß, sich in eine Vertraulichkeit einzubringen, die eines gebildeten Mannes unwürdig gewesen wäre. Er erzählte oft vom elterlichen Hause, von seiner Jugendzeit, — er richtete Grüße aus, so oft er Briefe bekam; immer aber hielt er sich so, daß Wiebrechts sagen mußten: er ist ein feiner Mann, er ist sich's bewußt, daß er unser Gast ist, dem es geziemt, frei und gemüthlich, aber doch immer in gewissen Grenzen sich zu bewegen. — So urtheilte die Liebe! —

Auch an den Hausgottesdiensten beteiligte sich Herr Alberti regelmäßig. Er sang einen schönen Paß und hörte mit Aufmerksamkeit zu, wenn der Vater die Tages-Lektion las. Beim Gebet war er andächtig und das Katechismusstück sprach er laut und deutlich mit. Die sonntäglichen Gottesdienste verfehlte er nie, und kam daheim die Rede auf die Predigt, so konnte man auch dann merken, daß er sie wohl verstanden hatte und ein Urtheil über geistliche Dinge besaß.

So war der liebenswürdige Fremdling allen Hausgenossen täglich werter geworden. Insonderheit hatte der Vater seine Freude an ihm, denn er lernte ihn immer mehr als verständigen Baumeister kennen. Er überzeugte sich, daß der Sohn seines Freundes guten Geschmack und gründliches Wissen besaß, — daß er nicht allein einen Plan zu entwerfen verstand, sondern auch geschickt war, die Kelle und den Meißel zu führen. Oft hatte er, wenn sie miteinander die Baue besuchten, hie und da einen Handgriff gethan, der dem alten Meister zur Freude gereichte; was sollte dieser aber erst sagen, als Alberti um die Erlaubnis bat, den Frontspieß eines Portales allein vollenden zu dürfen? Er mußte es gestatten und hatte nun täglich Gelegenheit, den Fleiß und die Geschicklichkeit seines jungen Freundes zu bewundern, ihn zu Hause den Seinen zu rühmen!

Schon waren drei Monate dahin gegangen, seitdem Herr Alberti ins Haus gekommen war. Schnell war die Zeit dahin geeilt und mit einer gewissen Angitlichkeit dachten Eltern und Kinder an den möglichen Abschied. Doch der Gast redete davon nicht; sie durften also hoffen, ihn noch länger beherbergen zu können.

## 2. Das gestohlene Herz.

Als Emilie eines Morgens an ihr Nähtischchen trat und ein Stückchen Muslin aufhob, lag eine blühende Rose vor ihren Augen! Sie

erstaunte, schaute verwundert umher, öffnete schon den Mund, um zu fragen, wer sie hierher gelegt; aber da kam ihr ein fremder, wunderlicher Gedanke. Sollte Herr Alberti es gethan haben? fragte sie sich. Von einer sonst ungekannnten Scheu ergriffen, verbarg sie die Rose und sagte niemanden ein Wort davon, selbst der treuen Mutter nicht, vor der sie bisher kein Geheimnis gehabt.

Den Tag über kam ihr immer die Rose in den Sinn und dann Herr Alberti. Sie hatte nie so viel an ihn gedacht als heute; sie mußte sich stets wieder fragen: Hat er sie dahin gelegt? Und wenn — wozu hat er's gethan? Sollte ich mich bloß der Rose erfreuen, als einer schönen Blume? — Oder sollte die Rose reden die Sprache der Blumen? — Sie wollte den Gedanken nicht nachhängen; aber sie kamen von selbst immer wieder! Sie erschrak, wenn sie sich über denselben ertappte; aber los werden konnte sie sie nicht, — sie waren in ihrem Herzen und Kopfe bei jedem Tritt und Schritt, sie mochte an der Nähmaschine arbeiten oder auf dem Piano Choräle und Arien spielen.

Als Herr Alberti zum Abendessen erschien, konnte Emilie ihn kaum ansehen. Sonst war sie ganz ungeniert mit ihm umgegangen; jetzt konnte sie die Augen nicht aufschlagen. Immer war es ihr, als suche sein Auge das ihre, — als wolle er mit einem Blicke sie fragen, ob sie die Rose gefunden! Sie war zerstreut, gedankenlos, machte wunderliche Sachen und die verkehrtesten Dinge beim Ausgießen des Thees, so daß der Vater sie verwundert anblickte und die Mutter gar fragte: Was ist mit Dir, Kind? Du bist doch nicht krank? — Herr Alberti sprach gar nicht zu ihr; aber als sie es einmal wagte, ihn verstohlen von der Seite anzublicken, richtig, sie sah es: sein Blick ruhte fragend auf ihr!

Früher als sonst ging das Mädchen zu Bett, denn sie hatte, wie sie sagte, heftiges Kopfweh und hoffte Linderung, wenn sie sich legen könnte. Sie legte sich; aber der Schlaf floh sie. Wunderliche Gedanken stiegen in ihrem Herzen auf und immer kam ihr wieder Herr Alberti in den Sinn! Wozu hatte er die Rose in ihr Körbchen gelegt? Das war die Frage, auf die sie gerne Antwort gehabt hätte, und sie fand doch diese nicht trotz alles Sinnens.

Endlich machte der Schlaf dem Sinnen und Fragen ein Ende; aber nun tauchten wunderliche Phantasiegebilde in ihrer Seele auf und spielten mit ihr im Traume. Sie seufzte und focht mit den Händen, und schon war es lange Mitternacht, als sie endlich ruhig und fest zu schlafen begann.

Ruhiger und gesetzter stand sie am andern Morgen auf und sprach zu sich selbst: Thörin, die ich bin! Wer weiß, wie die Rose dahin gekommen! Es ist albern und böse von mir, immer an Herrn Alberti zu denken! Sie verrichtete ihre gewöhnliche Hausarbeit, bediente wie

sonst die Thren beim Morgentische und versicherte auf die Frage der sorgsamen Mutter, ob sie sich wohler befinde, daß ihr Kopfweh sie gänzlich verlassen. Sie zwang sich sogar, mit Herrn Alberti zu reden, wie sie es sonst immer gethan.

An dem Morgen gab es in dem Hause mancherlei zu thun; erst nach Mittag konnte Emilie zu ihrer Näharbeit greifen, um das Kleid des Schwesterchens zu vollenden. Als sie den silbernen Fingerhut anstecken wollte, fand sie ihn — mit Papier gefüllt! Ihr Herz sprach: Das hat dieselbe Hand hineingesteckt, die die Rose hineingelegt! Bitternd zog sie das Papier hervor, entfaltete es und las:

„Sinnig geliebte Emilie! Tausend Dank, daß Sie die Rose angenommen! Ich liebe Sie unaussprechlich! Bitte, schweigen Sie, bis ich mit Ihnen geredet habe! Ewig der Ihre! — Th. A.“

Es schwindelte der Jungfrau; es war ihr als müsse sie zusammenbrechen! Ihr ward angst, angst, als hätte sie ein Verbrechen begangen! Ihre Glieder bebten, daß sie sich setzen mußte. „Sage es der Mutter!“ sprach eine Stimme in ihr. Sie wollte aufstehen und zu ihr eilen, aber ihre Kniee versagten den Dienst, und indem sie wieder zusammenbrach, fiel ihr ein, daß sie eben gelesen: „Schweigen Sie, bis ich mit Ihnen geredet habe!“ Ja, sie mußte schweigen, meinte sie; und dann war's ihr doch wieder, als sage ihr Herz: „Rede, rede, es ist ein Frevel, daß dir der Mann heimlich Briefe schreibt!“ Sie wußte nicht, was sie thun sollte! Bald fühlte sie sich glücklich, daß ein lebenswürdiger Mann, der von ihrer ganzen Familie geehrt ward, ihr schrieb, daß er sie unaussprechlich liebe; bald ward sie wieder unruhig und gedachte des vierten Gebots, — dessen, was sie in der Kirche über heimliche Liebeleien gehört! Was sollte sie thun? Wie sollte sie herauskommen aus dieser Qual?

Da trat die Mutter herein. Sie gewahrte sofort, daß Emilie unruhig war, daß sie litt und mit Schmerzen zu kämpfen hatte. „Kind, was ist Dir?“ fragte sie liebevoll. Jetzt, jetzt sollte sie sagen, was sich ereignet, — was der Gast ihr geschrieben! Rede, rede!! schrie das Gewissen; aber da kamen ihr wieder die Worte in den Sinn: „Schweigen Sie, bis ich mit Ihnen geredet habe!“ Nein, nein, sie konnte nicht reden, — sie durfte es jetzt, jetzt nicht sagen! Später konnte sie es ja immer noch thun. „Mutter, das Kopfweh von gestern!“ stieß sie heftig hervor und sagte damit der treuen, lieben Mutter die erste bewußte, absichtliche Lüge! Kalter Schweiß trat ihr vor die Stirne, sie mußte nach Luft schnappen und die Hand aufs Herz pressen, denn es pochte, als wollte es herauspringen aus der beengenden Brust.

„Herz, du bist krank!“ sprach die Mutter betrübt und erschrocken.

„Leg' Dich nieder; ich will Dir Thee bereiten! Oder soll ich lieber sofort zum Arzte senden?“

„Nein, Herzensmutter nein; laß mich! Es geht vorüber! Ich will mich niederlegen! In einigen Stunden wird alles gut sein!“ — Und sie ging auf ihre Kammer; aber ihr Wehe legte sich nicht! Schrecklich kämpften Geist und Fleisch in ihrem Herzen! „Offenbare alles der Mutter!“ so sprach mahnend und dringend das erwachte Gewissen. „Schweig' und mißbrauche sein Vertrauen nicht!“ so schrie noch fühlbarer das natürliche Herz. Sie fühlte sich elend, daß sie die Mutter belogen; — sie schämte sich, daß ein Mann es wagte, heimlich an sie zu schreiben; aber sie kam sich auch glücklich vor, daß sie geliebt ward; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, von einem schönen, geehrten Manne verehrt zu werden; — es reizte ihre Phantasie und ihren Stolz, ein Geheimniß zu besitzen, das sie bewahren mußte, bis es zu ihrem Glücke offenbart werden konnte!

Lange noch kämpften Geist und Fleisch lebhaft miteinander. Emilie fand keine Ruhe, denn bald verdamnte sie das eigene Herz, bald dünkte es ihr, es sei voll Freude und Wonne. Ach, eins versäumte sie in ihrer Not! Sie betete nicht: „Vater im Himmel, führe mich nicht in Versuchung!“ Und weil sie das nicht that, so gewann die „Freude und Wonne“ die Oberhand. Sie kam nicht zum Frieden; aber leider zu dem Entschlusse: „Ich schweige, bis Alberti mit mir geredet hat!“ Und sie schwieg! Und der Entschluß machte sie stark, daß sie hinuntergehen und sogar beim Abendtisch erscheinen konnte. Sie vermochte nicht, Vater und Mutter anzuschauen, — sie schaute überhaupt niemanden an; oft wollte sie matt werden und die Hände begannen zu zittern, wenn sie des vierten Gebotes gedachte; aber sie zwang sich wieder, äußerlich ruhig zu scheinen, — mit einem unbeschreibbaren Troste drängte sie das bessere Gefühl zurück! Das kostete ihr Kampf und machte ihr Schmerz; dann aber ward sie auch getrost und fühlte sich glücklich, wenn ihr nämlich in den Sinn kam, daß sie dem Manne gegenüber saß, der sie „so innig liebte“! Und dennoch wieder konnte sie die Augen nicht aufschlagen und es war ihr, als müsse sie sich schämen vor allen den Thren, — als sei ihr guter Name dahin! Aber das dauerte nicht lange! Mit Gewalt machte sich die Liebe der Jungfrau zu dem Manne geltend, die bisher im Herzen geschlummert hatte, von der sie sich auch jetzt nicht hätte Rechenschaft geben können, — die aber um so mächtiger erwacht war und ohne ihr Wissen sie beherrschte, als sie verborgen bleiben und das Licht scheuen mußte!

Alberti merkte wohl, wie es um Emilie stand; aber er durfte — er wollte nicht sehen. Er triumphierte im stillen! Erst als die ganze Familie im Wohnzimmer versammelt war und die gewöhnliche Abendunterhaltung begann, da wurde auch er heiter und zwar in einer Weise, daß



Vater und Mutter sich dessen wunderten. Er erzählte dann aber von einem Briefe den er bekommen und der ihm die fröhlichste Nachricht gebracht; da war ja alles erklärt! Mit dem Gesicht abgewendet saß Emilie und hörte auf Albertis Worte; es war ihr, als rede er nur mit ihr, — als wäre seine Stimme so lieblich und traut. Sie saß äußerlich still, aber im Herzen wogten stürmische Wellen, — es wollte zerspringen und mußte ruhig sein; es drängte mächtig zum Reden und doch mußte es dem Munde Schweigen gebieten!

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Alberti neue Schritte gethan hätte. Er mußte erst gewiß werden, daß er bis soweit gewonnen hatte. Emilie träumte Tag und Nacht nur von ihm und überlegte die Worte: „Schweigen Sie, bis ich mit Ihnen geredet habe!“ Er wollte also mit ihr reden, und er that es doch nicht! O, die Zeit dauerte ihr so lange!

Endlich kam sie! Wieder fand sie in ihrem Fingerhute einige Zeilen von ihm. „Ihr Vater sagte mir gestern, daß er in den nächsten Tagen mit der Mutter Ihre Tante Susanne besuchen müsse. Er lud mich ein, mit hinaus zu fahren; ich lehnte es ab und schügte dringende Arbeit vor. Emilie, Sie bleiben daheim! Ich werde Ihnen dann sagen können, was ich bis jetzt in mein Herz schließen mußte. Leben Sie wohl bis zu der Stunde. T. A.“

Sie erschraf wieder heftig, als sie die Worte gelesen. Wieder ward ihr so wehe und angst im Herzen! Wieder trat ihr das vierte Gebot vor die Seele und laut sprach das Gewissen: „Das Mädchen muß sich schämen, das einem Manne erlaubt, heimlich mit ihr von Liebe zu reden; das muß sich schämen vor Gott, vor den Engeln und den Menschen!“ — Aber sie hatte ja nun einmal schon geschwiegen, — sie wollte ja alles den Eltern noch sagen, — sie hatte ja nur gute, ehrliche Absichten; sie konnte — sie wollte jetzt nicht zurück.

Vater und Mutter fuhren zur Tante Susanne, die schwere Krankheit ans Bett fesselte. Emilie mußte daheim bleiben, um der jüngeren Geschwister zu warten. Mit bebendem Herzen kehrte sie ins Haus zurück, als sie die Eltern zum Wagen geleitet und diese davon gefahren waren. Die älteren Geschwister waren zur Schule; die kleineren spielten im Garten. Sie war allein im Zimmer und versuchte zu sticken; aber die Hand war schwer und zitterte; sie ruhte bald wieder, und träumend saß das Mädchen, seines — Glückes gedenkend. — —

Da ging die Hausthür; jetzt ward die Stubenthür geöffnet. Es war Alberti, der herein trat. „Ich vergaß meinen französischen Maßstab!“ sagte er, als er gegrüßt, sich dabei scheu umsehend im Zimmer, ob nicht etwa Zeugen gegenwärtig. Er sah nur Emilie, die ihre Augen nicht auf-

schlug, deren Herz gewaltig pochte, und die Mühe hatte, sich auf ihrem Stuhle zu halten.

Alberti stand vor ihr und schaute auf sie mit funkelnden Augen.

„Emilie,“ sprach er, „seit dem ersten Augenblick, da ich Sie gesehen, hat mein Herz Ihnen gehört. Als ich Sie erblickte, sagte mir mein guter Engel: das ist die, die Gott dir bestimmt hat! Mein Herz sprach Ja und Amen dazu! Sie, Emilie, sind meine erste Liebe, und ich habe Sie seit jenem Augenblicke innig und aufrichtig geliebt! Ich habe Sie geliebt mit ganzem Herzen, habe Sie bei Tag und Nacht keinen Augenblick vergessen! Aber ich wollte Sie erst kennen lernen und wollte meine eigene Liebe einer harten Probe unterwerfen. Sie wissen, wie ich geschwiegen habe, wie ich kaum that, als ständen Sie mir näher als eins Ihrer Geschwister; aber meine Liebe blieb nicht dieselbe, nein, sie nahm täglich mächtig zu, und ich konnte sie nicht mehr verbergen, ich mußte sie Ihnen gestehen! Emilie, wenn Sie meine Liebe erwidern können, dann machen Sie mich zum Glückseligsten aller Sterblichen; wenn Sie mich abweisen, hat dieses Leben keinen Reiz mehr für mich!“

Er schwieg. Emilie erwiderte nichts. Was sollte sie sagen? Sie war berauscht und bethört! Welches einsam und häuslich erzogene junge Mädchen hätte wohl ein nüchternes Gemüt, einen klaren Blick behalten, wenn ihr solche Worte von einem Manne gesagt worden wären, der von den Eltern ins Haus aufgenommen worden war, — den sie liebten, ehrten, und rühmten?! — Emilie schwieg und wußte selbst nicht, wie ihr war! Sie hätte entfliehen mögen und war doch so glücklich, so unaussprechlich glücklich in der Nähe dieses Mannes.

„Emilie,“ hob Alberti wieder an, „Emilie, können Sie mich wieder lieben?“

Sie sah einen Augenblick auf, ihre Blicke begegneten sich. Alberti kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und sagte mit beweglicher Stimme: „Emilie, ich will Ihnen ewig angehören; ich will Sie auf den Händen tragen; ich will alles thun, was ich Ihnen an den Augen absehen kann; ich will Sie zu der glücklichsten Frau auf Erden machen; ich will all mein Vermögen zu Ihren Füßen niederlegen und will noch mehr dazu erwerben, damit sie als eine Kaiserin leben können; Emilie, sagen Sie mir nur das eine Wort: Können Sie mich wieder lieben?“

Und: „Ja ewiglich!“ hauchte die Jungfrau.

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und sprach dann weiter: „So sind Sie also mein für immer — o, für immer! Gott sieht auf unsern Bund herab und segnet ihn! Er hat uns zusammengeführt, und keine Macht der Welt soll uns scheiden! Sie haben mich zu dem glücklichsten Menschen auf Erden gemacht, und ewig, ewig will ich Ihnen dankbar sein!“

Nochmals küßte er die Hand, stand dann auf und ging in großen Schritten durch das Zimmer. —

„Sie müssen nun aber mit meinen Eltern reden!“ sagte nach einigen Sekunden Emilie mit leiser Stimme und mit verschämtem Blick auf den geliebten Mann.

„Gewiß, gewiß!“ erwiderte Alberti, indem er wieder ihre Hand ergriff. „Ich mußte nur erst Ihres Herzens gewiß sein, ehe ich Vater und Mutter um Ihre Hand bitten konnte! Morgen werde ich mit dem Vater reden! Morgen werde ich ihm sagen, daß ich das Glück habe, seine Tochter mein, mein nennen zu können! Und Sie, Emilie, reden Sie mit der Mutter, dann ist die Zustimmung so viel gewisser!“

„Ich will!“ entgegnete sie kleinlaut. Sie fürchtete, sie schämte sich, ihre Liebe der Mutter zu gestehen; aber sie wollte es thun, weil ihr Gewissen die Heimlichkeit strafte, und weil ihr Herz den liebte, der ihr das „Ja“ abgenötigt, — der ihr das Herz — gestohlen!

„Emilie!“ sprach der Gast des Hauses und wollte aufs neue die Gefühle seines Herzens darlegen, „Emilie, wenn die Eltern dann unsern Bund gesegnet“ — — —

Das kleine Schwesterchen kam an die Thür und versuchte zu öffnen. Herr Alberti nahm seinen Hut, warf der Geliebten noch einen Blick zu und verschwand eilig aus der Stube. —

Spät abendskehrten die Eltern heim. Die Kleinen schliefen schon; Emilie las noch in einem deutschen Schriftsteller. Herr Alberti aber studierte auf seinem Zimmer; er hatte sich seit dem Essen nicht sehen lassen. —

### 3. Das Gericht des Vaters.

Am folgenden Nachmittage machte sich Emilie auf ihrer Kammer zu schaffen. Die Thür ließ sie offen, denn sie erwartete die Mutter, die hier vorüber mußte, so oft sie das Wohnzimmer verließ. Jetzt kam sie, Emilie winkte und schloß hinter der Mutter sorgfältig das trauliche Stübchen. Die schaute sie verwundert an und fragte mit ängstlich blickenden Augen: Was hat das denn zu bedeuten? Die Tochter verstand es und fiel der Mutter um den Hals und flüsterte leise: „Herr Alberti hat mir seine Liebe gestanden! Herzensmutter, sei mir nicht böse und gieb mir Deinen Segen dazu!“

Da machte die Mutter sich von der Umarmung los, ergriff ihre Hände, schaute erschrocken ihr in die Augen und sprach: „Kind, was hast Du

gethan?! Ach, was wird der Vater nur sagen!“ Sie setzte sich aufs Bett, bedeckte mit den Händen ihr Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

O, wie ward dem Kinde es da so angst, so angst; wie erwachte auf einmal das schlafende Gewissen! „Mutter!“ sprach es mit Zagen — „Mutter, verlaß mich jetzt nicht! Noch heute wird Alberti mit dem Vater reden! Mutter, nicht wahr, Du segnest Dein Kind, Deine Emilie?“

„Ja, ja; ich will Dich wohl segnen, obwohl Du gottlos gethan, daß Du ihn anhörtest; aber der Vater, der Vater! O, ich weiß, was er urtheilen, was er sagen wird!“

„Gottlos“ also hatte sie nach dem Urtheil der Mutter gethan, daß sie Alberti nur angehört, als er von Liebe zu ihr geredet! Was würde die Mutter dann erst sagen, wenn sie wüßte, daß ihr Kind Briefe empfangen und heimlich verborgen? Das, das fiel dem Mädchen gar schwer aufs Gewissen!

„Mutter, was soll ich thun?“ fragte es mit ängstlichem Tone.

„Kind, ich weiß nicht! — Nein, ich weiß keinen Rat! — Laß es nur kommen, wie es Gott gefällt! Herr, Herr, handle barmherzig mit mir und meinem Kinde!“ — — — —

Beim Abendessen ward von den Frauen wenig geredet. Nur der Vater und Herr Alberti sprachen lebhaft zusammen, wie sie's seit Monden gewohnt. Der letztere hatte offenbar die Absicht, seinen Gastwirt zu interessiren, ihn für sich günstig zu stimmen. Und es gelang ihm wie immer. Der Vater hatte sein Gefallen an dem wohlunterrichteten, gebildeten, offenen Manne; schenkte ihm gerne sein Ohr und kam ihm auch jetzt mit herzlichem Vertrauen entgegen. — —

„Herr Wiebrecht, ich möchte Sie freundlichst ersuchen, mir ein halbes Stündchen privatim zu schenken!“ sprach nach dem Essen Alberti.

Obwohl leise gesprochen, vernahmen es doch Mutter und Tochter. Als wären sie plötzlich gelähmt, so fuhr der Schreck in ihre Glieder. Jetzt, jetzt war die Entscheidung vorhanden!

„Mit Vergnügen!“ erwiderte der Vater, trat höflich zur Seite und winkte dem Gaste mit der Hand, den Weg zum Privatstübchen zunächst zu betreten. —

Sie setzten sich beisammen auf das altmodische Sopha, in dessen hohen Ecken es sich so bequem ruhen ließ. Der Vater schwieg, die Mitteilung des geliebten Fremdlings erwartend. Der säumte auch nicht, hustete noch einmal verlegen, öffnete den Mund und sprach:

„Mein teurer Herr Wiebrecht, sie haben mich liebreich wie einen Sohn behandelt, seitdem ich unter ihr gastliches Dach trat! Ich liebe und verehere Sie wie einen Vater; ich bin Ihnen für ihre Güte dankbar, wie nur ein Kind es sein kann! Ihr bisher bewiesenes Zutrauen, Ihre so vielfach

bewiesene Liebe ermutigen mich, noch Größeres von Ihnen zu erbitten. Ich habe mich gestern mit Fräulein Emilie verlobt; bitte, geben Sie Ihren Segen dazu!"

Als hätte eine Schlange ihn gebissen, so fuhr der Alte in die Höhe, da er die letzten Worte vernahm! Er stand vor seinem Gaste und schaute diesen mit Blicken an, als wollte er sagen: Herr, sind Sie wahnsinnig? Schweigend stand er so wohl einige Minuten; dann sprach er: „Sie haben sich mit meiner Tochter verlobt? — Wie haben Sie das gemacht, mein Herr?"

Alberti wußte nicht zu antworten! Er war bleich geworden und schaute mit Schrecken in die zornigen Augen seines Wohlthäters.

„Wie haben Sie das gemacht?" wiederholte dieser.

„Ich gestand ihr meine Liebe, und sie gelobte, mir ewig angehören zu wollen!" konnte der junge Mann endlich hervorbringen.

„So, und das nennen Sie eine Verlobung?" sprach Wiebrecht mit lauter, drohender Stimme. „Ich weiß nicht, wie Ihre Eltern es halten und geht mich auch nichts an; aber mein Kind gehört mir, mir ist es von Gott gegeben und anvertraut, und es hat in alle Ewigkeit kein Recht, ohne mein Wissen und ohne meine Einwilligung sich irgend einem Menschen zu versprechen! Mein Kind begeht an mir selbst einen freventlichen Raub — doch, wir wollen es rufen, es soll hören, was hier vorgeht!"

Er trat an die Thür und rief seine Tochter. Sie kam, von der Mutter geführt, wankte ins Zimmer und ließ sich auf dem nächsten Stuhle nieder. Die Mutter nahm neben ihr Platz, als fürchte sie, daß ihre Emilie ihres Schutzes bedürfen würde.

„Dieser Mensch hier," wandte sich der zürnende Vater zu seinem Kinde, „behauptet, Du hättest Dich mit ihm verlobt und ihm ewige Treue zugesagt! Sage, ist dem also?"

„Ja, lieber Vater!" erwiderte sie schüchtern und zögernd.

„Ist es möglich?! Also dazu habe ich Dich von Jugend auf ernährt, gekleidet, mit Gottes Wort unterrichtet und mit Sorgen behütet, damit Du heute Dich hinter meinem Rücken verkluppeln und Dich nach eigenem Gefallen dem ersten Besten an den Hals hängen könntest? Das ist eine verfluchte, schändliche That!! Hältst Du also das vierte Gebot und sorgst dafür, daß seine Verheißung bei Dir in Erfüllung gehe?!"

Laut weinend verbarg Emilie ihr Gesicht in den Händen. Die Hände gefaltet saß die Mutter neben ihr, sprachlos, bleich wie der Tod. — Herr Alberti hielt es aber für seine Pflicht, jetzt auch einmal das Wort zu ergreifen.

„Herr Wiebrecht!" sprach er, indem er aufstand, „Ihre Tochter ist

kein Kind mehr! Sie ist längst majorenn nach den Gesetzen des Landes und kann heiraten, wen sie will und wann sie will!“

„Ha ha! Ist das die Moral des Fuchses, der mir in mein Taubenhäus eingebrochen ist? Nein, Herr, meine Tochter ist mein Kind, solange ich lebe, und Gottes Gebot bleibt für sie stehen, solange sie lebt! Aber es ist gut, daß Sie mir das gesagt haben! Nun sagen Sie mir doch auch, woher hatten Sie die Gewißheit, daß ich Sie zum Sohne annehmen würde, wenn Sie meine Tochter bethört hätten? Ist es nicht ein Vubenstück, daß Sie mir erst das Herz der Tochter entwenden, und dann suchen Sie um meine Einwilligung nach?! Erst rauben Sie mir mein Kind und dann gebärden Sie sich, als läge an meinem Willen auch etwas! Ohne mein Vorwissen drängen Sie sich mir zum Schwiegersohn auf und dann soll ich die greuliche That segnen? Herr, das ist ein Vubenstück!“

„Vater, Vater!“ rief die Mutter, „rede nicht so!“

„Herr Wiebrecht, Sie behandeln mich ganz erschrecklich! Ich begreife nicht, wie ich Sie so erzürnt haben kann!“ sprach Herr Alberti mit zitternder Stimme.

„So, das begreifen Sie noch nicht! Dann sagen Sie einmal, mit welchen Teufelskünsten, mit welchen Lügen und Betrügereien haben Sie es dahin gebracht, daß mein armes Kind Sie angehört und Ihnen das Versprechen der Ehe gegeben hat?“

Alberti schwieg und sah betroffen vor sich nieder.

„Sehen Sie, Sie müssen verstummen wie ein Vube, den man über dem Stehlen ertappt! — Ich will Ihnen sagen, wie es zugegangen ist! Heimlich, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, haben Sie erbärmlicher Mensch mein armes Kind bethört! Als einen Freund habe ich Sie in mein Haus aufgenommen, — als ein Freund sind Sie von meiner Familie behandelt worden; und während wir Ihnen mit vollem Vertrauen entgegen kommen, heucheln Sie Offenheit und Aufrichtigkeit, stehlen mir aber heimlich das Herz der Tochter, um dann endlich zu sagen: ‚Herr Wiebrecht, ich bin ihr Sohn und Erbe, sie mögen es wollen oder nicht?‘ Herr, wissen Sie, was Hausdiebe sind?“

„Herr Wiebrecht, Sie werden brutal?“ rief Alberti.

„Ich brutal? Nein, Herr, Sie sind brutal gewesen, solange Sie hier aus- und eingegangen sind! Sie haben sich als ein Fuchs hier eingeschlichen, um mir mein Kind zu rauben! Vor den Bären und Wölfen kann man sein Haus verschließen; die Füchse schleichen sich ein und stehlen das Beste!“

„Herr, ich gestehe, daß ich unrecht gethan,“ lenkte Alberti nun ein.

„Ich begreife Ihren Schmerz; aber die Sache ist einmal geschehen! Bitte, beruhigen Sie sich, und heißen Sie gut, was nicht mehr zu ändern ist!“

„Mensch, daß ich Sie nicht zum Hause hinauswerfe, das verdanken Sie nur Ihrem Vater! Können Sie Bube wirklich meinen, daß ich mein Kind einem Kerl geben werde, der es, indem er Gast im Hause ist, bethört, heimlich bethört, sein Herz den Eltern stiehlt und diese nun zwingen will, daß sie ihn zum Sohne annehmen? Nein! sage ich Ihnen. Nein! Und noch heute verlassen Sie dieses Haus, dessen Gastfreundschaft Sie so schändlich vergolten haben!“

„Herr Wiebrecht, Ihr Kind ist mir verlobt!“ sagte Alberti unbeirrt, während Mutter und Tochter vor Jammer vergehen wollten.

„Narr, der Sie sind! Ist das eine Verlobung, wenn ein Fuchs ins Haus schleicht, belügt die Tochter und nimmt ihr heimlich ein Eheversprechen ab? Der schändlichste Diebstahl ist das! So wenig mein Kind ein Recht hat, mein Haus zu verlassen; so wenig kann es seinen eigenen Leib ohne meinen Willen weggeben! Und so wenig Sie ein Recht haben, mein Geld und Gut hinter meinem Rücken zu nehmen; so wenig haben Sie ein Recht an meiner Tochter! Ich weiß von keiner Verlobung, sondern nur von einer gottlosen Liebelei und einem schändlichen Betrüge! Verlassen Sie mein Haus! Ihrem Vater werde ich schreiben!“

„Vater, Vater!“ bat Emilie, „herzliebster Vater, es reuet mich, was ich gethan! Vergieb, vergieb, oder strafe mich, wie es Dir gefällt; nur weise Herrn Alberti nicht so fort. Mir bricht sonst das Herz und ewige Schande ist mein Teil!“

„Was ich Dir zu sagen habe, das kann immer noch geschehen! Dummes Zeug mit dem Herzbrechen und der ewigen Schande! Ich bin Dein Vater, muß wissen, was Dir zum Besten dient, und habe es vor Gott zu verantworten! Punktum, ich weiß von keiner Verlobung!“

„Lieber Mann,“ erhob demüthig und bittend die Mutter ihre Stimme, „Lieber Mann, laß Gnade für Recht ergehen! Gott hat es nun einmal zugelassen, daß die beiden sich versprochen haben; er wird alles zum Besten lenken!“

„Nein, Mutter! Nimmer! Das hat Gott zugelassen, daß unser Kind von diesem nichtswürdigen Menschen betrogen worden ist; aber nicht hat er zugelassen, daß ich es gut heiße! Nein, er hat mir geboten, mein Kind mit höchstem Fleiße zu bewahren und es nur einem Manne zu geben, der auch die Seele zu schützen versteht, so weit das in eines Menschen Macht liegt! Dieser hier ist ein Dieb und Betrüger, dem vertraue ich kein Geld an, vielweniger mein Kind!“

Bei den letzten Worten erbebt Alberti und sein Gesicht ward aschgrau. Noch einmal öffnete er den Mund und sprach: „Herr Wiebrecht, nur die innige, heilige Liebe, die ich zu ihrem Kinde im Herzen trage, hat mich bestimmen können, Ihre entsetzlichen Schmähungen über mich ergehen zu

lassen! Ich bin bereit, alles zu vergessen, und bitte noch einmal: geben Sie mir Ihre Tochter, ich will ihr ein treuer Gemahl und Ihnen ein dankbarer Sohn sein!"

"Herr, Sie sind frecher, als ich es Ihnen vorhin zugetraut hätte! Sie haben mein Vertrauen aufs schändlichste mißbraucht! Sie sind in meinen Augen ein Bube, und mich wundert, daß Sie hier noch stehen mögen!"

"Ist das Ihr letztes Wort?"

"Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen noch öfter sagen, was ich von Ihnen halte! Wie gesagt, Sie tragen den Namen meines Freundes, sonst würde ich Sie zum Hause hinauswerfen!"

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ging Alberti zur Thür hinaus. Man hörte, daß er unten ins Zimmer trat, wahrscheinlich, um seinen Hut zu nehmen, und dann das Haus verließ.

In Wiebrechts Zimmer blieb es einige Minuten stille, nur seufzten Mutter und Tochter und ließen ihren Thränen freien Lauf.

"Emilie, wie konntest Du Dich so bethören lassen, hinter dem Rücken Deines Vaters einem Fremdlinge die Ehe zu versprechen?" fragte der Vater dann beruhigter und freundlicher.

"Herzenvater, ich war verblendet; ich habe unrecht gethan; aber ich bitte Dich, laß Alberti nicht so gehen, rufe ihn zurück, ich bin sonst ein unglückliches Mädchen!"

"Vater, thue es!" bat auch die Mutter. "Sie haben beide gesündigt; aber es ist nun besser, gute Miene zum bösen Spiele zu machen! Emilie liebt Alberti, den Du selbst stets geehrt; ich fürchte Unglück, wenn sie so scheiden müssen!"

Der Vater schüttelte den Kopf. "Heimliche Verlöbniße sind Gott ein Greuel!" sagte er mit fester Stimme. "Und der Mensch ist ein Nichtswürdiger, der als Gast in ein Haus aufgenommen wird und dann in aller Heimlichkeit die Tochter und Eltern betrügt, bis sie nach seiner Meinung nicht mehr los können! Nein, nein, ein solcher Mensch bekommt unsere Emilie nicht! Gott gebe, daß sie es einst erkennt, daß ich sie heute aus den Klauen eines Gottlosen gerettet habe!" —

Das erkannten weder Tochter noch Mutter. Sie konnten des Vaters Willen nicht ändern; als sie sich aber endlich aufs Lager legten, um einer ruhelosen Nacht entgegen zu gehen, da hieß es in beider Herzen: "Der Vater hat tyrannisch gehandelt!" Das klang zwar lauter im Herzen des Kindes als in dem der Mutter; aber auch diese sagte im stillen: "Es war zu strenge, zu strenge; das bricht dem Kinde das Herz, und wer weiß, was aus dem liebenswürdigen Alberti nun wird!"

So richteten Mutter und Tochter den Gatten und Vater im stillen,



weil er, wenn auch mit rauher Hand, gewissenhaft nach Gottes Wort gehandelt!

Die Leute richteten nicht im verborgenen; sie sprachen ihr Urtheil laut auf den Gassen!

Wie war es nur unter sie gekommen? — O, Vater Wiebrecht hatte die Sache gar laut gehandelt, und auch in seinem Hause hatten die Wände oft Ohren! Dazu war es ja auffallend, daß Herr Alberti so plötzlich das Haus verlassen, — daß Emilie nicht ausging und besuchenden Freunden nur verweinte Augen zeigte! Das Beste aber hatte Herr Alberti gethan! In dem Hotel, das er aufgesucht, hatte er seinem Borne Luft gemacht und laut berichtet, wie abscheulich der alte Wiebrecht ihn behandelt, weil er erst die Tochter und dann den Vater gefragt, ob er die Hand der ersteren besitzen könne.

„Wiebrecht ist schon lange im Kopfe nicht recht!“ sprachen die Gebildeten und Klugen.

„Er ist ein liebloser Tyrann, der nicht weiß, was zu heutigen Zeiten sich schickt!“ fügten die Weiber und Töchter hinzu, die das Gewissen verflagte, und die nicht wußten, was der Herr im Gesetz geboten, vielweniger, daß sein Wille unwandelbar sei.

Und auch die Christen, die Glieder der Gemeinde des Herrn, sie brachen über den Alten den Stab! „Wer zu hart schneuzt, zwingt Blut heraus!“ — „Aufscharf macht schartig!“ — „Er ist ein gefeglicher Mensch, gar fern von evangelischer Liebe!“ — „In dem Auge des Kindes sieht er den Splitter, an den Balken im eigenen gebent er wohl kaum?“ — So sprachen die Christen! Und nicht bloß hinter dem Rücken des Sünders! Nein, sie sagten es ihm ins Gesicht! — Er war verurtheilt bei allen, bei Freunden und Feinden, bei den Fremden und Hausgenossen! —

#### 4. Das widerrufenen Urtheil.

Der edle, der langjährige Frieden war aus Wiebrechts Hause hinweg! So schien es durchaus. Wohl ging alles ruhig und stille von statten, ja geräuschloser noch, als es vordem gewesen, aber die Mutter blickte betrübt, Emilie hatte verweinte Augen, wenn sie ja bei Tische erschien, des Vaters Gesicht war ernst und voll Trauer, die Kleinen verstanden nicht, was sich zugetragen, sie schwiegen und spielten im stillen, das Instrument war verstummt und die fröhlichen Lieder für immer verklungen.

Schon war es der dritte Tag, nachdem Alberti gegangen; aber noch standen oben im Zimmer die Bücher, der Koffer und was er sonst sein Eigentum nannte. Emilie knüpfte daran die Hoffnung, ihn nochmals

wieder zu sehen; der Vater fürchtete neuen Verdruß. Jene hoffte, dieser werde sein strenges, tyrannisches Urtheil widerrufen und Gnade beweisen; er aber ward täglich gewisser, daß er nur seine Pflicht gethan, — daß er Gott auf seiner Seite habe, wenn auch alle Welt wider ihn sei! Er sann, wie er die sündliche Liebe herausreißen möge aus dem Herzen des Kindes; dies aber bewahrte sie fest und hielt es für Treue, die sie dem schuldig sei, der sich freilich gegen Gott und die Eltern vergangen, der es aber auch bekannt und um Vergebung gebeten! Das sah und fühlte Vater Wiebrecht; aber wie sollte er helfen? —

Am vierten Tag wollte er eben nach dem Frühstück das Haus verlassen, um dem Berufe zu leben; da traten zwei fremde Herren herein und begehrten den Hausvater zu sehen. Ihm ahnte es: die kommen wegen Alberti! Das Herz schlug gewaltig und Furcht ergriff das Gemüt. Doch er seufzte zu Gott, zu seinem Heiland und Herrn, und dann sprach er getrost: Mag kommen, was will, du bleibst deinem Erlöser getreu und weichst nicht vom Worte des Lebens.

Er führte die Fremden ins Wohnzimmer und hieß sie sich setzen.

„Hier wohnt Herr Alberti, wenn ich nicht irre?“ fragte der eine, und es schien, als spielte dabei Hohn um den Mund.

„Er hat hier gewohnt!“ erwiderte ruhig der Vater.

„Und seit wann ist er fort?“ fragte hastig jener zurück.

„Heute ist der vierte Tag, seitdem er uns verließ!“

„So ist alles verloren!“ rief der Fremde erschrocken und sah bestürzt auf seinen Begleiter.

„Sind seine Sachen noch hier?“ fragte nun dieser.

„Sie stehen unberührt auf seinem Zimmer!“

„Wir müssen sie durchsehen; vielleicht läßt sich einiges retten!“

Von dem allen verstand Wiebrecht nicht, was es bedeute. Auch die Frau und Emilie standen gespannt, voller Erwartung, wo das wohl hinaus wolle.

„Darf ich die Herren wohl um Aufschluß bitten, was sie von Herrn Alberti begehren?“ fragte der Alte.

„Gewiß! Ich heiße Alberti, Theodor Alberti, Ihr Gast ist ein Schwindler, der. — —“

„Jesus, mein Heiland, erbarme dich meiner!“ schrie Emilie mit klagendstem Tone, brach zusammen und wäre zu Boden geschlagen, wenn die Mutter sie nicht aufzufangen hätte.

Verwundert sahen die Fremden, was vorging, und hefteten fragend ihre Augen auf den Vater. „Stand der Entflozene in irgend einer Beziehung zu der Dame?“ fragte der eine derselben mit Spannung.

„Ja, mein Herr, er hat ihr das Herz gestohlen!“ erwiderte mit Behmut der Vater.

„Der Bube!“ schrie jener und ballte zornig die Faust, während Emilie zum Sofa geführt ward.

„Herr, was ist mit ihm? Ich bitte, erzählen Sie!“

„O, Sie sollen, Sie müssen alles erfahren! Der Bube, der hier bei Ihnen wohnte, heißt Johannes King und war seit drei Jahren Architekt in unserem Bureau. Vor etwa acht Monaten hat er sich mit einem achtbaren jungen Mädchen trauen lassen. Als er ein Vierteljahr mit ihr gelebt, kam es an den Tag, daß im Süden eine Dame lebte, die beanspruchte, seine rechtmäßige Ehefrau zu sein. Er sah sich entdeckt! Ehe er aber floh, erbrach er unsere Kasse, entwandte sechstausend Dollars und war auf einmal spurlos verschwunden!“

„Sie lügen, Herr! Es sind lauter Lügen, die Sie da aussprechen!“ rief Emilie von ihrem Lager. Die Mutter starrte in des Fremden Angesicht, als sei sie wahnsinnig geworden. Der Vater war stumm auf einem Stuhle niedergesunken und hörte aufmerksam auf die Worte, die von des Fremden Lippen kamen.

„Wollte Gott, es wären Lügen!“ sagte dieser bewegt. „Hier dieser Herr ist Geheimpolizist und kann bezeugen, was ich sage; und es müßte wunderbar zugehen, wenn sich unter den Effekten des Schurken nicht einiges fände, das auch Ihnen gegenüber seine Schuld sonnenklar bewiese!“

„Aber, mein Herr, er kannte Ihren Vater und alle seine Verhältnisse genau?“ fragte Wiebrecht.

„Er war drei Jahre bei uns! Er konnte vieles erfahren, — er hat Ihren Namen oft gehört; doch bin ich gewiß, er hat das meiste gelogen!“

„Wie kommt's aber, daß ich nie erfuhr, daß der Mensch bei Ihnen verschwunden war, — daß Sie solcher Verlust betroffen?“

„Wir hatten Ursache zu schweigen, wenn wir hoffen wollten, das Gestohlene zurück zu erhalten! Jede laute Verfolgung hätte den Dieb nur weiter von uns getrieben! Zudem waren wir berichtet, daß er nach Europa entkommen sei. Schon hatten wir es aufgegeben, seine Spur zu verfolgen, da erfuhren wir zufällig durch einen befreundeten Reisenden, daß er hier weile. Der hatte ihn mit Ihnen im Wagen gesehen, hatte ihn sofort erkannt, aber damals nichts Böses geahnt. Wir eilten hieher, erfuhren, daß Herr Theodor Alberti bei Ihnen zu finden sei und finden nun leider den Vogel schon ausgeflogen!“

„Ist solche Bosheit nur denkbar?“ sprach Vater Wiebrecht mit tiefem Entsetzen. „Der Schurke wußte sich so fromm zu stellen! Er gewann unser ganzes Vertrauen und wäre wohl noch hier, wenn er sich nicht erdreistet hätte, die Hand meines Kindes zu begehren!“

„Sie haben es mit einem der geübtesten Bösewichte zu thun gehabt!“ versicherte der Polizist. „Wir kennen ihn schon lange und haben ihn oft in Händen gehabt; aber er verstand es, sich immer wieder Zutrauen zu erwerben, um neue Betrügereien auszuführen! Doch, mein Herr, wir haben Eile, wenn wir die Spur des Schwindlers verfolgen wollen! Zeigen Sie uns gefälligst sein Zimmer!“

Vater Wiebrecht führte die Herren hinaus. Was sie vorfanden, hatte fast gar keinen Geldwert. Wichtig dagegen war eine Anzahl Briefe, die der Koffer enthielt. Sie waren an Johannes Ring adressiert und ihr Inhalt zerstreute jeglichen Zweifel an seiner Schuld. Alles, was irgendwie zur Überführung des Verbrechers dienen konnte, nahm der Detektiv an sich. Als sich dieser mit dem wirklichen Herrn Alberti verabschieden wollte, war es dem alten Wiebrecht erst recht klar, wie schändlich seine Gastfreundschaft, auch von dem Frevel an seiner Tochter ganz abgesehen, mißbraucht worden war. Er klagte es mit wenigen Worten.

„Wahrlich, auch mir thut es leid,“ sagte Alberti. „Doch danke ich Gott, daß mein ehrlicher Name bei Ihnen so bald gerechtfertigt worden ist! Was Sie jenem Schurken Gutes gethan in der Meinung, Sie thäten es mir, das, lieber Herr, soll unvergessen sein. Ich danke Ihnen für alle Liebe, die Sie mir erweisen wollten, und bedaure von Herzen, daß Sie betrogen wurden. Gott tröste Sie und die Ihren! Gerne bliebe ich wenigstens einige Tage Ihr Gast; aber ich muß weiter, weniger um unser Geld zu retten, als die bürgerliche Gemeinschaft von einem Verworfenen zu befreien!“

Die beiden Herren gingen und setzten ihre Nachforschungen fort; aber sie fanden keine Spur von dem Ehrlosen. Er war wenigstens für jetzt dem Gericht der Menschen entlaufen.

Als Wiebrecht zu den Seinen zurückkehrte, fand er Mutter und Tochter in Thränen. Er wollte einstweilen nicht reden, denn Gottes Walten sprach hier deutlicher als der beredteste Mund! Schweigend ging er im Zimmer auf und nieder. Da aber erhob sich die Mutter, trat zu ihm, legte ihr müdes Haupt an seine Brust und sprach wehmütig: „Der Herr hat in Gnaden entsetzliches Wehe und unaussprechliche Schmach von uns gewendet! Lieber Mann, vergieb mir, was ich Thörichtes gedacht und gesagt!“

„Ach Mutter, es bedarf wahrlich keiner Vergebung für Dich! Ich kenne Euch Weiber! Immer geht das Herz mit Euch durch; Verstand habt Ihr nun einmal nicht; vom Kopf habt Ihr nur die Zunge und das Mäulchen zum Plappern! Drum gab Euch Gott den Mann zum Herrn und zum Haupt! — Ja, er sei gelobt für seine Gnade, daß er mir ein festes Herz gab, bei seinem Wort fest und unbeugsam zu stehen! Er hat uns gerettet, — er ganz allein!“

Da erhob sich Emilie, stand auf und fiel dem Vater zu Füßen. „Aber mir, Vater, mir mußt Du vergeben! Ich war mit Blindheit geschlagen, weil ich wider das Gewissen gehandelt! Jetzt hat mir Gott die Augen aufgerissen, daß ich den Abgrund sehe, in den ich gestürzt wäre, wenn mich seine Hand nicht errettet, wenn er mir nicht einen frommen Vater gegeben hätte! Vater, vergieb Deinem gottlosen Kinde; nie, nie will ich Dich wieder betrüben!“

Der Alte hatte des Kindes Hände ergriffen, hob es auf und führte es wieder zum Sofa. „Kind, ich hoffe, Du kennst Deinen Vater!“ sagte er mit bewegter Stimme. „Du bist tief gefallen und hast schrecklich gesündigt; doch ich vergebe Dir gern. Suche vornehmlich Vergebung bei Gott, dessen Gebot Du schmähdlich verachtet, obwohl Du es kanntest! Er vergiebt denen, die im Namen Jesu Christi zu ihm kommen!“ —

„O, wie schändlich ist es doch von einem Manne, so grausam mit einem Mädchenherzen zu spielen, wie dieser Mensch es gethan!“ sagte die Mutter nach einigem Schweigen.

„So thut eben nur ein Bube, der Gott, Gewissen und Ehre längst verleugnet, der aller Scham den Kopf abgebissen und in der Heuchelei Meister geworden!“

„Und einen solchen Menschen konnte ich lieben!“ rief Emilie mit kläglicher Stimme und schlug die Hände vor das in Scham erglühende Angesicht.

„Es ist schrecklich, schrecklich!“ klagte der Vater. „Ach, wie manches Mädchen wird so oder ähnlich betrogen, weil es Gottes Gebot nicht beachtet, weil es hinter der Eltern Rücken sich schmähdlich verkuppelt! Um Euch Mädchen vor schändlicher Tücke zu schützen, gab der Herr Euch Vater und Mutter, daß sie Euch bewahrten und Euch gäben dem Manne, den er selbst Euch ausersehen! Aber wenn der Versucher kommt, dann ist Euch die Schutzmauer eine verdrüßliche Schranke, das heilige Gebot ein schreckliches Joch, und die Eltern, die Euch mit Sorgen und Mühe erzogen, die sind dann Feinde, weil sie nicht gut heißen, was dem fleischlichen Herzen gelüftet!“

„Ja, Vater, so thöricht war ich, ich! Ich hörte nicht auf das mahnende Gewissen, ich folgte dem betrüglischen, lügenerischen Herzen! Ich selbst wollte klug und frei sein! Schande wäre mein Los, wenn mein herzliebter Vater nicht durch Gottes Gnade das Elend abgewendet!“

„Gott, Gott allein hat geholfen! Er helfe nun auch, daß Dir die Augen recht aufgeben, und Du Dich nicht bloß vor dem Elend entsetzt, das über Dich gekommen wäre, wenn alles nach Deinem Willen gegangen; sondern daß Du die Sünde erkennst, die Du gethan, — die ganz dieselbe gewesen wäre, wenn Du gegen einen sonst unbescholtene Mann Dich so

gehalten, wie Du gegen diesen Betrüger gethan! Heimliche Liebelei, heimliches Eheversprechen ist immer ein Greuel vor Gott, weil sein Gebot und Ordnung dabei verachtet wird, weil die Eltern schändlich verunehrt werden, weil aller Bosheit und Schande Thor und Thür geöffnet wird!“

„Vater, glaube mir, ich erkenne es mehr als je zuvor! Sündliche Liebe hätte mein Auge geblendet; es siehet jetzt wieder. Ich bin wieder Deine liebe Emilie, ich bin auch wieder Gottes Kind um Christi willen!“ —

Und auch was sich jetzt ereignet, erfuhren die Leute, auch die Christen. Sie vernahmen, welcher Charakter dieser „Alberti“ gewesen, — daß er bereits zwei Mädchen unglücklich gemacht, — daß Wiebrechts Tochter nur mit genauer Not einem schrecklichen Unglück entgangen! Sie vernahmen's und — ihr Urtheil schlug um! Jetzt hatte der Alte gar weislich gehandelt! Jetzt war recht und gut, was vordem alle verdammt! Jetzt priesen ihn die Männer als ein Muster von Mut und festem Beharren bei dem einmal erkannten Recht, und die Frauen sangen sein Lob, als das eines Ritters, der den Drachen erwürgt und die Unschuld errettet!

Vater Wiebrecht hörte auch das! Man sagte ihm das Lob noch offener ins Gesicht, als vordem den Tadel. Ja, in den öffentlichen Blättern konnte er lesen, was er Großes gethan, — konnte mehr dort lesen, als sich in Wahrheit ereignet.

„Ja, so sind die Menschen!“ sprach er zu den Seinen. „Wenn ein Löwe, ein unverständlich Tier, seine Jungen verteidigt, das ein Feind ihm rauben will, so heißen sie das Liebe und rühmen es laut; wenn aber ein Vater über einen Schurken ergrimmt, der sein Liebstes an Leib und Seele verderben will, dann schelten sie das, — dann ist das unklug und grausam und hart, denn der Schurke könnte ja Geld haben und nach ihrer Meinung das Kind glücklich machen! Ja, diese Menschen! Bei ihnen entscheidet stets der Erfolg! Was gut hinaus geht, das ist recht; was nicht gelingt, das ist böse und schlecht! Ach, wie wenig sind doch derer, die alles nach Gottes Wort urtheilen, die das Gebot des HErrn ihres Lebens Richtschnur sein lassen! — Nun wohl, sie mögen loben oder schelten, es ist mir eins! Ich habe meinen Gott und sage ihm zur Ehre: Wohl dem, der ein festes Herz hat, — ein Herz, das fest im Wort gegründet ist! Die Menschen halfen mir nicht in Angst und Not; aber mein Gott hat alles wohl gemacht!“ — —



## Eine herrliche Seelenrettung.

Wahre Begebenheit aus der Bekehrungs-  
geschichte Pommerns.

Für „Blätter und Blüten“ von L. D.



**D**er Heiden Horden roh und wild  
Verwüsten rings das Land;  
Und wo, ein lieblich Friedensbild,  
Der Christen Hütte stand:

Da rauchen Trümmer, liegen starre Leichen,  
Da trank die kalte Erde Menschenblut,  
Und nah und fern der Flammen rote Zeichen  
Verkünden laut des grimmen Feindes Wut.  
Es kennt die wüste Menge kein Erbarmen,  
Sie schont des Reichen nicht und nicht des Armen.



Ein Mägdlein aber, jung und zart,  
Mit holdem Angesicht  
Wird dort als Beute aufgespart  
Und Leid geschieht ihr nicht.

Doch als Gefang'ne muß sie nun von dannen  
In ferne, fremde Länder weinend zieh'n,  
Wo jene wohnen, die die Schlacht gewannen,  
Nach Pommerns Hauptort, nach der Stadt Stettin.  
In reicher Fülle wird sie dort erzogen,  
Und alt und jung, die sind ihr wohlgenogen.

Zur Jungfrau blüht sie bald heran;  
Da wirbt um ihre Hand  
Ein hochgestellter, braver Mann,  
Berühmt im ganzen Land.

Und sie gelobt, ihm treu als Weib zu dienen,  
Sie schenkt ihm liebevoll das Herz zum Bund.  
Von Friedensglanze wird ihr Herd beschienen,  
Von großem Eheglück erzählt ihr Mund.  
Es giebt der Herr dem wohlvermählten Paare  
Der Söhne zwei im Lauf der flücht'gen Jahre.

Doch ach, des Reichthums gold'ner Kranz,  
Er ist kein ewig Glück;  
Der Lebensfreuden schönster Glanz  
Bringt Jesum nicht zurück.



Und oft, wenn nach dem frohverbrachten Tage  
 Sie träumend saß im kühlen Dämmerlicht,  
 Durchzittert ihre Seele leise bitt're Klage  
 Und Thränentau benetzt ihr Angezicht:  
 Sie denkt an ihrer Kindheit Frühlingsstunden,  
 Und wie sie ihren Heiland einst gefunden.

Die Zeit ist fern, und fern der Ort,  
 Da einst die Mutter wert  
 Das himmlisch süße Gotteswort  
 Sie kindlich hat gelehrt:

Doch immer hört sie noch die zarte Stimme,  
 Noch immer sieht sie ihren sanften Blick,  
 Noch immer wünscht sie, daß ein Fünklein glimme,  
 Von jenem ersten, reinen Glaubensglück.  
 Vergeblich wünscht sie: unter blinden Heiden  
 Ist keiner, der die Seelen könnte weiden.

Sie denkt oft ans Gotteshaus,  
 Wo sie als Kindlein saß,  
 Wo Christen gingen ein und aus,  
 Wo wundes Herz genas.

Wie Töne aus dem Paradiesesgarten  
 Vernimmt sie noch den hehren Chorgefang,  
 Der aus dem Tempel, wo sich Christen scharten,

Nun über langer Zeiten Kluft erklang  
 Zu ihr herüber in das öde Leben,  
 Wo Trug und Uberglauben sie umgeben.

Ihr Sehnen wendet sich empor  
 Zu Gottes Vaterherz;  
 Sie trägt ihm gläubig bittend vor  
 Der kranken Seele Schmerz:

„O Herr, in diesem finstern Heidenlande,  
 „In dieser Wüste wand're ich allein.  
 „Des Götzendienstes eisensfeste Bande,  
 „Sie fesseln rings die hilflos Armen ein.  
 „Und ach, die Blinden wollen keine Klarheit,  
 „Sie hassen und verfolgen deine Wahrheit!

„Mein teurer Gatte kennt dich nicht,  
 „Die Söhne sind dir fern;  
 „Laß aufgeh'n deiner Gnade Licht  
 „Und deines Wortes Stern!

„Ach, laß sie nicht im Heidentum verderben,  
 „Und weise ihnen, weise mir den Weg  
 „Zur Seligkeit; mach' uns zu deinen Erben  
 „Und führe selbst uns auf den rechten Steg.  
 „O, mache dir die Armen hier zu eigen,  
 „Damit sie nicht mehr sich vor Göthen neigen!“







Und furchtlos wirkt der Zeuge viele Tage,  
Er erntet Haß und grimmen Widerstand;  
Doch harret er aus, geduldig, ohne Klage,  
Erleht den Segen sich aus Gottes Hand.  
Und selbst das Weib, das ihn von Gott erbeten,  
Sie scheut sich noch, als Christin aufzutreten.



So seufzt sie oft und inbrunstvoll,  
Doch hat sie nicht den Mut,  
Zu zengen, wie sie zengen soll  
Von Gott und Christi Blut.  
Und siehe, ihrer Schwachheit ernstes Beten,  
Das hört der Herr im hohen Himmelsthron.  
Ein Diener Christi muß die Stadt betreten  
Und freundlich reden von des Menschen Sohn.  
Der Otto ist's von Bamberg, den er sandte,  
Der ohne Furcht das ew'ge Wort bekannte.

Die Feindschaft gegen Christi Wort  
Erhebt ihr wildes Haupt,  
Bei den verstockten Heiden dort  
Ist keiner, der es glaubt.

O eitles Menschenherz, wie schwach,  
Wie furchtsam bist du doch!  
Es eilt dir Gott in Gnaden nach,  
Und du verleugnest noch! — —  
Da, plötzlich kommt ein Bote schnell geschritten  
Und ruft ihr zu mit widerregtem Blick:  
„Die Söhne Dein — sie hörten auf die Bitten  
„Des Christen Otto! Böses Mißgeschick!  
„Um Deine Kinder will er Dich beranben,  
„In seinem Hause taufte er sie zum Glauben!“

„Beim Christen? — und getauft? —  
ist's wahr?“  
Das spricht sie stammelnd ans,  
„Wer brachte Dir die Botschaft dar? —  
„O, eile schnell ins Haus  
„Des Bischofs Otto. Sag', ich werde kommen,  
„Um ihn zu sehen und die Söhne mein.“  
Ja, freudreich ist das Wort, das sie vernommen,  
Und viel zu herrlich scheint's, um wahr zu sein.  
D'rum zwischen Hoffen schwebt sie noch und  
Wangen,  
Sie wagt es kaum, Gewißheit zu erlangen.



Der Bote bringt die Nachricht hin,  
Und selber folgt sie nach,  
Die Furcht vor Menschen aus dem Sinn,  
Des Glaubens Mut wird wach;  
Sie will nun selbst von Jesu zeugen,  
Sie will bekennen, was ihr Glaube sei.  
Doch, ob die Söhne sich vor Christo beugen?  
Sie glaubt die Kunde noch nicht zweifelsfrei.  
Sie hofft es, wünscht es zitternd und mit Weinen,  
Nun ist's gewiß, nun will's unmöglich scheinen.

So geht sie halbverzagend fort,  
Ist bald den Christen nah.  
Doch kaum erreicht sie jenen Ort,  
Welch' Schauspiel zeigt sich da!

Es sitzt der Mann aus Christi Zeugenstande  
Auf grünem Rasen und der Söhne Paar  
Erschaut sie da in weißem Taufgewande  
Als Brüder in des Heilands Jüngerschar.  
Sie kommen froh und glücklich ihr entgegen,  
Zu rühmen ihrer Taufe Heil und Segen.



Und wie ein Strom voll Herrlichkeit  
Entzückt der Wonne flut,  
Die überwallt von Seligkeit,  
Der Mutterliebe Glut.

Das Herz vermag die Freude nicht zu fassen,  
Die ihrer Söhne Rettung ihr gebracht.  
Sie möchte Jubel laut erschallen lassen,  
Daß Gott erhörend ihres fleh'ns gedacht;  
Doch lähmt des Glücks Empfindung ihr die Glieder,  
Und sprachlos steht sie, sinkt zur Erde nieder.

Des Weibes stiller Christensinn  
War keinem noch bekannt,  
Man meint, sie sinke wankend hin  
Von Schmerzen übermannt,  
Weil sie als Heidin bitter es beklage,  
Daß ihre Söhne Christo zugesloh'n,  
Und Otto eilt, daß er ihr tröstend sage,  
Wie Heil entquillt dem Wort von Gottes Sohn.  
Doch staunend hört er, als sie sich erhoben,  
Aus ihren Mund den Heiland fröhlich loben.



„Herr Jesu Christ, ich preise dich,  
Das ist ihr erstes Wort,  
„Daß deine Allmacht gnädiglich  
„Mich läßt an diesem Ort  
„Die Kinder mein getauft und gläubig sehen!“  
Sie küßt, umarmt der Söhne Christenpaar —  
„Du weißt, o Herr, was heute hier geschehen,  
„Das hab' ich schon seit manchem langen Jahr  
„Von dir erbeten seufzend und mit Sorgen:  
„Die Nacht ist hin und herrlich glänzt der Morgen.“

Dann spricht sie Christi Boten an:  
„Der Segen zugewandt  
„Sei Eurer Zukunft, Gottesmann,  
„In unserm Heidenland.

„Den starren Widerstand laßt Euch nicht hindern,  
„Getrost zu bauen Jesu Gnadenhaus;  
„Ein großes Volk von treuen Gotteskindern  
„Gewinnt Ihr hier gewiß; drum harret nur aus!  
„Bisher ließ mich die Furcht nicht frei bekennen,  
„Nun aber will ich stets mich Christin nennen.“



Und Otto preißt mit frohem Mund  
Der Gnade Wunderweg.  
Wie Gott es fügte, giebt er kund,  
Daß auf den rechten Steg  
Zum Himmel wurden hingeführt die Knaben;  
Wie erst sie fragend Auskunft oft begehrt  
Von ihm und seinen Dienern, wie die Gaben  
Des Geistes sie erleuchtet und befehrt  
Durchs Wort der Wahrheit, wie sie froh die Gnade  
Des Herrn erfährt im heil'gen Wasserbade.

Und Gottes Werkzeug wird die Frau  
Mit ihren Söhnen jezt,  
So daß des Wortes Himmelstau  
Das dürre Feld benezt.

Sie zeugen nun vom Heiland ohne Bangen,  
Und licht und hell wird's dort im finstern Land,  
Des Glaubens Frühlingssonne kommt mit Prangen,  
Es schmilzt des Götzendienstes eisig Band.  
Ein sel'ger Frieden schwebt zur Erde nieder  
Und auf zum Himmel steigen Dankeslieder.



## Land und Leute von Borneo.



**B**irnenförmig gestaltet, mit der Spitze nach Norden, dehnt sich Borneo, die größte Insel unserer Erde, ungefähr in seiner Mitte vom Erdgleicher durchzogen, über 11 geographische Grade aus, während seine Breite genau 10 dieser Grade beträgt. Ihr Flächeninhalt beträgt 12,962 geographische Geviertmeilen; sie übertrifft also an Größe das Deutsche Reich um ein Bedeutendes. Freilich steht zu dieser gewaltigen Ausdehnung die Zahl der Bevölkerung in keinem Verhältnis. Während das kleine Königreich Württemberg 1,995,185 Seelen zählt, beläuft sich die gesamte Einwohnerzahl der Riesinsel Borneo nur auf 1,240,000, die sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzt.

Geben wir zunächst eine genaue Grenzbestimmung unserer Insel. Wie schon gesagt, gleicht ihre äußere Gestalt der einer Birne, in nordöstlicher Richtung quer über den Erdgleicher gelagert, mit dem nördlichen, schmalen Ende den Philippinen zugewandt. Diese äußerste nördliche Spitze wird von der Sulu = See bespült, während abwärts bis zum Äquator das Chinesische Meer im Westen und die Celebes = See im Osten die Insel begrenzen. Den ganzen Teil südlich vom Äquator umschließt dann die Java = See, welche an der südlichen Ostküste Borneos, dieses von der Insel Celebes trennend, sich zur Mangkassarstraße verengt und durch diese wieder mit der Celebes = See in Verbindung steht. Schon die Namen dieser Meere deuten uns die Lage an, welche Borneo zum asiatischen Festland und zu den übrigen Hauptinseln des indischen Archipels einnimmt. Die Sulu = See, so genannt von den spanischen Sulu = Inseln, scheidet Borneo von der Gruppe der Philippinen, das Chinesische Meer stülzet zwischen ihm und dem Reiche der Mitte; die Java- und Celebes = See endlich trennen unsern kleinen Kontinent von den drei übrigen gewaltigen Inseln des holländischen

Indien, von Sumatra, Java und Celebes. Der Name „Borneo“, mit welchem wir die Gesamtinsel zu bezeichnen pflegen, rührt von einem kleinen Sultanat im Norden der Insel her, welches, ursprünglich Brunei genannt, allmählich von den Holländern in „Borneo“ umgewandelt wurde und jetzt noch häufig eigentliches Borneo genannt wird. Bei der einheimischen Bevölkerung heißt die Insel Tanah Kalimantan. Politisch sind fünf Teile auf ihr zu unterscheiden; der weitaus größte Teil gehört zu Holland; die nordöstliche Spitze haben die Engländer in Besitz genommen und zwischen diese beiden europäischen Kolonien lagern sich drei einheimische und einstweilen noch unabhängige Sultanate: das schon erwähnte von Brunei, diesem gegenüber an der Ostküste jenes von Tidung und endlich das an der Westküste lang und schmal sich hinziehende Sarawak. Letzteres gehörte bis zum Jahre 1839 zu Brunei, wurde jedoch damals von dem Kadyscha Hassim an den englischen Abenteurer James Brooke abgetreten für die Hilfe, welche dieser dem Sultan gegen chinesische Seeräuber geleistet hatte. Anfänglich blieb Brooke mit seinem neuen Besitz in einem Verhältniß zu Brunei und dessen Herrschern; allein schon bald, im Jahre 1845, gelang es ihm, sich vollständig unabhängig zu machen. Brooke starb 1868, und die Herrschaft Sarawak ging zufolge testamentarischer Bestimmung auf seinen Neffen und dessen männliche Nachkommen über. Sterben auch diese aus, so fällt das Land der englischen Krone anheim, und das riesige England wird auf Borneo des kleinen Hollands Zimmernachbar.

Die ersten Nachrichten über Borneo und den ganzen indischen Archipel verlieren sich in die graue Zeit der Sage, oder entstanden wenigstens nicht im vollen Tageslicht der Geschichte. Schon beim alten Ptolemäus soll die Insel unter dem Namen „Glücksinsel“ vorkommen, und in noch früherer Zeit hätten daselbst ägyptische und phönizische Kolonien bestanden; ja, die Tharssesfahrer der letzteren hätten, durch das Rote Meer ihren Weg nehmend, auch an diesen fernen Gestaden Anker geworfen. Einige wollen sogar in Borneo das goldreiche Land Ophir wiedererkennen und somit diese Insel des fernen Ostens mit Palästina in Verbindung bringen. Die erste einigermaßen sichere Kunde von Borneo, freilich nicht unter diesem Namen, sondern unter dem von „Giava Maggiore“ (Java Major), giebt uns der länder- und völkerkundige Venetianer Marco Polo. Er schildert uns die Insel, die er aber nicht selbst bereist hat, folgendermaßen: „Wenn man Zamba (das heutige Cochinchina) verläßt und zwischen Süden und Südost 1500 Meilen weiter steuert, so kommt man an eine große Insel, die Java heißt und nach den Berichten einiger sehr wohl unterrichteter Schiffer die größte in der Welt ist, da sie einen Umfang von ungefähr 3000 Meilen hat. Sie steht unter der Herrschaft nur eines Königs; auch zahlen die Einwohner keinen Tribut an irgend eine andere Macht. Sie sind Götzanbeter. Das

Land ist reich an Vorräten aller Art; Pfeffer, Muskatnüsse, Spikenarde, Galgant, Kubeben, Gewürznelken und alle die anderen köstlichen Gewürze und Spezereien sind die Erzeugnisse dieser Insel, weshalb sie von vielen warenbeladenen Schiffen besucht wird, wodurch den Eigentümern ein großer Gewinn zufällt. Die Masse Gold, die daselbst gesammelt wird, übersteigt alle Berechnung und allen Glauben. Von da haben die Kaufleute von Zaitum (das heutige Tschin = tschu) das Gold in sehr großer Menge geholt und holen es noch heutigen Tages, und von da bringt man den größten Teil der Gewürze, welche in der ganzen Welt verteilt werden. Daß der Großhan die Insel nicht unter seine Notmässigkeit gebracht hat, muß man der Länge der Reise und den Gefahren der Schifffahrt zuschreiben.“ So weit der Strabo des 13. Jahrhunderts. Fast zweihundert Jahre blieb die indische Inselwelt für die Europäer ein verschlossenes Zauberland. Endlich mit Beginn des 16. Jahrhunderts sprengte der portugiesische Unternehmungsgeist auch die Kiegel dieses Wundergartens, und wohl zum erstenmal wehten christliche Flaggen auf den indischen Meeren. Rasch folgten sich die Entdeckungen, aber noch rascher die Eifersucht und Gewinnlust der seefahrenden und handeltreibenden Nationen. Holländer und Engländer suchten den Portugiesen den Rang abzulaufen, und im indischen Archipel gelang ihnen dies vollständig. Zwar suchte Philipp II. von Spanien, als Portugal vorübergehend mit der castilischen Krone vereinigt war, die Holländer wieder zurückzudrängen, aber vergebens: die gesamte „indische Inselstür“, mit alleiniger Ausnahme der Philippinen, blieb im Besitze der niederländischen Kaufherren.

Der erste Holländer, der seinen Fuß auf Borneo setzte, war Oliver van Noort im Jahre 1601; ihm folgte drei Jahre später der Admiral van Warwic mit mehreren Schiffen. Zwischen ihm und dem König von Sakkabana wurde der erste Vertrag zu Gunsten des holländischen Handels abgeschlossen und damit die Insel den Europäern eröffnet. Eigentliche holländische Kolonie wurde die Insel aber erst zweihundert Jahre später. Um einen Aufstand, der in sein Land eingewanderten Chinesen zu unterdrücken, ersuchte nämlich im Jahre 1818 der Sultan von Sambas die Holländer um ihre Unterstützung. Der Generalgouverneur von Indien ging natürlich bereitwillig auf diese Bitte ein, und Sambas wurde unter holländische Schutzherrschaft gestellt. Damit war der Anfang zur Eingliederung in das holländische Ostindien gemacht. Die fernere Besitznahme erfolgte rasch. Forts wurden angelegt, kleinere Truppenkörper längs den Küsten und im Innern verteilt; Regierungskommissäre knüpften Verbindungen mit den einheimischen Fürsten an, von denen die meisten dem Beispiel ihres Kollegen von Sambas folgten und in ein Lehnverhältnis zu Holland traten. Auf diese Weise standen schon im Jahre 1856 9372 Quadratmeilen der Insel

unter dem Schuß der niederländischen Flagge. Dieses ganze Gebiet zerfällt in zwei Hauptteile: 1. die Westabteilung oder Residentie von Pontianak mit je einem Assistent-Residenten in Sambas, Montrado und Sintang; 2. die Süd- und Ost-Abteilung oder Residentie von Banjer-Massing mit einem Assistent-Residenten in Kutei.

So recht im Herzen der Tropen gelegen, kann Borneo als Typus südländischer Fülle und Üppigkeit gelten. Ehe wir jedoch den Reichtum und die Pracht des Landes im einzelnen beschreiben, wollen wir zunächst einem genauen Kenner des holländischen Ostindien, Dr. S. Friedmann, das Wort geben, um in gedrängter Darstellung den allgemeinen Charakter der Insel zu zeichnen.

„Zahlreiche Ströme, deren Quellen an hohen Gebirgsknoten liegen, durchfurchen nach allen vier Himmelsgegenden die Insel, und überall, bis zu den hoch in die Wolken sich erhebenden Bergen im Innern, überdeckt eine dicke Lage fruchtbarer Dammerde den Boden. Das Gerüst der Insel, an welches sich die ebeneren Teile anschmiegen, besteht aus einer Reihe von Gebirgssystemen der primären Formation, die ihre Zweige nach den verschiedenen Richtungen der Windrose ausschicken. An der bei weitem am besten erforschten und bekanntesten Nordwestküste zieht sich eine Gebirgskette von Südwest nach Nordost bis zum äußersten Norden der Insel hin, erreicht in Sarawak eine Höhe von 6000 Fuß und gipfelt sich allmählich an ihrem Nordende zu dem Riesenberge Kina-balu (St. Pietersberg), der nach Belcher eine Höhe von 13,400 Fuß hat. Eine andere Gebirgskette zieht sich von der Südwestspitze Borneos aus im Distrikt Kirbawangan nordostwärts, nähert sich dem ersterwähnten Gebirgszug und bildet in Vereinigung mit ihm ein Hochland im Centralteil Borneos, das uns bis jetzt sehr wenig bekannt geworden ist. Von diesem Hochlande zweigen sich verschiedene Bergzüge ab; ein Zweig geht ostwärts nach der Landschaft Kutei, ein anderer südwärts nach Banjer - Massing zu. Granit, Syenit, Glimmerschiefer und Kalk sind die Hauptbestandteile dieser Gebirge, ähnlich wie in den Schweizer Alpen und den Pyrenäen. Zwischen diesen Gebirgen liegen ausgedehnte fruchtbare Ebenen, und rings um die Insel hat sich ein mehr oder weniger breiter Saum von Alluvialgrund gebildet, der mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist. Bedeutende wasserreiche Ströme ergießen sich an verschiedenen Stellen der Küste ins Meer; sie sind weit hinauf selbst für größere Schiffe fahrbar und führen bis ins Herz der Insel. So sind von der Natur selbst die besten und billigsten Handelsstraßen geschaffen worden, auf denen ein leichter Absatz der reichen Landeserzeugnisse ermöglicht wird. Die größten an der Nordwestküste mündenden Ströme sind der Limbang bei Brunei, der Medschang, Seribas, Batang-Lupar und Sarawak. An der Ostküste bildet der Gebirgszug Saturu die Wasserscheide zwischen



Wohnung des Radjcha in Sarawak.



den Gebieten des Bulungan- und Berau-Stromes und jenem des majestätischen Kutei-Flusses. Ebenso bildet die südlich verlaufende Meratus-Kette die Grenzscheide zwischen dem letztgenannten Strom und dem von Banjer-Massing. An der Westküste mündet der mächtige Kapuas- oder Pontianak-Strom ins Meer; nördlich von diesem ergießt sich der Sambas, südlich der Pawan und Simpang. Alle diese Ströme und deren Nebenflüsse bahnen sich ihren Weg durch ungeheure Wälder, die zu vielen lokalen Regen-erziehungen Anlaß geben und den Wasserreichtum der Insel erstaunlich vermehren. Da schwellen die wilden Gebirgswasser zu breiten Fluten an, die sich oft über weite Strecken ergießen und das ebene Land in nasse Flächen verwandeln.“

Das Klima ist weniger ungesund, als man erwarten sollte, und die drückende, alles verzehrende Hitze, die eine so höchst verderbliche Beigabe fast aller im Bereich des Erdgleichers liegenden Länder bildet, macht sich auf Borneo im allgemeinen weniger bemerklich; ja an der Nordküste zeigt sich die Temperatur sogar sehr gemäßig. Gerade unter der Linie, zu Pontianak, ist die mittlere Wärme 82° Fahrenheit, während das Thermometer bei Sonnenaufgang 76—78° und am heißen Mittag 92° aufweist. Selten ist die Hitze eigentlich unerträglich, und das Zuviel des Tages wird durch die Kühle der Nacht wieder ausgeglichen. Auch giebt es hier nicht eine vollständig trockene Jahreszeit, indem nicht nur zur Zeit des Monsun, sondern überhaupt selten ein Tag vergeht, an dem kein Regen fällt.

Die Pflanzenwelt, überall reich, blendend und ins Ungeheuerliche wuchernd, ist anders im gebirgigen Innern, anders auf den Schlammebenen der Küste. Hier auf dem fetten Humusboden entfaltet sie sich in seltener Großartigkeit. Ausgedehnte Urwälder von Teakholz, Guttapercha und Ebenholz ziehen sich längs der Ströme hin; unerschöpfliche Bestände der kostbarsten Farb- und Gewürzhölzer locken den Menschen in das noch wenig erforschte Innere, und die verschiedensten Palmenarten wiegen ihre stolzen Kronen in der hier wahrhaft würzigen Luft. Die gewaltigsten Schlingpflanzen, die farbenprächtigsten Orchideen ranken sich an den Stämmen der Walddriesen empor und breiten ihre schillernden Blütenblätter gleich ebenso vielen Schmetterlingsflügeln unter dem dunkeln Laubdache aus. Besondere Erwähnung verdient die Ripa-Palme. Für den Borneaner ist sie unschätzbar; alles weiß er von ihr zu benutzen: Zucker liefert ihm der Saft; aus den Blättern werden die Rejang = Matten geflochten, die als Dächer und Wände der Hütten dienen; die Wurzel endlich ist eine ergiebige Salzquelle. Da nämlich die Ripa = Palme nur in bradigem Wasser wächst, so saugt sie eine Menge Chlornatrium ein. Dieses wird dann durch Verbrennen der Wurzeln und Auslaugen der Asche gewonnen. Das auf solche Weise hergestellte Kochsalzhaltige, aber höchst unreine Laugensalz ziehen die Eingee-

borenen dem Seesalz weit vor. Steigen wir aus den Niederungen mit ihren Pflanzungen von Muskat, Kampher, Zimmet, Citronen, Pfeffer, Ingwer, Betel, Reis, Getreide, Bataten, Jams und Zuckerrohr stromaufwärts, so sind es vor allem die zahlreichen Nepenthes = Arten, die durch Form und Pracht der Farben das Auge entzücken. Becher- und krugförmig prangen ihre riesigen Blüten in dem blendendsten Schmelz tropischer Farben, und diese prächtigen Blumenkelche enthalten für den ermüdeten Wanderer einen köstlichen Labetrunk. Bis zur Hälfte sind sie nämlich gefüllt mit einem aromatischen Wasser, welche die Pflanze selbst absondert. Zwei- und zwanzig Arten dieser herrlichen Blumen werden auf Borneo gefunden. Die größte unter ihnen hat von dem Engländer Brooke den Namen erhalten. Dieselbe trägt bei einer Größe von 45 Fuß einen Kranz zahlreicher 1½ Fuß großer Blumenkrüge. Während der größere Teil eines solchen „Krugens“ in tief violetterm Purpur gefärbt ist, weist der äußere gefälte Rand eine hellrote Färbung auf, und damit auch der Deckel nicht fehle, lagert sich über die weite Öffnung ein blattartiger Auswuchs. Low fand diese Blumen zuerst am Fuße des Kinabalu; nach seiner Angabe betrug der Umfang des größten von ihm gemessenen „Krugens“ 2 Fuß, und es erscheint somit nicht unglücklich, wenn er berichtet, daß in einem dieser kleinen Eimer sich eine ertrunkene Ratte befand.

Was die Tierwelt angeht, so begegnet uns zunächst der unvermeidliche Bewohner der heißen Zone, der Affe, und zwar in seinen gewaltigsten Exemplaren. Da ist der langgeschwänzte Schlankaffe, der Siamang, vor allem aber der wilde und gefürchtete Drang = Utang. Es ist dies der „Waldmensch“ zahlreicher Schreckensgeschichten, den neuere sogenannte Gelehrte so gerne unter ihre Ahnen zählen möchten, der aber in Wirklichkeit nichts anders ist als ein höchst ekelhaftes Affenvieh, welches vom Menschen nichts weiter besitzt, als die Größe und die allerdings greulich verzerrte und entstellte Gestalt. Der englische Naturforscher Wallace giebt uns eine interessante Schilderung einer Jagd auf „Mias“, wie die Eingeborenen den Drang-Utang nennen. „Gerade war ich,“ so schreibt er, „von einem naturwissenschaftlichen Ausflug heimgekehrt, als Karl (sein Diener) außer Atem zu mir ins Zimmer stürzte und vor Erregung stotternd rief: ‚Schnell die Flinte! Ein großer Mias!‘ — ‚Wo?‘ fragte ich, während ich das glücklicherweise mit einer Kugel geladene Gewehr schon in der Hand hielt. — ‚Ganz in der Nähe, er kann nicht entkommen.‘ Mit zwei Dajaks, die zufällig in der Hütte waren, machte ich mich sofort auf den Weg, während Karl die noch übrige Munition nachbringen sollte. Vorsichtig, ohne jedes Geräusch bewegten wir uns auf dem Pfad, der zu den Minen führte, voran. Nach kurzer Zeit hörte ich gerade über meinem Kopf in den Baumkronen ein leichtes Geräusch; doch trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit konnte

ich nichts entdecken. Da ließ sich das Geräusch wieder vernehmen, und jetzt sah ich, daß Äste und Zweige sich beugten wie unter der Last eines Tieres. Plötzlich rief mich einer der Dajaks an und zeigte aufwärts; deutlich erblickte ich die Umrisse eines rothaarigen Körpers, und eine große schwarze Fraße grinste von oben auf uns herab. Ich gab sofort Feuer, doch im selben Augenblick setzte die Bestie mit größter Schnelligkeit ihren Weg fort, so daß ich nicht beurteilen konnte, ob ich getroffen hatte. Das Dickicht, durch welches wir uns durchbahnen mußten, war voller Felsstücke und Geröll und von großen Schlingpflanzen durchzogen; doch gelang es uns, mit dem Affen gleichen Schritt zu halten. Er hatte die Richtung nach einem Hügel genommen, und auf der äußersten Spitze desselben, wo der Wald plötzlich abbrach, hörte auch für ihn im Wipfel einer riesigen Palme der lustige Weg auf. Er wandte sich also, und es gelang mir, zwei weitere Kugeln auf ihn abzusenden. Gerade als ich wieder lud, trat er aus dem Blätterwerk hervor und lief in halb gebückter Stellung über einen freistehenden Ast. Ein Bein schleppte er schlaff hinter sich her; seine Größe war erstaunlich. Hoch oben in einer Gabelung des Baumes, durch dichtes Laub geschützt, faßte er jetzt Posto und schien nicht gewillt, aus dieser Stellung zu weichen. Da der Abend hereinbrach und ich den Baum nicht mehr fallen lassen konnte, so feuerte ich abermals, und zwar mit gutem Erfolg. Der Mias stieg aus seiner Blätterverschanzung herab auf einen niedrigen Baum, und dort sank er wie tot zusammen, blieb aber in den Zweigen hängen. Ich ersuchte jetzt die Dajaks, hinaufzusteigen und die Zweige abzuhauen; doch sie wollten nicht, weil sie befürchteten, er lebe noch. Nun begannen wir zu schütteln, um ihn herunter zu bekommen, allein alles vergebens. So schickte ich denn einen Boten zu einigen in der Nähe arbeitenden Chinesen, damit sie mit ihren Ärten zu Hilfe kämen. Währenddessen nahm sich einer der Dajaks den Mut und begann hinaufzuklettern. Allein der Mias wartete nicht, bis jener in seine Nähe kam, sondern schleppte sich auf einen andern, noch kleineren Baum. Rasch war dieser abgehauen, doch wegen der riesigen Schlingpflanzen wollte er nicht fallen. Schon fürchtete ich, die Beute würde uns schließlich doch noch entgehen, als endlich nach einem gewaltigen Ruck, den wir mit vereinten Kräften an den Schlingpflanzen thaten, der Drang-Utang mit einem fürchterlichen Plumps zu Boden fiel. Es war ein wahres Rieseneremplar. Seine ausgestreckten Arme maßen 7 Fuß; seine Höhe vom Kopf bis zur Zehe betrug  $4\frac{1}{3}$  Fuß.“

An die Beschreibung dieser Jagd des Mias wollen wir einige Bemerkungen über die Naturgeschichte dieses merkwürdigsten aller Tierbewohner von Borneo knüpfen. Unsere Insel ist das eigentlichsste Stamm- und Heimatland des Drang-Utang; denn das benachbarte Sumatra, wo er sich auch noch vorfindet, zählt eine weit geringere Zahl dieser „Waldmenschen“.



In Borneo bewohnt er hauptsächlich die sumpfigen Wälder im Nordwesten, Nordosten und Südwesten. In trockenen Länderstrichen der Insel findet er sich nicht. Die Pfade, welche er in den unerforschten Urwäldern wandelt, liegen in den luftigen Höhen der Baumkronen; dort bewegt er sich in scheinbarer Gemächlichkeit, aber mit erstaunlicher Gewandtheit und Sicherheit von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel, und nur gegen Abend steigt er tiefer herab, um sich für die Nacht sein sogenanntes „Nest“ zu bereiten. Man sagt, jeder Orang-Utang mache sich für jede Nacht ein neues Nest. Diese Schlafstellen, aus Reisern und Blättern bestehend, haben Anlaß zu den fabelhaften Erzählungen über die „Hütten“ der „Walbmenschen“ gegeben. Das Ruhelager verläßt die Bestie erst eine geraume Zeit nach Sonnenaufgang und beginnt dann ihre Suche nach Futter. Fast ausschließlich besteht daselbe aus Früchten, zuweilen auch aus Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Gesellig scheint der Mias gerade nicht zu sein; ja Wallace versichert sogar, er habe bei seinen langen Beobachtungen niemals zwei ausgewachsene Orang-Utang zusammen gesehen. Alle die sentimentalischen Erzählungen über das schöne „Familienleben“ dieses Viehes sind also in das Reich der Fabeln zu verweisen. Auch Abbildungen, auf welchen der Orang-Utang mit einem Stock in der „Hand“ durch die Wälder geht, sind Phantasien; so sehr, daß der schon mehrfach genannte und gewiß unverdächtige Wallace nicht ansteht, zu erklären, daß der Orang-Utang niemals aufrecht geht oder steht, außer wenn er sich mit seinen Armen an überhängenden Zweigen halten kann. Hiermit wollen wir uns vom Mias verabschieden; wir haben ihn nur deshalb etwas ausführlicher behandelt, weil man vielfach aus diesem Affen durchaus einen Menschen machen will.

Sehen wir uns noch rasch in der übrigen Tierwelt Borneos um. An der Nordküste trifft man auch Elefanten; dieselben sind vor etwa hundert Jahren von Sumatra aus dort eingeführt worden, scheinen sich aber vollständig einbürgern zu wollen. Zu den gefährlichsten Vierfüßlern gehört der gestreifte Panther, ein Gegenstück zum javanischen Königstiger. Glücklicherweise ist seine Lieblingsnahrung nicht der Mensch, sondern das Babi Puta, eine eigene Art wildes Schwein mit weißem Bart. Durch die weiten Grasbenen der Flüsse streift in großen Herden der wilde Ochse, und die verschiedensten Hirscharten — der große Pferdehirsch und das schöne Kanchil oder der kleine malayische Hirsch — locken in den Wäldern die Jagdlust. Farbenprächtige Vögel sind nicht sehr zahlreich; unter den wenigen ist aber der Argusfasan ein wahrhaft glänzender Gesell. Auf seinen langen, schön dunkelbraunen Flügel Federn, mit vielen hellen Streifen und Punkten durchzogen, stehen große, schillernde Pfauenaugen, und sein Schweif endet in zwei getüpfelte, mehr als drei Fuß lange Mittelschwanzfedern, die ihm ein majestätisches Aussehen geben. Reptilien finden sich in



Dajats.

ihren gewaltigsten Vertretern. Die Flüsse wimmeln von Alligatoren oder Kaimans, welche den Schrecken der Uferbewohner bilden. Spenser St. John schreibt, er habe häufig gesehen, wie die Knöpfe einer Weiberjake oder der Pops eines Chinesen aus dem Magen eines solchen Ungeheuers genommen wurden. Oft sieht man auf den Strömen große Haarbälle von einem Fuß im Durchmesser schwimmen; es sind dies die unverdaulichen Teile der von den Alligatoren verschlungenen Tiere.

Da wir gerade an den Wassertieren sind, so wollen wir hier eine höchst eigentümliche akustische Erscheinung einschalten, die sogenannte Wassermusik, die man an den Mündungen der borneanischen Flüsse wahrnimmt. Dr. Friedmann spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Schon der leider so früh verstorbene Dr. Schwaner beobachtete sie. Er vernahm melodische Töne, die in der Tiefe des Wassers erzeugt wurden, jetzt stark und anhaltend, dann kurz und abgebrochen. Es klingt wie ein Sirenenengesang, den man von unten aufsteigen hört; einmal voll und kräftig, einmal sanft und schmelzend, wie jene Melodien, die ein leises Lüftchen der Holscharfe entlockt. Die Eingeborenen schreiben diese Erscheinung einfach der Vermischung des süßen Flußwassers mit dem bitteren Meereswasser zu; denn je weiter das Seewasser in den Strom dringt, um so weiter wird die Musik vernommen. Ein Holländer Namens Präger der in den Jahren 1860 und 1861 den größten Teil Südborneos zu Wasser und zu Lande durchirrte, hat neuerdings seine Beobachtungen über die Wassermusik veröffentlicht, wonach es scheint, daß die Erzeugung derselben nur den Fischen zugeschrieben werden könne. Auch Professor Martins hat sich in diesem Sinne ausgesprochen. Präger war im April 1860 mit dem holländischen Kriegsdampfer ‚Madura‘ auf dem größten Fluß der Westküste, dem Pontianak. Am meisten hörte er hier die Musik während der Flut und des Hochwassers; bei voller Flut fehlte sie. Man hörte sie bald höher, bald tiefer, deutlich vernahm man sie am Ufer, deutlicher jedoch, wenn man den Kopf halb ins Wasser tauchte. Legte man das Ohr an die Wand des eisernen Schiffes, so verstärkte sie sich; man hörte dann deutlich abgebrochene Töne, wie wenn man die Saiten einer Bassgeige bearbeitet. Zu Anfang der Flut hörte man einen, zwei, vier und endlich unzählige besondere Töne. Der Ton ist ziemlich tief, stoßend, gleichartig. Auch im Tawa-Fluß, und zwar an einer Stelle, wohin kein Seewasser mehr dringt, vernahm Präger dieselbe Musik. Präger vermutete zuerst, daß Fische diese Wassermusikanten seien, und seine Vermutung wird von angesehenen Forschern unterstützt. Jede andere Erklärung reicht nicht aus, und dann giebt es ziemlich viele Fische, welche Töne erzeugen. Welche Arten dies jedoch in den Flüssen Borneos thun, darüber verlautet noch nichts.“ Das Sprichwort „Stumm wie ein Fisch“ ist also nicht immer zutreffend.



Brücke und Wohnung der Dojafs.

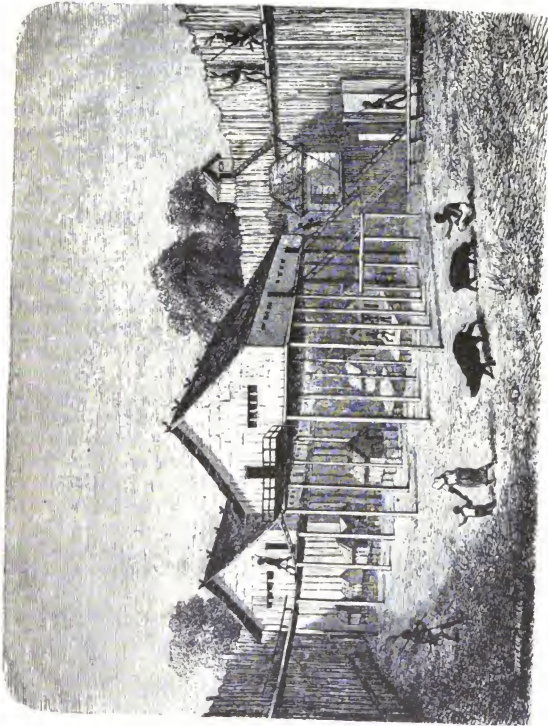


Wie das Krokodil der unheimliche Schrecken der Gewässer, so ist die Riesenschlange *Boa Constrictor* jener der Wälder. Allerdings sind die Erzählungen der Eingeborenen über sie vielfach übertrieben; immerhin aber bleibt die Wirklichkeit noch furchtbar genug. Spenfer St. John berichtet, daß er selbst Boas von 18 bis 27 Fuß Länge gesehen und erlegt habe. Es muß ein wahrhaft entsetzlicher Anblick sein, wenn ein solches Ungetüm sich in gewaltigen Ringen um sein armes Opfer windet, um in dieser schauerlichen Umarmung mit unwiderstehlicher Gewalt ihm die Knochen zu zerbrechen, und wenn es dann den gefiertriefenden Rachen öffnet und die Arbeit des Hinabwürgens beginnt.

Von der Oberfläche des Landes steigen wir jetzt ins Erdinnere hinab, um uns die Schätze anzusehen, die Gottes allmächtige Hand dort verschwenderrisch aufgespeichert hat. Gold, Platin, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Eisen, Antimonium, Nickel, Porzellanerde, Erdöl, Steinsalz, Schwefel, Steinkohle kommen in bedeutenden Mengen in den Gebirgen vor. Was aber Borneo vorzugsweise zu einer Schatzkammer macht, sind seine berühmten Diamanten. Nach einer poetischen Sage der Eingeborenen sind diese kostbaren Steine die Thränen einer unglücklichen Fürstin, Batu Intan genannt, welche dieselben, verlassen und verstoßen, in der Wildnis vergossen haben soll. Man findet die Diamanten meist mit Gold zusammen in Lagern, welche der sogenannten Diluvialzeit angehören und sich längs der Thalsohlen oder wasserscheidenden Landgürtel hinziehen. Besonders reich ist das Gebiet von Banjer-Massing, die Flußthäler des Batu Api und Karang Intan. Die Gewinnung der Diamanten ist höchst einfach. Es werden kleine, 12 Fuß tiefe Schachte in die Erde getrieben und aus denselben das Wasser und der diamanthaltige Sand in Eimern herausgeschöpft. Sodann beginnt das Waschen und Sieben, bei welcher Beschäftigung die Arbeiter durch Aufseher und diese wieder durch Oberaufseher aufs genaueste beobachtet werden. Vor einigen Jahren fand man in den Minen von Banjer-Massing zwei Diamanten, den einen von 74, den andern von 106 Karat. Jährlich wird aus den Hauptminen ein Reinertrag von mehr als 300,000 holländischen Gulden erzielt; doch könnte die Ausbeute leicht gesteigert werden.

Die äußerst geringe Zahl der Bewohner dieses weiten und so reich gesegneten Landes haben wir schon oben angegeben. Freilich ist dabei nicht zu vergessen, daß die innersten Teile der Insel noch längst nicht hinreichend erforscht sind, daß es also immerhin noch möglich ist, bei gründlicherer Durchforschung werde sich die Bevölkerungszahl noch höher stellen.

Die eigentlichen Eingeborenen sind die Dajaks oder, wie sie sich selbst nennen, die *Dlo-Ngadschu*, zur malanischen Rasse gehörend. Sie zerfallen in drei Stämme: die *Biadschu* oder die Bewohner der Südküste von



Im Innern eines Dajafs, Dorfes auf Borneo.

Borneo zwischen der Mündung des Barito-Flusses und dem Gebirge von Rota-Baringin; die Dt-Danom, im Innern des Landes, und die Dajak-Pare an der Ostküste. Die Hautfarbe dieser zwar nicht großen, aber wohlgebauten und muskulösen Inselbewohner ist ein gelbes Kupferbraun; das Haar ist glänzend schwarz, ebenso die Augen. Das Eigentümliche der Gesichtsbildung besteht in übergroßen Nasenlöchern und stark hervortretenden Backenknochen. Nicht selten kommen unter ihnen sogenannte Albinos vor, d. h. Menschen mit weißer Hautfarbe und heller Augenfärbung. Die Kleidung der Männer ist höchst einfach: ein 12 bis 15 Fuß langes, mehrmals um die Hüften gewundenes Tuch; die Frauen tragen ein kurzes Kleid, und als Schmuck zahlreiche Arm- und Beinringe aus Edelmetall, Holz oder Elfenbein. Gegen die brennenden Sonnenstrahlen wie gegen den Regen schützt ein riesengroßer, buntbemalter Kotang-Hut. Stets führt der Dajak den Parang, d. h. ein kurzes, starkes Schwert bei sich; fürchtet er aber irgend welche Gefahr, so begleitet ihn auch noch eine mit Widerhaken versehene Lanze. Dieselbe ist so eingerichtet, daß sie ihm zu gleicher Zeit als Schußwaffe dient. Der Schaft ist nämlich hohl und wie durch ein Blasrohr schleudert der Dajak mit großer Geschicklichkeit durch denselben seine mit Ipu vergifteten Pfeile auf den Feind. Die Häuser sind große Holzstaken, in denen oft 30 bis 40 Familien beisammen wohnen; mit Recht bezeichnet man also die Wohnungen als Dörfer mit einem Dache. Wie alle malayischen Behausungen, so ruht auch die Dajaks-Hütte auf 6 bis 9 Fuß hohen Pfählen; erst in dieser Höhe beginnt der Fußboden. Zwischen den Pfählen tummeln sich die Haustiere, besonders Schweine, umher. Die Breite dieser „Kasernen“ ist durchschnittlich 30 Fuß; die Länge aber sehr verschieden, je nach der Zahl der sie bewohnenden Familien. Es giebt Dajakhäuser von mehr als 600 Fuß Länge. Um das Ganze läuft eine Galerie, so daß alle Einzelwohnungen verbunden sind; natürlich besitzt aber jede Familie ihre eigenen Räumlichkeiten, aus einem bis zwei Zimmern bestehend, mit einer gesonderten Herdstelle. Während im allgemeinen das Innere dieser Wohnungen durch die herrschende Sauberkeit einen angenehmen Eindruck macht, ist der Anblick der in denselben in langen Reihen aufgestellten Menschenköpfe um so widerwärtiger. Doch hierüber gleich etwas Näheres. Jetzt noch einiges über Charakter und Lebensweise.

Meistens berichten die Reisenden von lobenswerten Eigenschaften der Dajaks. Sie sind arbeitsam, ehrlich und dankbar für geleistete Dienste. Ihr Familienleben steht viel höher als das der übrigen Malayen. Vielweiberei ist unbekannt, und die Eltern lieben ihre Kinder aufrichtig und sorgen nach Kräften für dieselben; Ehescheidungen sind deshalb auch sehr selten. In religiöser Hinsicht lassen sich die Dajaks in zwei Gruppen teilen: solche, die den Mohammedanismus angenommen haben, und solche,



Kirche in Saranaf.

die an ihren ursprünglichen rohen und vielgestalteten Aberglauben festhalten. Er besteht in der lächerlichsten Verehrung einer wahren Unzahl von Geistern und Göttern. Aus diesen ragen einige Hauptgottheiten hervor, so Tapa, der Stammvater und Beschützer der Menschen; Tenabi, der die Erde, aber nicht die Menschen gemacht; Yang, der die Religion gelehrt hat, und Zirong, dem Geburt und Tod unterstellt sind. Die Geister wohnen nach dem Glauben der Dajaks hauptsächlich in gewissen Bäumen. Diese genießen darum eine hohe Verehrung, und es verursacht den Dajaks stets den größten Kummer, wenn sie sehen, daß die Europäer jene heiligen Bäume ohne Bedenken fällen. Sie pflegen an den Ästen der Bäume Fäden von ihrer Bekleidung aufzuhängen: das soll nämlich ihre Gesundheit schützen. Grob gearbeitete Gözenbilder in der Gestalt von Vögeln und Menschen fertigen sie zu dem Zwecke an, daß die guten Geister darin Wohnung nehmen und sie gegen die bösen Geister sicherstellen. Zur Zeit der Krankheit lassen sie ihre Zauberer kommen, welche dann mit einem Talisman über den Körper des Kranken hinsfahren, um die bösen Geister daraus zu vertreiben; diese sollen dann auch in der Form von Kieselsteinen, Holzsplintern, kleinen Lappen u. dgl. aus dem Körper weichen. Früher herrschte bei ihnen auch die grausame Sitte, beim Beginne eines wichtigen Gebäudes unter die Spitze des ersten Pfahles, den sie einrammten, ein junges Mädchen zu legen und dasselbe so zu durchbohren. Bei Gebäuden von geringerer Wichtigkeit nahmen sie an Stelle des Mädchens ein Huhn. Aber auf jeden Fall mußte ein lebendes Wesen geopfert werden, wenn der Bau Anspruch auf Festigkeit haben sollte.

Hier noch eine kleine Illustration zu dem Gesagten. Ein Missionar von Sarik in Nord-Borneo schreibt: „Ich forschte meinen Wirt, den Dajak-Häuptling Api-Cibi über seine religiösen Vorstellungen aus. Er erzählte mir von verschiedenen Santoo's oder Geistern, welche die Elemente gemacht hätten; ebenso von zahlreichen Vögeln guter oder schlechter Vorbedeutung: und diese alle seien Götter der Dajaks. Über ihre stattliche Anzahl war er sehr stolz und bestand darauf, sie mir alle einzeln aufzuzählen. So begann er denn die Zählung mit Hilfe seiner Finger, und als er zum Gott Numero zehn gekommen war, langte er nach seinem Fuß und setzte an den Zehen seine Nechenübung fort. Ich war begierig, zu sehen, was er thun würde, wenn die Zahl zwanzig erreicht sei; doch er wußte sich meisterlich zu helfen. Ruhig ergriff er den Fuß seiner neben ihm sitzenden Frau und numerierte die letzten Gottheiten an deren Zehen. Bei diesem Anblick fiel mein chinesisches Dolmetsch vor Lachen auf den Rücken, während ich froh war, meine eigene Zwerchfellerichütterung unter einer tüchtigen Straf- rede verbergen zu können, die ich dem Sohne des Reiches der Mitte über sein unschickliches Benehmen hielt.“

Aber wie verhält es sich denn mit den Menschenschädeln, die man in den Häusern findet? Ja, das ist eine ganz schreckliche Sitte, und alle anderen guten Eigenschaften der Dajaks werden durch diesen barbarischen Gebrauch und alles, was damit zusammenhängt, fast gänzlich zerstört. Der Dajak ist nämlich ein Kopfsjäger! Menschenköpfe zu erbeuten, ist fast der einzige Zweck, weshalb ganze Stämme sich bekriegen, weshalb einzelne Personen auf eigene Faust ausziehen und meuchlerischerweise dieses schreckliche Siegeszeichen als Schmuck für ihre Hütte sich zu verschaffen suchen. Es ist dies eine wahnsinnige Liebhaberei, der unmündige Kinder und schwache Weiber zum Opfer fallen. Auch gilt diese Kopfsjagd als eine Art Gottesgericht. Wenn immer ein Streit ausbricht, so wird er entschieden durch die größere Anzahl Köpfe, die der eine der Streitenden zu erbeuten weiß. Wehe dann jedem, der einem solchen Kopfsjäger begegnet! Gewöhnlich sind es nur Köpfe von Feinden, auf welche Jagd gemacht wird; allein der von dieser Leidenschaft erfaßte Dajak dehnt das Wort „Feind“ in ganz unnatürlicher Weise aus. So erzählt Dr. Friedmann folgenden Fall: „Der Häuptling der Dajaks von Dschambu erinnerte sich eines Tages, daß sein Urgroßvater von einem Häuptling der Rajans in der Landschaft Sintang enthauptet worden sei. Er springt auf und begiebt sich auf den Weg nach den Wohnplätzen dieses Stammes. Nach einigen Tagen kommt er zurück mit dem Kopfe eines vierjährigen Mädchens, das er abends, in das Haus des dortigen Häuptlings eindringend, spielend am Eingang fand.“ Die Erbeutung eines Kopfes wird durch ein großes Fest gefeiert. Oft werden dabei die Stirnhaut und das Herz der Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie mutig zu machen. Jeder, der einen Kopf mit nach Hause gebracht hat, darf vor seiner Wohnung eine Trophäe aufrichten und in seinem Kopfsputz eine Schwanzfeder des Vogels Angang tragen; die Zahl der Federn giebt die Zahl der Erschlagenen an.

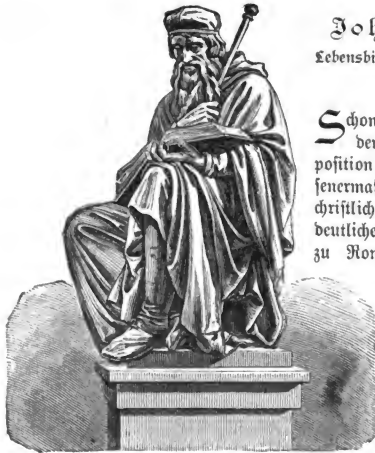
Lassen wir es hierbei bewenden und berichten wir noch kurz über die beiden anderen Bevölkerungselemente der Insel: die eigentlichen Malayen und die Chinesen. Erstere sind in vorhistorischer Zeit in Borneo eingewandert, haben die Dajaks nach und nach unterjocht und waren bis zur Ankunft der Europäer die Herren des Landes. Auch jetzt herrschen sie noch in weiten Gebieten. Trägheit, Unreinlichkeit, Spielsucht und Schwelgerei zeichnen diese dem Mohammedanismus anhängende Menschenrasse aus. Sonderbar ist es, daß diese entarteten Menschen ihre Obhut über die Dajakstämme behaupten; vielleicht ist hierin die Macht einer vielhundertjährigen Gewohnheit erkennbar. Die wichtigste Bevölkerung bilden ohne Zweifel die Chinesen. Wie überall, wo sie hindringen, verstanden sie es auch auf Borneo, den Handel in ihre Hände zu bringen und durch Wucher Malayen und Dajaks von sich abhängig zu machen. Vorzugsweise aus den

chinesischen Provinzen Kanton und Hokian wandern sie ein, ehelichen allerdings wohl malayische oder dajalische Frauen, bilden aber eine streng gefonderte politische Gemeinde, die sich auch durch Waffengewalt ihre Selbständigkeit zu bewahren weiß. Für die Christianisierung der Dajaks dürften die Malayen und Chinesen ein nicht unbedeutendes Hindernis bilden.

Das Christentum hat namentlich unter den Dajaks von Sarawak, einem Küstenstrich von etwa 300 Meilen Länge im Nordwesten der Insel mit einer Bevölkerung von 300,000 Seelen Fuß gefaßt. Der Mann aber, der diese Dajaks zu dem machte, was sie nun sind, ist der Engländer Sir James Brooke. Als er mit seinem Schiffe sich im Jahre 1838 der Küste von Sarawak näherte, bat ihn der damalige Radscha um Hilfe gegen räuberische Nachbarn. Brooke leistete diese Hilfe, und der Radscha übergab ihm aus Dank einen Teil seiner Länder. Nun arbeitete Brooke unermülich an den Wilden, um sie gesitteten Zuständen zuzuführen. Er lehrte sie Ackerbau und zeigte ihnen, wie sie die Produkte verkaufen konnten. Das Volk erwies sich dankbar. Als er vor einem plötzlichen Angriff von 4000 Chinesen fliehen und sogar den Fluß durchschwimmen mußte, um sein Leben zu retten, sammelten sich die Dajaks zu seiner Unterstützung und warfen die Chinesen, von denen 2000 fielen, aus ihrem Lande. — Nun ist Sarawak ein gut verwaltetes Land mit völliger Religionsfreiheit.

Als ein Kuriosum mag noch erwähnt werden, daß man immer behauptet hat, daß es auf Borneo auch geschwänzte Menschen gäbe. Doch waren alle Bemühungen der Reisenden, ein Exemplar dieser Menschenrasse zu sehen, vergeblich; auch wird die Sache dadurch nicht glaubwürdiger, daß die Eingeborenen allen Ernstes erzählen, das schwanzartige Anhängsel habe eine Länge von zwei bis drei Zoll, und in den Fußböden ihrer Häuser seien kleine Löcher angebracht, in welche sie besagtes Anhängsel hineinstecken, um bequem sitzen zu können!





Johann Wiclif.  
(Statue am Lutherdenkmal zu Worms.)

## Johann Wiclif.

Lebensbild eines Vorläufers der Reformation.

Schon sehr frühe bildete sich in der römischen Kirche eine Opposition gegen dieselbe aus. Erwiefenermaßen trat seit dem siebenten christlichen Jahrhundert immer deutlicher hervor, daß der Papst zu Rom der von der Heiligen Schrift geweissagte große Antichrist sei. Während des ganzen Mittelalters bis zur Zeit der Reformation gab es in fast allen europäischen Ländern Männer, die dies mehr oder weniger klar erkannten. Sie erschrafen über das immer mehr überhand nehmende Verderben in der Kirche, sie

ahnten das Geheimnis der Bosheit im römischen Papsttum, sie legten die Hand ans Werk, um dem Verderben, soweit sie es erkannten, zu steuern. Es hat während der finstersten Zeiten des Mittelalters manche treue Knechte Christi gegeben, die ihre Stimme gegen den Antichrist erhoben und gleich Herolden den Anbruch einer neuen besseren Zeit im Reiche Gottes verkündigten. Sie werden, der eine mit größerem, der andere mit weniger Recht, Vorläufer der Reformation genannt. Reformatoren selbst im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes waren sie nicht; es giebt nur einen Reformator der Kirche, den Gott selbst verheißt, erweckt und ausgerüftet hatte. Jene Zeugen der Wahrheit in der vorreformatorischen Zeit waren in ihrer Lehre noch nicht zur vollen Erkenntnis Christi durchgedrungen; sie waren noch in vielen Irrtümern und Irrlehren gefangen; bei manchen war der Kampf gegen Rom ein mehr äußerlicher, gegen die Auswüchse gerichteter; sie sind Wundärzten vergleichbar, die das Messer an dieses oder jenes kranke Glied legen, aber den eigentlichen Herd der Krankheit lassen sie unberührt, weil sie ihn nicht erkennen. Nichtsdestoweniger haben diese reformatorisch gesinnten Männer manch edles Samenkorn gepflanzt, das den Boden loderte



und zur Aufnahme des reinen Evangeliums, das Luther brachte, empfänglich machte. — Unter den Vorläufern der Reformation nimmt einen vornehmen Platz der Mann ein, dessen Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht.

Wann und wo Johann Wiclif geboren wurde, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Das Wahrscheinlichste ist, daß er das Licht der Welt ungefähr in dem Jahre 1330 erblickt hat. Sein Geburtsland war England. Er gehörte einem begüterten und adeligen Geschlechte an, den Wiclifs von Wycliffes, die im nördlichen England in der Graffschaft York ansässig waren. Den Namen seines Geburtsortes kennt man nicht.

Fünfzehn Jahre alt bezog Wiclif die Universität Oxford. Diese Hochschule stand damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Seit einem Jahrhundert hatten hier die berühmtesten Lehrer Europas, ein Roger Bacon, Duns Scotus, Occam, Bradwaine und andere, Tausende von Studenten angezogen. Nachdem Wiclif den vorbereitenden Unterricht empfangen hatte, wandte er sich dem Studium der Philosophie und Theologie zu. Er studierte mit solchem Eifer und Erfolg, daß er ein Meister in der Dialektik — der Kunst, richtige Vernunftschlüsse zu machen — wurde. Von wahrer Theologie hat er aber trotzdem blutwenig gelernt, denn damals war die Heilige Schrift, die Quelle der rechten Gottesgelehrtheit, selbst auf den Universitäten ein unbekanntes Buch. Ebenjowenig erlangte er Kenntnis der hebräischen und griechischen Sprache, deren Studium damals nahezu vollständig abhanden gekommen war. Doch wurde er im Sinne der damaligen Zeit ein hochgelehrter Mann, dem allerlei akademische Würden und Bürden zu teil wurden.

Nachdem er vorübergehend die kleine Pfarrei Fyvingham in Lincolnshire verwaltet hatte, berief ihn 1365 der Erzbischof von Canterbury, Islip, zum Vorstand eines neugestifteten Kollegiums in Oxford, der „Canterbury Hall“. Aber nicht länger als ein Jahr war hier seines Bleibens. Sein erzbischöflicher Gönner starb, und dessen Nachfolger setzte ihn seines Amtes, weil Wiclif schon seit langem mönchischer Gesinnung abhold war. Die Berufung des Abgesetzten an den Papst half nichts, er wurde abgewiesen. Die Päpstlichen behaupten, daß Wiclifs gegensätzliche Stellung gegen Mönchtum, Pfaffenherrschaft und Papsttum in dieser ihm widerfahrenen Kränkung ihren Grund hatte. Aber sie können diese dreiste Behauptung nicht beweisen. Wiclifs Kampf gegen Rom entsprang reiner Gewissensüberzeugung.

Zwischen 1365 und 1374 wurde er zum Doktor der Theologie ernannt. Als Doktor setzte er in Oxford die theologischen Vorlesungen fort, die er schon als Baccalaureus der Theologie angefangen hatte. In einer Menge von Schriften legt er die Früchte seiner Studien nieder. Daneben entwickelte er große praktische Thätigkeit als Fellow, Seneschall und Kolle-



Johann Wiclif.

glenvorstand. Seine „Treue, Umsicht und Rührigkeit“ wurde allgemein anerkannt. Nach englischer Sitte besaß er auch eine Pfründe, die er von anderen verwalten ließ. Im Jahre 1374 wurde er zum Pfarrer von Lutterworth in Leicestershire ernannt. Er behielt diesen Posten bis an sein Lebensende, obwohl er die meiste Zeit in Oxford zubrachte.

Sein erster Zusammenstoß mit der geistlichen Macht war mehr politi-

scher Natur. In England bestand schon seit längerem eine antipäpstliche Partei. Die Empörung über die antichristliche Anmaßung des Papstes, daß er der eigentliche Herr aller Länder und Könige sei, hatte sie ins Leben gerufen. Der Papst beanspruchte speciell von England einen jährlichen Lehenszins. Seit 33 Jahren hatten die englischen Könige sich geweigert, denselben zu bezahlen. Im Jahre 1365 forderte der Papst Urban V. die rückständige Summe ein. Die Frage wurde im Mai des folgenden Jahres dem Parlamente zur Entscheidung vorgelegt. Sowohl die Prälaten wie die weltlichen Lords und die Gemeinen gaben ihr Gutachten einhellig dahin ab, daß das Land der päpstlichen Oberherrlichkeit nicht unterworfen sei; sollte aber von seiten des Papstes irgend ein Schritt gegen den König geschehen, so werde man der Krone alle Kräfte und Hilfsmittel der Nation zur Verfügung stellen. Wiclif nahm an den Verhandlungen lebhaften Anteil. Als Sachverständiger hatte er im Parlament Sitz und Stimme. Seinem maßgebenden Urtheile war der Entscheid desselben zu verdanken. Papst Urban mußte nachgeben. Seitdem ist nie mehr von einem päpstlichen Oberlehnsrecht über England die Rede gewesen.

Von einem anonymen Schreiber erschien bald darauf eine Schmähchrift gegen Wiclif. Das gab diesem Veranlassung, in einer Gegenschrift seine Grundsätze in betreff der weltlichen Macht des Papstes darzulegen. Sie widersprechen schnurstracks der mittelalterlichen Anschauung. Wiclif spricht scharf und klar dem Papste die von diesem beanspruchte Oberherrlichkeit über die weltlichen Herrscher ab und begründet dies mit guten stichhaltigen Gründen. Zwar seinen Gründen fehlt die reformatorische Tiefe eines Luther, sie sind mehr philosophischer als theologischer Art. Aber es muß doch anerkannt werden, daß er den frechen Ansprüchen des Antichrists einen empfindlichen Stoß versetzte und des Herrn Wort: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, zu Ehren bringen wollte. Ihm dämmerte das Bewußtsein von dem großen protestantischen Grundsätze, daß Staatsgewalt und Kirchengewalt zweierlei Ding sei, — beides göttlichen Ursprunges, aber scharf und sauber auseinanderzuhalten.

Einige Jahre später, 1372, erschien in England ein päpstlicher Agent, Arnold Garnier, als päpstlicher Nuntius, um Abgaben für den Papst zu erheben. Die Regierung erlaubte ihm das Eintreiben der Gefälle nur unter der Bedingung, daß er zuvor einen ihm vorgeschriebenen Eid schwöre, worin die Rechte der Krone und die Interessen des Landes gewahrt wurden. Garnier leiste den Schwur, aber er brach ihn thatsächlich. Da erhob wieder Wiclif seine Stimme. Er zeigte, daß der Eid „in fast jeder Beziehung gebrochen, die Armen ihres Geldes beraubt, das Gedeihen des Königreiches bedenklich beeinträchtigt, Gott selbst verunehrt und die Heilig-

keit des Eides verlegt“ seien. Er greift den Papst mit entschiedenen Worten an und nennt ihn „errabilis“ — irrtumsfähig.

Im Sommer 1374 sollten Abgeordnete der englischen Regierung mit Beauftragten des Papstes Gregor XI. über Abstellung kirchlicher Landesbeschwerden zu Brügge in den Niederlanden verhandeln. Unter den königlichen Kommissären war auch Wiclif. Die Verhandlungen währten ein Jahr lang und verliefen ohne ein befriedigendes Ergebnis. Für Wiclif war der Aufenthalt in Brügge von entscheidender Wichtigkeit. Sein Umgang mit papistischen Prälaten, die in großer Anzahl in Brügge beisammen waren, wirkte auf ihn ähnlich wie auf Luther dessen Aufenthalt in Rom. Er lernte tiefer und gründlicher die Sittenlosigkeit und Verderbtheit der päpstlichen Klerisei kennen, er bekam Einblick in die Gottlosigkeit des Antichrists und seiner Helfershelfer. Mit tiefer Abneigung gegen das ganze hierarchische System erfüllt, kehrte er nach England zurück. Seine Schriften zeigen, wie tief durchdrungen von dem Verderben der Kirche er war. In einem seiner Traktate aus dieser Zeit nennt er den Papst den „Antichrist, den stolzen, weltförmigen Priester von Rom, den verfluchtesten aller Falschmünzer und Beutelschneider“.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die päpstlich gesinnte Geistlichkeit ihm wegen dieser kühnen Sprache aufs heftigste zürnte. Im Jahre 1377 brach ein Sturm gegen ihn los. Im Februar versammelte sich ein Provinzialkonzil in der St. Paulskirche zu London, in welchem der energische Bischof von London, Courtenay, präsiidierte. Wiclif mußte erscheinen, um sich wegen seiner „Ketzerien“ zu verantworten. Es wäre ihm schlecht ergangen, aber er hatte mächtige Beschützer: den Herzog von Lancaster, Lord Henry Percy und andere. Die Herren führten während des Konzils eine so drohende Sprache, daß Courtenay die Sitzung aufhob. Ungekränkt konnte Wiclif London verlassen. Aber seine Widersacher ruhten nicht, sie wandten sich jetzt nach Rom und klagten ihn beim Papste der Ketzerie an. Dieser ließ mit der Antwort nicht auf sich warten. Gregor XI. unterzeichnete fünf Bullen auf einmal wider die „ketzerischen Sätze“ Wiclifs. Sie waren gerichtet an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London, an den König Eduard III. und an die Universität Oxford. Aber sie hatten keinen Erfolg. Eduard war inzwischen gestorben, die Universität ließ die Bulle Bulle sein, die Bischöfe kamen erst im Dezember 1377 dazu, Wiclif vorzuladen. Anfangs des Jahres 1378 trat im erzbischöflichen Palast zu Sambeth eine Synode zusammen, vor welcher Wiclif erschien. Hier aber erschien ein Beamter der Prinzessin von Wales, Mutter des minderjährigen Königs, und verlangte, daß das Verfahren gegen Wiclif eingestellt würde. Überdies drängten sich Londoner Bürger in die Kapelle und nahmen lärmend und drohend Partei für den Angeklagten, so daß dieser mit einer

bloßen Verwarnung davontam. Bald darauf starb Gregor XI. Die Folge war, daß die Bischöfe vorläufig die Verfolgung Wiclifs auf Grund der päpstlichen Bullen aufgaben.

Bekanntlich trat nach dem Tode des Papstes die große und langwierige Kirchenspaltung ein, welche das Ansehen des Papsttums so empfindlich schädigte. Während Urban VI. in Rom den „Stuhl Petri“ bestieg, setzten die französischen Kardinäle in Avignon einen Gegenpapst, Clemens VII., ein. Diese beiden sauberen „Statthalter Christi“ verfluchten sich gegenseitig und einer predigte den Kreuzzug gegen den andern. Bisher hatte Wiclif noch immer geglaubt, daß das Papsttum als solches göttlichen Rechtes sei. Das widerliche Schauspiel, welches Rom und Avignon bot, brachte ihn auf andere Gedanken. Jetzt erklärte er, daß es für die Kirche überhaupt besser sei, ohne Papst zu sein. Immer schärfer wurden seine Angriffe auf die Lehren des Papsttums. Er zeugte nicht nur gegen die sittlichen Schäden, gegen die Priesterherrschaft, gegen das verwerfliche Leben der Prälaten, sondern auch gegen den Ablass, gegen die Pilgerfahrten zu den angeblichen Reliquien, gegen die Bilderverehrung, gegen die Anbetung der Heiligen. Er verlangte, Gottes Wort allein solle in der Kirche regieren und gepredigt werden, dieses sei der Lebensfame, welcher Wiedergeburt und geistliches Leben zeugt, daher müsse man das Evangelium nach der Schrift verkündigen. Uns protestantischen Christen ist dies eine ganz geläufige Rede, damals aber war sie unerhört. Indem Wiclif dies oberste Prinzip des Protestantismus verkündigte und, so gut er es verstand, zur Geltung brachte, ist er als der bedeutendste und erleuchtetste unter den Vorläufern der Reformation anzusehen.

An einer hochbedeutsamen Stelle hat Wiclif das römisch-katholische Lehrsystem angegriffen, als er gegen die greuliche Irrlehre von der Wandlung (Transsubstantiation) im Abendmahl seine Stimme erhob. Das geschah im Sommer 1378. In zwölf kurzen Thesen griff er die genannte römische Keßerei an. Der gewichtigste Vorwurf, welchen er gegen sie erhebt, ist der, daß die Lehre schriftwidrig sei; überdies habe sie Abgötterei zur Folge, indem man der geweihten Hostie wahrhaft göttliche Ehre erweise. Das sei ein „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte“. Leider ist Wiclifs eigene Lehre vom heiligen Abendmahl ebenfalls nicht schriftgemäß. Luther redet darum mit Recht von dem „spitzigen Wiclif“ (Walch XX, 1228. 1294).

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Die Universität Oxford erklärte sich gegen Wiclif; man verbot ihm, seine Lehre ferner zu predigen; der König bestätigte dies Urteil. Aber Wiclif fuhr fort, durch Schriften zu zeugen. Hatte er bisher meistens in lateinischer Sprache geschrieben, so bediente er sich jetzt der Volkssprache, er trug seine Lehre in gutem und ver-

ständlichem Englisch vor, darin Luthern nicht unähnlich. Im Mai 1382 ließ der Erzbischof durch eine kirchliche Versammlung in London die Lehre von der Wandlung aufs neue sanktionieren und die entgegenstehenden Sätze als ketzerisch verwerfen. Während diese Versammlung tagte, wurde London durch ein furchtbares Erdbeben erschreckt. Wiclif erkannte in diesem Zeichen ein Gottesurteil gegen das Vorgehen der Päpstlichen und pflegte jene Versammlung von nun an nur das „Erdbebenkonzil“ zu nennen. Allein infolge der Beschlüsse des Konzils wurde nun doch alles aufgeboten, um Wiclifs Lehre zu unterdrücken. Gegen seine Anhänger wurde mit Kirchenstrafen vorgeschritten, und mehrere derselben fielen ab. Wiclif selbst ließ man unangetastet. Er hatte sich in seine stille Pfarrei zu Lutterworth zurückgezogen, wo er bis an sein Lebensende als schlichter Priester wirkte.

Wahrscheinlich hatte er schon auf der Universität eine Schule von biblischen Predigern gebildet, die Gottes Wort im Lande verkündigen sollten. Als er sich nach Lutterworth zurückgezogen hatte, setzte er diese Thätigkeit noch eifriger fort. Die Reiseprediger, die er ausandte, wurden vom Volke „gute Priester“ genannt. Sie gingen in langen Gewändern aus grobem Tuch von roter Farbe, mit einem Stab in der Hand, barfuß einher, wanderten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, predigten, ermahnten und lehrten, und trugen, von irgend willige Hörer sich fanden, Gottes Wort in der Muttersprache schlicht und treu, aber auch mit Schärfe und Nachdruck vor. Von Wiclif selbst sind noch viele Predigten übrig, die er wahrscheinlich als Muster für die Reiseprediger verabfaßt hat. Man spürt in ihnen stets einen Eifer um Gottes Ehre, eine aufrichtige Sorge um das Heil der Seelen, einen redlichen Ernst um das „rechtlichaffene Wesen in Christo Jesu“, kurz eine wahrhaft gottesfürchtige Gesinnung. Ohne Zweifel haben daher die Prediger aus seiner Schule mit ihrer Verkündigung des Wortes Gottes viel Segen gestiftet.

Und noch von einem andern wichtigen Werke Wiclifs müssen wir schließlich reden. Weil dem Rektor von Lutterworth die Heilige Schrift so hoch stand, darum wollte er sie auch dem gemeinen Mann zugänglich machen. So ging er denn mit Hilfe einiger Gesinnungsgenossen an die Übersetzung der Heiligen Schrift in die englische Sprache. Zuerst übersezte er wie Luther das Neue Testament und dann mit Hilfe seines Freundes Nikolaus von Hereford das Alte. 1381 oder 1382 war das Werk vollendet. Es ist allerdings nicht eine Übertragung des hebräischen und griechischen Grundtextes wie Luthers Bibel, sondern nur eine Überetzung der lateinischen Vulgate. Aber die Sprache ist edel, schön und volkstümlich. Wiclifs Bibelüberetzung ist im Entwicklungsgang der englischen Sprache ebenso bedeutend und epochemachend, wie Luthers Bibelüberetzung in der Ge-

schichte der deutschen Sprache. Wie mit der Lutherbibel das Neuhochdeutsche beginnt, so steht die Wiclifbibel an der Spitze des Mittelhochdeutschen.

Von Wiclifs letzten Lebensjahren wissen wir wenig. Neuere Untersuchungen haben festgestellt, daß er kurz vor seinem Tode nach Rom zum Papste citirt wurde. Aber seine Gesundheit war zu sehr erschüttert, als daß er der Vorladung Folge leisten konnte. „Der König der Könige hielt ihn zurück und wollte nicht, daß er ginge.“ Er hatte sich freilich schon längst darauf gefaßt gemacht, als Streiter für die Sache Christi noch mehr verfolgt zu werden und sein Leben vielleicht noch als Märtyrer zu enden. Aber Gott führte ihn anders. Nachdem er schon zwei Jahre an den Folgen eines ersten Schlaganfalls gelitten hatte, wurde er am 28. Dezember 1384, während er in der Pfarrkirche zu Lutterworth die Messe hörte, zum zweitenmal vom Schläge gerührt, so daß er von da an kein Wort mehr reden konnte. Und einige Tage darauf, am 31. Dezember 1384, wurde er von seinen Leiden durch den Tod erlöst und „ins Vaterland“ heimgeholt.

Lange nach seinem Tode wurde er am 4. Mai 1415 durch das Konzil zu Konstanz feierlich für einen Ketzer erklärt. Seine Lehre wurde verdammt und der Befehl erlassen, daß seine Gebeine ausgegraben und weggeworfen werden sollten. Vollzogen aber wurde dieser Befehl erst zwölf Jahre später. 1427 ließ Bischof Fleming von Lincoln Wiclifs Gebeine, nachdem sie dreiundvierzig Jahre lang unter dem Chor der Kirche zu Lutterworth in Frieden geruht hatten, ausgraben, verbrennen und die Asche davon ins Wasser streuen.

Wiclifs Lehre hat nicht nur in England, sondern auch sonst segensreiche Früchte getragen. Es ist erwiesen, daß die husitische Bewegung auf Wiclifs Schultern steht. Der teure Märtyrer Johann Hus selbst hat sich zu ihm bekant und gerade seine Ideen fortgebildet und ausgeführt. Es haftet denselben noch viel Irrtümliches an, das nicht aus dem Worte Gottes geschöpft ist. Namentlich ist das der Mangel, daß Wiclif die Lehre von der Glaubensgerechtigkeit noch nicht erkannt hatte. Diese teure Fundamentallehre wieder klar ans Licht zu stellen, dazu war erst der wahre Reformator, Luther, berufen. Aber für seine Person stand doch auch Wiclif — das dürfen wir bestimmt annehmen — im rechtfertigenden Glauben. Er wollte sich allein auf den Grund der Heiligen Schrift stellen, sie war ihm alleinige Quelle des Glaubens, Regel des Lebens und der Lehre. Und in diesem Sinne hat er auch gewirkt; seine ganze vielumsfassende, großartige Thätigkeit ankerte im Worte Gottes. Soweit ihm Gott Gnade gab, hat er, wie wohl in mancherlei Schwachheit, Christi Namen vor den Menschen bekant. Sein Andenken soll darum auch im Segen bleiben.



## Ein sonderbares Trio.

Wenn du, freundlicher Leser, das beigebrunte Bild anschaut, so wird dir, so kurios auch dasselbe erscheint, doch mit einem Blick klar, daß da ein Krebs, dessen Kopf, Fühler und vordere drei Fußpaare sichtbar sind,



Einsiedlerkrebs mit Seeanemone.

für seinen Hinterleib eine Zuflucht in einem verlassenen Schneckenhaus gesucht hat und daß dieses Haus mit einem, einem modernen Frauenhut nicht gerade unähnlichen Aufsatz geziert ist. Aber was aus diesem sonderbaren Dreigespanne zu machen ist, das mag dir wohl einiges Kopfzerbrechen verursachen. Die Hauptperson dieser sonderbaren Gesellschaft ist offenbar der Krebs. Es ist das aber ein Krebs eigener Art. Während nämlich



sonst die Krebse gleich den Rittern von Kopf bis zum Fuß gepanzert sind, trägt dieser Krustler einen weichen, nur mit einer Haut bekleideten Schwanz. Ein solches weiches Anhängsel bedarf des Schutzes, und den weiß unser Freund zu finden. Am Meeresstrand, wo er daheim ist, fehlt es nicht an kleinen und großen Schneckenhäusern, deren Insassen gestorben und verdorben sind. In solch eine verlassene Wohnung taucht unser Krebs Schwanz und Hinterleib und streckt nur Scheren und Fühler zur Thür hinaus, immer bereit, jede sich nähernde Beute zu ergreifen und zwischen die Fresskiewer zu schieben. Wird's ihm zu eng in der Wohnung, so zieht er in einem anderen größeren Hause zur Miete. Recht passend nennt man darum diesen Gefellen den Eremiten- oder Einsiedlerkrebse (Hermit Crab). Er fehlt an keinem Meeresstrand und hat schon von alters her, sonderbar wie ein solcher mit angehängtem Schneckenhaus schwerfällig dahinkrabbelnder Burtsche erscheint, die Aufmerksamkeit aller Beobachter gefesselt. —

Aber was ist's mit dem hutartigen Aufsatz? — Auch dieser, freundlicher Leser, ist ein Tier, allerdings ein Tier niedrigster Art, das gleich anderen Meeresbewohnern eigener Bewegung entbehrt und daher, indem es sich irgendwo festsaugt, eine in des Wortes strengster Bedeutung sitzende Lebensweise führt. Man nennt diese Tiere Anemonen oder Aktinien, auch wohl Seeasteren (Sea-anemones, Sea-asters). Auch sie haben schon lange durch ihre Farbenpracht und durch ihren seltsamen Bau die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Selten sieht man einen Einsiedlerkrebse, der nicht auf dem Rücken seiner Mietswohnung eine solche Anemone mit sich herumtrüge. Was die Aste bewegt, sich mit ihrem lappigen Fuß am Einsiedlerkrebse festzusetzen, leuchtet ein. Sie, die sich selbst nicht fortbewegen kann, will als blinder Passagier von Ort zu Ort gebracht werden, und ist dann sicher, die nötige Nahrung zu finden. Denn während der Krebs mit seinen Scheren im Boden wühlt, wirbelt er manches kleine Seetier empor, das die Anemone vermöge der vielen Fangarme, welche die Mundöffnung derselben umstehen, festhält und sich einverleibt. Das ist leichte Arbeit; denn dicht unter der Mundöffnung liegt ein häutiger Sack, der Magen, der fast das ganze Körperinnere ausfüllt und nicht bloß die Nahrung aufnimmt und verdaut, sondern auch das Unverdauliche auf demselben Weg, auf dem es gekommen, wieder ins Wasser speibiert. Somit leuchtet denn der Vorteil, den die Anemone von dem Zusammenleben zieht, wohl ein; aber da doch sonst im Tierreich — wie leider auch oft genug unter uns Menschen — die Regel gilt, daß jeder das Seine sucht und sich höchstens zu einer gegenseitigen Unterstützung bequemt, so entsteht die Frage: Was hat denn der Krebs von diesem Zusammenleben? Oder muß er, er mag wollen oder nicht, es sich gefallen lassen, daß die Anemone sich auf sein Haus hestet und ihm das „Noven“ so beschwerlich macht? Und wenn eine Anemone ihn

wirklich überlistet und sein Oberstübchen bezogen hätte: warum drückt er sich nicht und sucht sich eine andere Wohnung, da doch so viele leer stehen? — Ja, lieber Leser, so fragst du billig und so haben sich die Forscher auch immer und immer wieder gefragt; statt aber durch fleißiges Beobachten, woran sie es nicht fehlen ließen, eine befriedigende Antwort zu bekommen, sind sie nur noch auf größere Geheimnisse gestoßen. Denn es hat sich da herausgestellt, daß der Krebs nicht nur gar nichts thut, um seinen Mietsmann loszuwerden, sondern daß er sogar sich eifrig bemüht, denselben zu behalten. Worin aber die Gegenleistung der Anemone besteht, das hat bislang noch niemand erkunden können.

Der Krebs muß sich, wie bereits erwähnt, von Zeit zu Zeit eine andere größere Behausung verschaffen. Da man aber nie eine Anemone auf einem leeren Schneckenhause findet, so muß dieselbe doch mit ihrem Hausherrn die Wohnung wechseln. Wie ist dies einem Tier möglich, dem jede freie Beweglichkeit versagt ist? Darüber gab zuerst der englische Forscher Forbes Aufschluß. Er hatte mit einem Schleppeuze eine Anemone, die auf dem Gehäuse eines Einsiedlerkrebses festsaß, dem sein Logis schon etwas zu eng zu sein schien, heraufgebracht, und es war ihm gelungen, beide Tiere in einem größeren Gefäß lebendig zu erhalten. Nach einigen Monaten verriet die Anemone durch ihr Aussehen, daß sie kränkelte, und auch der Krebs zeigte, daß er unbehaglich beengt sei, da er seine vorderen Körperteile weit herausstreckte. Forbes legte deshalb ein größeres Schneckenhaus in sein Aquarium. Der Einsiedler fand sogleich das neue Gehäuse, und begann, es zu untersuchen. Nach etwa einer Stunde war er behaglich in seiner neuen Wohnung eingerichtet. Wo aber war die Anemone? Die hatte sich, als der Krebs sich zum Verlassen seiner alten Wohnung anschickte, von der Schale gelöst, hatte sich mit einem Teil ihres Fußes am Kopfschild des Krebses festgehalten und war so mit ihm umgezogen. Die neue Wohnung wurde dann von dem Krebs bezogen; dieser faßte hierauf mit seinen Scheren die Anemone, hob sie auf und drückte sie in richtiger Lage gegen das Schneckenhaus an! Ließ sie auch anfangs wieder los, so wurde sie doch wieder von dem Krebs in die Höhe gehoben und zum Festsaugen veranlaßt. In der That, eine um so merkwürdigere Sorgfalt, da man gar nicht dahinterkommen kann, welchen Vorteil der Krebs von der Aktinia zieht!

Aber was schadet's, wenn wir Menschen auch nicht immer erkunden, was Gott mit diesem oder jenem Geschöpf für Absichten hat, — immer können wir tief genug sehen, um bewundernd still zu halten und auszurufen: „Groß sind die Werke des HERRN; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.“

D.



## Eine lustige Naturgeschichte.



Nicht oft hat ein Handbuch der Zoologie bei Gebildeten und besonders bei Ungebildeten eine solche freundliche Aufnahme gefunden, als die Zoologia comica oder die lustige Tierkunde des Herrn v. Miris, der noch immer nicht, wie er klagend schreibt, Professor der Naturwissenschaften geworden ist

und der noch immer nicht den Lohn für seine vierundzwanzig Stunden hindurch mit rastlosem Eifer fortgesetzten, eingehenden Studien gefunden hat. Und doch sind die Ergebnisse seiner Forschungen wahrhaft überraschend. Wenn wir dem Leser eine Auslese seiner Abhandlung über die Säugtiere bieten, so hoffen wir dadurch uns seinen Dank zu sichern.

Der Affe, so schreibt Herr v. Miris, hat vier Hände und ist daher sehr geeignet für musikalische Gesellschaften. Er hat weiter keinen Nutzen, als daß er den Menschen nachahmt, was verschiedene „geistreiche“ Naturforscher auf die Idee brachte, daß der Mensch vom Affen abstamme. Von der neuen Kunst und einer gewissen Sorte von Wissenschaft meinen viele, sie sei unterm Affen.

Die Fledermaus hat sich mit ihren Flügeln über die ganze Erde verbreitet. In kälteren Gegenden pflegt sie sich in ihre Flughaut einzuwickeln und sich mit den Hinterfüßen aufzuhängen. Auf diese Weise hält sie ihren Winterschlaf und bedarf monatelang keiner Nahrung, was allen Bediensteten mit magerem Gehalt sehr zu empfehlen wäre. Der Vampyr ist eine entfernte Fledermausart, welche schlafenden Menschen das Blut aussaugt und in Amerika und Ostindien die Stelle der Wanzen und Flöhe ersetzen muß.

Bampur benennt man kurz und gut,  
Was sich ernährt von Menschenblut.  
Zu dieser Ordnung zählt daher  
Vor allem auch der Wucherer.

Der Papierdrache (*Draco papiricus*), nicht zu verwechseln mit dem Hausdrachen (*Draco domesticus*), welcher letzterer ein äußerst lästiges und gefährliches Ungeheuer sein soll, während der Papierdrache ein sehr harmloses Geschöpf ist und besonders Knaben viele Freude macht. Der Erfinder dieses Tieres muß übrigens den Menschen genau gekannt haben, sonst hätte er nicht gewußt, daß dieser schon als Kind eine Freude daran hat, wenn das Papier, das er besitzt, recht steigt.

Der Bär ist jenes Tier, aus welchem die Grenadiermützen gemacht werden. Es giebt eine Menge von Gattungen von Bären; am unschädlichsten sind die Stachelbären, welche sich von den kleinsten Kindern angreifen lassen.

Wird der Bär alt und weiß, so geht er nach Norden, wo er zu Nordpolerpeditionen verwendet wird, um Matrosen zu konsumieren. In diesem Fall nennt man ihn Eisbär. Derselbe lebt nur von Gefrorenem und kann durchaus keine Hitze ertragen, weshalb er sich in Menagerien und Tiergärten nur sehr ungern aufhält. Sobald die Temperatur über Null steht, schmilzt das Eis und man hat dann wieder den gewöhnlichen Bären. Sehr süß schmeckt auch der Honigbär, der Bienen und Menschen frißt, wohingegen der Brumbär sehr oft in Familien vorkommt, aber weniger angenehm ist.

Am zahlreichsten sind jene Bären, welche von den Tageblättern und anderen wissenschaftlichen Autoritäten den Lesern und Zuhörern aufgebunden werden. Diese nennt man jedoch auch Enten.

Zu den zahmen Raubtieren gehört vorzugsweise der Hund. Wenn sie vorn spitz zulaufen, nennt man sie Spitze, sind sie hinten rund, so nennt man sie Pudel. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Der Hund ist zwar treu und argloser Natur; aber wehe dem, der auf ihn kommt. Eine sehr verbreitete Familie sind die Schweinehunde, welche theils gemacht, theils geblafen werden.

Der Wolf ist sehr grausam und gefräßig, wie es ja denn auch heißt:

Reapels Ufer nennt man Wolf,  
Doch sehr gefräßig ist der Wolf.

Er fällt selbst Menschen an, wenn sie sich in der Nähe befinden. Bei großer Hitze kann man denselben leicht bekommen, doch ist er dann sehr unangenehm, besonders für Fußreisende.

Beinahe ebenso grausam, aber viel schlauer ist der Fuchs. Derselbe kommt auf allen deutschen Universitäten vor. Die gesuchteste Familie der

Füchse sind die Goldfüchse, auf welche die meisten Menschen Jagd machen. Eine sehr bekannte Species ist der Reineke Fuchs.

Die Hyäne eines der scheußlichsten Tiere nach dem Spruch:

Die Reinlichkeit erhält die Zähne,  
Ein scheußlich Tier ist die Hyäne.

Sie gräbt Leichen aus und frisst sie lebendig — ein entsetzliches Beispiel sittlicher Verworfenheit, das selbst von der Katze, die sprichwörtlich falsch ist, nicht erreicht wird, und deren Jammer (*Lamentatio felium*) unordentlichen Leuten besonders am Morgen sehr lästig ist. Der gestiefelte Kater ist ein Märchen, das von den aufgeklärten Naturforschern längst als ein solches erkannt ist.

Voll Majestät erscheint der Löwe. Er ist gelb und sehr großmütig. Doch traue man ihm nicht; denn Löwe bleibt Löwe. Doch giebt es auch Löwinnen. Gewöhnlich schläft der Löwe; denn der große Schiller sagt: „Gefährlich ist's den Leu zu wecken!“ — Der Tiger ist zwar auch so stark wie der Löwe, aber rotgelb mit schwarzen Streifen, die unten weiß sind. Er ist eines der blutigierigsten Tiere, kommt jedoch bei uns nur in Menagerien vor. Der Tiger hat nur einen Zahn, der aber sehr gefährlich ist. Sagt doch Schiller im Liebe von der Glocke: „Gefährlich ist des Tigers Zahn.“

Von den Beuteltieren nennen wir nur die verbreitete Familie der Privattiere oder Geldbrocken (*Homines capitales*). Dieselben leihen gegen 100 Prozent Geld aus. Die feinere Gattung heißt Bankbandit (*Latro commercialis*), fährt mehrspännig, kommt auch in Bädern vor, und lebt eigentlich nur von Geld. Beide kann man auch den Bampyren zuzählen.

Zu den zahnlosen Tieren gehört das Faultier (*Bestia piger*), welches zuweilen auf Gymnasien und Hochschulen vorkommt, sehr lange schläft und stundenlang zum Fenster hinausschaut. Das Gürteltier (*Femina cingulata*) gehört auch hierher. Es ist das weibliche Faultier und gehört, namentlich wenn es älter wird, zu den Zahnlosen. Es kommt in Kaffeekränzchen und auf Märkten vor.

Von den Nagetieren nennen wir billig zuerst die weit verbreitete Maus. Die ärmste unter ihnen ist die Kirchenmaus (*Mus ecclesiasticus*). Die gefährlichsten Feinde der Mäuse sind die Mausfallen und die Katzen. Von diesen Tieren stammen, wie Darwin klar bewiesen hat, die Mausfallenhändler her. Größer als die Maus, aber immerhin kleiner als der Elefant erscheinen die Ratten, von welchen das sogenannte Rattengift stammt. Am gefährlichsten aber sind jene Vitteraten, welche von schlechten Büchern leben und jeden guten Namen benagen.

Das Pferd, dieser bedeutendste Vertreter der Einhufer, wird teils

zum Ziehen, theils zum Reiten verwendet, und heißt dann entweder Gaul (Equus miserabilis), oder Roß (Equus nobilis). Vom Esel wollen wir hier nicht reden. Das Zebra zeichnet sich durch seinen gefälligen Anstrich aus.

Der Ordnung der Zweihüfer gesellen wir das Kamel zu, welches je nach seinem Range ein oder zwei Höcker trägt. Der Bock ist jenes Tier, welches auch als Bier getrunken werden kann. Die Hörner sind oft so groß, daß man ganze Armeen hineinjagen kann. Das Schaf ist fürchterlich dumm, und der Dohse ist der Esel unter den Tieren. Sind mehrere Dohsen zusammen, so nennt man sie Rindvieh. Rind nennt man den Dohsen wenn er jung ist; Kuh, wenn er Milch giebt. — Zu der Ordnung der Wiederkäuer zählt man mit Recht auch jene Gelehrten, welche immer dasselbe wieder vorbringen.

Das Schwein führt uns zu den Dickschäutern. Es gehört übrigens zu denjenigen Dingen, die rein unmöglich sind. Es dient als Vorwurf für Kinder, welche sich nicht waschen wollen. Nach dem Tode geht es in Schinken und Speck über. —





## Kaiser Maximilians Ende.

Ein dunkles Blatt aus der Geschichte Mexikos.

rei Jahre lang, vom 12. Juni 1864 bis zum 19. Juni 1867 hat Kaiser Maximilian die dornenreiche Krone Mexikos getragen. Mit den hochfliegendsten Plänen, aber auch in bester Meinung hatte er den mexikanischen Boden betreten. Nichts, was er erträumte, war in Erfüllung gegangen. Im Frühjahr 1867 war ihm nur noch ein Häuflein Getreuer geblieben, das mit ihm in in der Festung Queretaro eingeschlossen war.

Ringsum war die auf bergigem Terrain gelegene, etwa 40.000 Einwohner zählende, schön gebaute Stadt mit starken Verschanzungen umgeben. Ihre mächtige Citadelle und die immer noch ansehnliche Besatzung schienen allen Anstrengungen der Republikaner troßen zu wollen. Wahrscheinlich hätte man sich auch noch lange halten können, wenn die Lebensmittel nicht ausgegangen wären, denn das Brot war aufgezehrt und Pferde- und Maultierfleisch bildete die einzige Nahrung. Die in der Stadt ohnehin schon herrschenden Krankheiten nahmen dadurch einen bedenklichen Charakter an; auch die Soldaten begannen sich mutlos und demoralisiert zu zeigen, obgleich sie bisher bei ihren Ausfällen stets viel stärkere feindliche Corps in die Flucht geschlagen hatten und immer nur einer großen Übermacht gewichen waren. Nachdem alle Versuche, sich durchzuschlagen, gescheitert waren, entschloß man sich, mit dem gesamten, auf 6000 bis 7000 Mann zusammengeschmolzenen Heere auszufallen. Als Zeit war ursprünglich die Nacht des 14. Mai bestimmt. Merkwürdigerweise hatte der feindliche Befehlshaber Escobedo fast für dieselbe Zeit, nämlich für den Morgen des folgenden Tages, einen allgemeinen Sturm festgesetzt. Beides unterblieb! Der Ausfall, weil Maximilians Generale mit ihren Vorbereitungen nicht zur rechten Zeit fertig geworden waren, der Sturm Escobedos aus einem anderen Grunde. Er war überflüssig geworden. Escobedo und der



Maximilian, Kaiser von Mexiko.



kaiserliche Oberst Lopez waren inzwischen über den Verrat des Schlüssels der Stadt handelns geworden. Das Kloster La Cruz, welches diesen Schlüssel bildet, ein gewaltiges Bauwerk, ein Viertel Kirche, drei Viertel Fort, außerordentlich fest, hatte Maximilian zu seinem Hauptquartiere erwählt und das Kommando desselben demjenigen Offizier übergeben, den er durch Wohlthaten am festesten an sich gebunden glaubte und dessen offenes joviales Wesen, das wenig von dem der Mexikaner an sich hatte, kaum einen Argwohn aufkommen ließ. Gerade als Escobedo den Angriff auf La Cruz befahl, ging ihm ein Schreiben von diesem Nichtswürdigen zu, welcher ihm gegen 3000 Unzen Goldes die Auslieferung der Citadelle anbot. Escobedo ging bereitwillig auf die Forderung und sonstigen Bedingungen ein. Im Schatten der Nacht rückte er vor die Wälle von La Cruz. Da befahl Lopez seinen Truppen in dieser Citadelle, die keinen erheblichen Widerstand leisteten, ihre Waffen niederzulegen, und während er aus einem Thor austrückte, um sich mit den Seinigen gefangen zu geben, zogen die republikanischen Truppen durch ein anderes ein, um ihre Stellungen zu besetzen.

Maximilian wurde noch rechtzeitig von dem Borgesfallenen in Kenntniß gesetzt und eilte, von seinen Österreichern begleitet, nach dem starken, hochgelegenen Fort Cerro de la Campana. Doch jeder Widerstand schien fruchtlos. Da zog man die weiße Flagge auf und ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Der republikanische Chef Rivera, in dessen Hände Maximilian geriet, stieg, sobald er den Kaiser sah, vom Pferde, zog seinen Degen, salutirte auf das ehrerbietigste und lehnte es ab, den Degen seines kaiserlichen Gefangenen anzunehmen. Dieser wurde dann unter Musikbegleitung nach dem Kloster La Cruz zurückgebracht und die durch die letzten Angriffe hart mitgenommenen kaiserlichen Gemächer, so gut es möglich war, hergestellt. Hier schenkte Maximilian, der fortan als Gefangener behandelt wurde, dem General Niva Palacio, welcher zuerst in das Kloster La Cruz eingedrungen war, sein Pferd nebst kostbarem mexikanischem Sattel. Außer dem Kaiser fielen den Republikanern 14 Generale, darunter Miramon und Mejia, 18 Oberste, 400 Offiziere, 6000 Mann und ein noch immer bedeutendes Kriegsmaterial in die Hände.

Maximilians Gefangenschaft war keine harte und grausame. Er befand sich in einer Zelle des Kapuzinerklosters im Bette liegend, da er schon während der ganzen Belagerung an Dysenterie gelitten, doch war er geistig frisch, voll mutiger Fassung und Ergebenheit. Auf den zu seinem Gemach führenden Treppen und Korridoren lagen Hunderte von Soldaten in einer Weise, daß man buchstäblich über sie hinwegschreiten mußte und an ein Entrinnen nicht zu denken war. Die Zelle selbst befand sich im ersten Stockwerk am Ende eines Korridors, war zehn Schritte lang und sechs

Schritte breit. Sie enthielt nichts als ein Feldbett, einen Schrank, zwei Tische, einen Rohrlehnstuhl und vier Rohrstühle; der Boden bestand aus rohen Ziegeln; ein Fenster und eine Thüre führten nach dem Gang hinaus. Vor ersterem lag ein Offizier auf einer Strohmatte und vor letzterer stand eine Schildwache. Nachts hielten ein General und drei Obersten mit Revolvern bewaffnet die Wacht. In demselben Korridor befanden sich zwei andere Zellen, worin die beiden kaiserlichen Generäle Miramon und Mejia gefangen gehalten wurden; dieselben durften unbehindert mit Maximilian verkehren. Auch der Leibarzt Dr. Basch hatte freien Zutritt, sowie sämtliche aus Mexiko eingetroffene Gesandte, namentlich der preußische, Baron Magnus, in dessen Thätigkeit Maximilian besonderes Vertrauen setzte. Zur Verteidigung waren von Mexiko vier Advokaten eingetroffen. Die ersten beiden begaben sich nach San Luis Potosi zum Präsidenten Suarez, um dort im Verein mit dem preußischen Gesandten für das Leben Maximilians zu wirken. Eine Frauendputation, welche in derselben Absicht vor Suarez erschien, antwortete dieser: „Als die Kaiserlichen unsere Generäle erschossen, da habt Ihr nicht gebeten, warum bittet Ihr jetzt?“ In San Luis scheiterten alle Bemühungen, namentlich das Hauptbegehren: die Inkompetenzklärung des zur Entscheidung in der kaiserlichen Prozeßsache bestimmten Kriegsgerichtes. Dies Gericht war aus sechs Hauptleuten unter dem Vorsitze eines Oberstleutenants zusammengesetzt. Die Advokaten dagegen beantragten die Überweisung der Prozeßes an ein aus Generalen bestehendes Kriegsgericht oder aber an den Nationalkongreß.

Maximilian selbst setzte gar keine Hoffnung in die Verhandlungen und erwartete von San Luis weder für seine Ehre noch für sein Leben ein günstiges Ergebnis. Am 12. Juni begannen die Gerichtsverhandlungen im städtischen Theater, das zu der großen Tragödie eigens eingerichtet war. Sollte doch hier ein Spektakelstück aufgeführt werden, wie es Queretaro nimmer wieder sehen wird. Allein der Held erschien nicht und verdarb dem Pöbel sein Vergnügen.

Das Kriegsgericht sowie die Angeklagten befanden sich auf der Bühne, die Zuhörer in den Sperrsitzen und Logen. Das Theater war sparsam erleuchtet. Da Maximilian, sowohl wegen seines körperlichen Leidens, als auch vorzüglich aus tiefverletztem Selbstgefühl, unter keiner Bedingung — es sei denn unter Anwendung von Gewalt — an einem solchen Orte erscheinen wollte, so wurde das Gerichtsverfahren gegen ihn sistirt und zuerst gegen die Generäle Miramon und Mejia vorgenommen, die auch wirklich beide auf der Bühne erschienen und zum Tode verurteilt wurden.

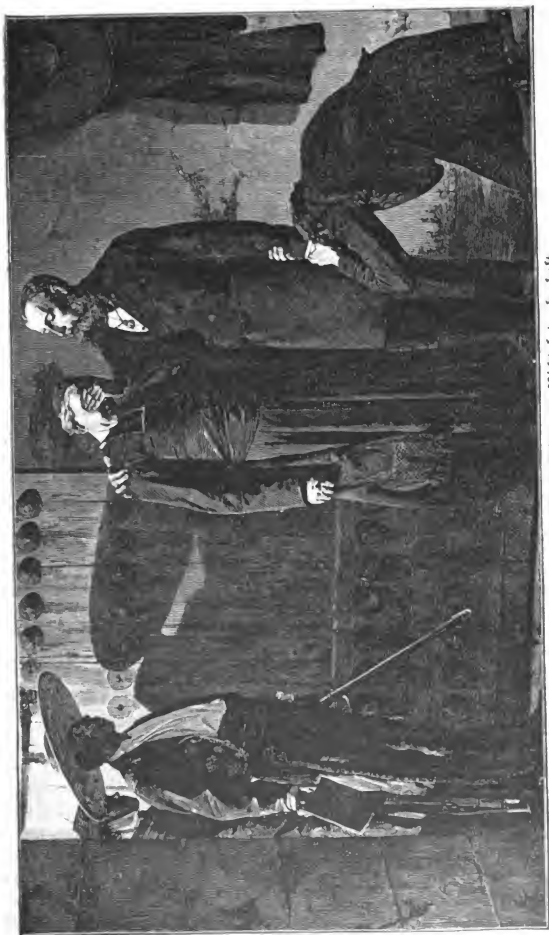
Am 14. Juni endlich begann das Plaidoyer der kaiserlichen Advokaten, nachdem dieselben nachgewiesen hatten, daß den Gesetzen gemäß sowohl die Verhandlungen als die Verurteilung erfolgen könnten, ohne daß der Ange-

klagte persönlich vor seinen Richtern erscheine. Dreizehn Anklagepunkte waren es, die man Maximilian vorhielt. An erster Stelle stand die Usurpation der höchsten Gewalt, dann die Entzündung des Bürgerkrieges und die Sanktionierung des unglückseligen Gesetzes vom 3. Oktober 1865, demzufolge, wie liberalerseits behauptet wird, seit jenem Zeitpunkte nicht weniger als 40,000 (?) standrechtliche Exekutionen im ganzen Lande vorgenommen worden sein sollten, welches Blut auf Maximilian als den Urheber zurückfalle. Aus diesen und anderen Gründen wurde „Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Österreich, der sich die Würde und den Titel eines Kaisers von Mexiko mit fremder Hilfe angemahnt und mehr als drei Jahre lang ausgeübt hatte, zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt.“ Am 14. Juni nachts 11 Uhr wurde unter lautloser Stille das Urteil gefällt, gleich darauf von Juárez bestätigt und als Tag der Hinrichtung der 16. Juni festgestellt. Allein sie wurde nochmals aufgeschoben, um am 19. dennoch ausgeführt zu werden.

Der 19. Juni, der Todestag, war ein Mittwoch. Ganz in der Frühe rüsteten sich die drei Verurteilten, Maximilian, Miramon, Mejia, zum letzten Gange. Ein mexikanischer Offizier trat, den Befehl zur Abführung des Kaisers in der Hand, in der Zelle. Tief ergriffen sank der treue Diener zu den Füßen Maximilians nieder und bedeckte dessen Hand mit Thränen. Der Priester hielt schluchzend die Hand vor die Augen, so daß der Kaiser selber zu trösten hatte. Dann verließ er mit kurzem Entschluß die Zelle. An der Thürschwelle wandte er sich zu seinem Verteidiger, dem Advokaten Ortega, mit den Worten um: „Welch ein schöner Himmel! So habe ich ihn für den Tag meines Todes gewünscht!“ Alle waren schwarz gekleidet, jeder bestieg mit einem Geistlichen den Wagen. Diese Wagen brachten sie nach dem Glockenhügel, dem Cerro de la Campana, außerhalb Queretaros, hundert Schritte von der Stelle, wo der Kaiser sich am 15. Mai ergeben hatte. Die Begleitung bestand in 4000 Mann. An der Stelle selbst, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, verließen sie die Wagen und der Kaiser schüttelte sich den Staub von den Kleidern, vollkommen gefaßt, erhobenen Kopfes. Er fragte nach den Soldaten, welche zum Feuern bestimmt waren und gab jedem eine Unze (16 Dollars) mit der Bitte, auf die Brust zu zielen. Der junge Offizier, welcher das Füsilierkommando befehligte, näherte sich dem Kaiser und drückte ihm die Befürchtung aus, er möchte vielleicht mit Groll gegen ihn sterben, weil er das Feuern kommandiere, während er doch im Herzen das, was er thun müsse, mißbillige.

„Junger Mann,“ sagte der Kaiser, „ein Soldat muß seinen Befehl erfüllen. Ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl, verlange aber, daß Sie dem gegebenen Befehl nachkommen.“

Hierauf näherte sich der Kaiser den Generälen Miramon und Mejia



Marimilian wird aus seiner Helle zum Richtplatz abgeholt.

und umarmte sie herzlich mit den Worten: „Bald sehen wir uns wieder in der anderen Welt.“

Der Kaiser, der in der Mitte stand, sprach zu Miramon:

„General, ein Tapferer wird auch von Monarchen bewundert und vor dem Tode will ich Ihnen den Ehrenplatz überlassen.“

Zu dem Indianer Mejia sich wendend, sprach er:

„General, was auf Erden nicht belohnt wird, wird es ganz gewiß im Himmel.“

Mejia war der Niedergeschlagenste, da er kurz zuvor seine Frau mit dem Säuglinge auf dem Arme hatte wahnsinnig durch die Straßen rennen sehen.

Maximilian trat nun ein wenig vor und sprach mit heller Stimme und bemerkenswerter Ruhe:

„Mexikaner! Männer meines Standes und Ursprunges, von meinen Gefühlen befeelt, sind durch die Vorsehung bestimmt, entweder Beglückter ihrer Völker oder Märtyrer zu sein. Als ich unter Euch kam, hatte ich keine Hintergedanken. Ich kam, gerufen von den wohlmeinenden Mexikanern, von denjenigen, welche sich heute für mein Adoptiv-Vaterland opfern. Im Begriff, ins Jenseits zu treten, nehme ich nur den Trost mit, Gutes gethan zu haben, so viel in meinen Kräften stand, und nicht von meinen geliebten und getreuen Generälen mich verlassen zu sehen. Mexikaner! Es sei mein Blut das letzte, welches vergossen wird, möge es mein unglückliches Adoptiv-Vaterland wieder aufrichten!“

Er trat zurück, und den Fuß vorstellend, die Augen zum Himmel erhebend, zeigte er mit der Hand auf die Brust und erwartete ruhig den Tod. Neun Kugeln machten seinem Leben im noch nicht vollendeten 35. Jahre ein Ende.

Miramon ließ wie ein Feldherr seine Augen über die Truppen schweifen und sprach dann: „Soldaten von Mexiko, Landsleute! Ihr seht mich hier als Verräter zum Tode verurteilt. Jetzt, wo das Leben schon nicht mehr mir gehört, wo ich in wenigen Minuten sterbe, erkläre ich vor Euch allen, angesichts der Welt, daß ich niemals ein Verräter an meinem Vaterlande gewesen bin. Ich habe für die Ordnung gekämpft und falle heute mit Ehren für sie. Ich habe Söhne, aber diese Söhne können niemals durch den Schmutz dieser Verleumdung besleckt werden. Mexikaner! Es lebe Mexiko und es lebe der Kaiser!“ Er schrie dies mit furchtbar tönender Stimme, alles war erschüttert, Thränen flossen. Nicht eine Seele von Queretaro war bei der Hinrichtung zugegen, die Straßen öde, die Häuser verschlossen. Die Leichname wurden einbalsamiert und in das Kapuzinerkloster geschafft.

Maximilians Gemahlin, Charlotte, eine belgische Prinzessin, weilte

nicht in Mexiko, als der Kaiser endete. Sie hatte wenige Monate vorher eine Reise nach Europa angetreten, um den Kaiser Napoleon zu bewegen, die französischen Truppen zum Schutze Maximilians in Mexiko zu lassen. Ihre Bitte war vergeblich. Auch ihre Reise zum Papst war fruchtlos. Wohin die unglückliche Kaiserin sich auch wandte, überall Achselzucken. Sie sah den Kaiserthron, den heißgeliebten Mann verloren, in nichts stürzte das stolze Gebäude zusammen. Da umnachtete der sonst so helle Geist, und sie lebt in Belgien — eine Wahnsinnige.



## Verlaß mich nicht!



Psaln 25, 16—17.

O Herr, verlaß mich nicht, wail' ich auf rauhem Wege,  
führ mich an deiner Hand, halt mich in deiner Pflege;  
In dunkler Trübsalsnacht sei du mein Trost und Licht,  
O Herr, du starker Gott, verlaß, verlaß mich nicht!

O Herr, verlaß mich nicht, wenn ich soll einsam weinen,  
Wie viel ich seufz' und ruf', die Hilf' will nicht erscheinen!  
Ob fern die Menschen sind, ob jede Stütze bricht,  
O Herr, du treuer Gott, verlaß nur du mich nicht!

O Herr, verlaß mich nicht, muß ich das Kreuz noch tragen,  
Laß mich in keiner Not verzweifeln noch verzagen,  
Ergebung und Geduld sind ja des Christen Pflicht,  
O Herr, du milder Gott, verlaß, verlaß mich nicht!

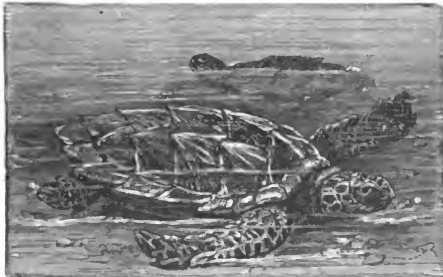
O Herr, verlaß mich nicht! Was not ist mir zum Leben,  
Wirst du aus Gnaden mir aus deiner Fülle geben,  
Drum sei der Glaubensblick nur stets zu dir gericht't,  
O Herr, du reicher Gott, verlaß, verlaß mich nicht!

O Herr, verlaß mich nicht, bleib bei mir bis ans Ende,  
Daß ich den Pilgerlauf im Glauben treu vollende,  
Und wenn der Tod sich naht, und wenn das Herz mir bricht,  
Du gnadenreicher Gott, verlaß, verlaß mich nicht!



## Das Schildpatt.

Das Schildpatt — Tortoise Shell — ist die hornige Substanz, die das Rückenschild der Schildkröten deckt und welche zu Rämnen, Brillengestellen, Messerschalen, Dosen, Fächern und dergleichen verwendet wird. Nur wenige Schildkröten liefern dies Schildpatt in hinreichender Schönheit und Dicke; keine aber in so prächtig braun und goldgelb gefärbten Flecken und Klammern wie die hier abgebildete Karette (Hawk's Bill Turtle), deren Rückenschild mit starken, dachziegelartig übereinanderliegenden Platten bedeckt ist. Die Karette bewohnt die zwischen den Wendekreisen liegenden Meere. Bei uns hat man sie im Karaischen Meer häufig gefunden; sie zeigt sich auch an vielen Stellen längs der atlantischen Küste von den süd-



Die Karette.

lichen Vereinigten Staaten an bis nach Montevideo und an der Küste des Stillen Oceans. Im chinesischen und japanischen Meere ist sie gleichfalls ein häufiger Gast.

Wenngleich das Fleisch der Tiere ungenießbar ist, da es Durchfall und Erbrechen verursacht und Geschwüre hervorruft, so sichert doch das wertvolle Patt dem Tiere die allerdings unerwünschte Anhänglichkeit des Menschen. Von diesem Patt liefert eine etwa 3 Fuß lange und gegen 200 Pfund schwere Schildkröte 8 Pfund. Auf recht grausame Weise sucht man das Patt zu lösen. Da sich dasselbe nämlich nur bei bedeutender Erwärmung leicht entfernen läßt, so hängt man das arme Tier verkehrt über ein Feuer und röstet es so lange, bis die Schale sich trennt. Die Chinesen übergießen die Schildkröte mit kochendem Wasser. Man läßt die Tiere

nach diesem qualvollen Prozeß wieder ins Meer, weil man annimmt, das Patt werde sich wieder erzeugen. Es dürfte dies kaum der Fall sein.

Das Patt ist auch darum eine so vorzügliche Hornmasse, weil die einzelnen Tafeln sich, nachdem sie in kochendes Wasser getaucht sind, durch leichten Druck zusammenschweißen lassen, so daß sie ein Stück bilden. Es kann auch in Formen gepreßt werden, läßt sich sägen, raspeln und schaben und mit Bimssteinpulver und Tripel schön polieren. Im „guten“ Deutschland, namentlich in Nürnberg und Fürth, hat man das Schildpatt aus gewöhnlichem Horn durch Auftragen von Kalk und Bleiglätte, die reizend wirken, nachgebildet, wodurch Kenner freilich nicht getäuscht werden können, das große Publikum aber übers Ohr gehauen wird.

Schon die alten Römer schätzten das Schildpatt. Sie gebrauchten es als eingelegte Arbeit an Thorpfosten, das Rückenschild benutzten sie als Wiege und als Badewanne für die Kleinen. Heutzutage ist das Schildpatt wie alle Modeartikel bald mehr, bald weniger begehrt. Billigere Stoffe, namentlich das Celluloid (gepreßte Holzfaser) haben es verdrängt.

D.







## Am Thron und Leben.

Ein Blatt aus der englischen Geschichte.

Am den Ufern der Themse, dicht an der verkehrreichen City, am Ostende Londons, ragt ein mit Wällen und Wassergräben umschlossenes fünfeckiges turmreiches Kastell empor. An seine Mauern knüpft sich eine lange Reihe der denkwürdigsten und zum Teil der blutigsten Ereignisse. Fast jeder Turm, ja, jedes Gemach, jeder Gang, jeder Platz in dem alten Bau hat seine historischen Erinnerungen. So ist der weltberühmte Tower von London ein geschichtliches Denkmal ersten Ranges. In einer dieser alten Türme, die zusammen den Tower bilden, führt dich unser Bild, freundlicher Leser! Er heißt von alters her geradezu der Bluterturm. Ob er mehr als die andern Türme der Schauplatz düsterer Greuelthaten gewesen? Wer will es entscheiden! Jedenfalls hat sich hier eins der tragischsten Ereignisse der englischen Geschichte abgespielt, — eben das Ereignis, auf das unser Bild hindeutet. Davon soll im folgenden erzählt werden.

Im Jahre 1483 am 9. April war Eduard IV., nachdem er zweiundzwanzig Jahre den Thron Englands inne gehabt hatte, erst einundvierzig Jahre alt, gestorben. Fast dreißig Jahre schon wütete der schreckliche Bürgerkrieg, der in der Geschichte unter dem Namen des Krieges der Weißen und Roten Rose bekannt ist. König Eduard gehörte dem Hause York an, dessen Wahrzeichen die weiße Rose war. Durch List und Gewalt war es diesem mächtigen Adelsgeschlecht gelungen, das Haus Lancaster, welches dreihundert Jahre lang Englands Krone getragen hatte, zu stürzen. Eduard

hatte es verstanden, in blutigen Kriegen und durch tüchtige Regierung die Macht der Weißen Rose zu befestigen. Mit schwerer Blutschuld auf dem Gewissen, war er nach kurzem, lasterhaften Leben in die Ewigkeit gegangen. Sein ältester Sohn *Eduard*, bei des Vaters Tode erst dreizehn Jahre alt, war der Thronfolger; der jüngere Sohn *Richard* zählte erst sieben Jahre. Für den jungen König mußte bis zu seiner Mündigkeit ein Regent eintreten. Eine mächtige Adelspartei suchte die Regentschaft der Königin=Mutter zu verhindern. Es gelang ihr, den Bruder des verstorbenen Königs, Herzog *Richard von Gloucester*, auf ihre Seite zu ziehen. Man stellte diesem schlauen und gottlosen Manne vor, daß er als väterlicher Oheim die Regentschaft führen müsse, und — fand keine tauben Ohren. Bald reiste in seiner Seele der Entschluß, selbst die Krone an sich zu reißen.

Der junge König *Eduard V.* befand sich beim Tode seines Vaters nebst seinem Bruder *Richard* auf dem Schlosse *Ludlow* unter der Obhut seines Oheims mütterlicher Seite, des Grafen *Rivers*. Die verwitwete Königin wollte, daß dieser den König unter dem Schutze eines Heeres nach London führte. Aber den Intriquen der Gegenpartei gelang es, daß *Lord Rivers* nur mit geringerer Begleitung aufbrach. Zu *Northampton* traf er den Herzog von *Gloucester*. Hier übte dieser seinen ersten Gewaltstreich. Unter nichtigem Vorwande ließ er *Rivers* und das übrige Gefolge des jungen Königs festnehmen, und letzteren führte er unter seinem Schutze und Geleite nach London, aber nicht zur Krönung, sondern wies ihm zunächst seine Wohnung im *Tower* an. Erschrocken flüchtete sich die Königin mit ihren Töchtern und dem jüngsten Sohn, der zu ihr gebracht worden war, in die *Westminster-Abtei*. Der Herzog von *Gloucester* aber wurde durch Beschluß des Geheimen Rats zum Protektor des Reiches während der Minderjährigkeit *Eduards V.* ernannt. Um sich zu stärken, zog er Männer von altem Adel durch Verleihung von Würden und Ehrenämtern in sein Interesse.

*Gloucester* verließ die verbrecherische Bahn, die er eingeschlagen, nicht mehr. Am 22. Juni sollte die Krönung des jungen Königs stattfinden. Das mußte er hindern, es koste, was es wolle! Denn der mächtige *Lord Hastings*, der gleiche Gewalt mit dem Herzog angestrebt hatte, nahm mehr und mehr eine feindselige Haltung an. Er näherte sich der Partei der Königin und hütete den jungen *Eduard* aufs sorgfältigste. Nach der Krönung, äußerte er, sollte ein neues Regiment ins Leben treten. Durch einen Verräter erfuhr *Gloucester* diese Pläne. Er beschloß seinen Untergang.

Am 13. Juni versammelte er einen Rat im *Tower*. Der Herzog schien heiter und zutraulich. Nach einer Weile entfernte er sich. Dampfe Schwüle herrschte im Sitzungssaale. Eine Stunde war vergangen, da trat der Protektor wieder ein, scheinbar in höchster Erregung.

„Mylords,“ begann er, „welche Strafe verdienen die, welche sich gegen mein Leben verschworen haben?“

Tiefes Schweigen. Da eudlich erhebt sich Lord Hastings: „Wer eines solchen Verbrechens schuldig ist, verdient als Verräter bestraft zu werden.“

„Die Verräter sind die Königin und ihre Helfershelfer, Lord Hastings.“ Scharf und langsam gesprochen kamen diese Worte von des Herzogs Lippen. Dann streifte er den linken Ärmel seines Rockes zurück und zeigte den Anwesenden seinen entblößten Arm. Er war dürr und zusammengeschrumpft.

„Seht hier, Mylords,“ rief er laut, „seht hier das Werk der Königin und jener Zauberin, Jane Shore, des verstorbenen Königs Bußlerin! Und Ihr, Lord Hastings, Ihr selber seid ein Teilnehmer ihres Verbrechens!“ Und wütend schlug er dreimal mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnend durch den Saal hallte. Sogleich füllte sich das Zimmer mit Bewaffneten.

Entsetzt erhoben sich die Lords von ihren Sitzen. Der Herzog achtete nicht auf ihre Bestürzung. Den Soldaten winkend, rief er: „Ergreift ihn und verfährt mit dem Clenden nach Gerechtigkeit!“

Der Mordbefehl wurde ausgeführt. Man schleppte den unglücklichen Hastings gewaltsam in den Hof des Tower, zog ihn bei den Haaren auf einen Balken und hieb ihm den Kopf herunter. Jane Shore mußte öffentlich Buße thun und lebte fortan in Armut und Verachtung. Rivers und andere Gegner Richards wurden ebenfalls hingerichtet.

Eduard V. befand sich noch immer im Tower, seiner besten Freunde beraubt. Gloucester beschloß, auch den Prinzen Richard, der sich noch unter der Obhut der Königin in der Abtei befand, in seine Gewalt zu bringen. Die Königin erkannte, daß Widerstand nutzlos sei. Unter strömenden Thränen umarmte sie das Kind und entließ es. Im Tower freuten sich die Knaben ihres Widersehens; ihren kindlichen Sinn trübte keine Ahnung von der grausamen Tücke des Oheims.

So eilte Herzog Richard unter Blut und Freveln seinem Ziele zu. Seine nächste Handlung war eine Schamlosigkeit sondergleichen. Er beschuldigte seine eigene Mutter des Ehebruchs: König Eduard IV. und folglich auch dessen Söhne seien illegitim, er dagegen, der Herzog von Gloucester, sei der einzig berechnigte Thronerbe. Ein gewisser Dr. Shaw wurde gewonnen, diese schändlichen Behauptungen in der Paulskirche von der Kanzel zu verkündigen. Das Volk verhielt sich schweigend; nirgends hörte man den erwarteten Ruf: „Es lebe König Richard!“ obwohl sich der Herzog auf einer Galerie in der Nähe zeigte. Aber dieser verhärtete Bösewicht gab die Hoffnung des Gelingens nicht auf.

Am 24. Juni sollte das Parlament eröffnet werden. An demselben Tage versammelte sich der Stadtrat und die Bürgerschaft von London. Einer der Hauptanhänger des Protektors, der Herzog von Buckingham, trat vor sie und hielt eine Rede von ähnlichem Inhalt, wie die Predigt Shaws. Nochmals wurde die Illegitimität Eduards IV. und seiner Söhne dargelegt. Nur der Protektor sei der rechtmäßige Thronerbe. Glocesters Kreaturen hatten sich unter die Menge gemischt und sollten auf ein gegebenes Zeichen die Stimme erheben. Die Bürgerschaft Londons verhielt sich schweigend. Buckingham kochte vor Wut. Er sprang empor und schrie mit donnernder Stimme: „Zum letztenmal, Bürger Londons, frage ich Euch, wollt Ihr Richard Glocester zu Eurem Könige?“

Die Raschheit und Heftigkeit des Herzogs war das Zeichen für seine Helfer. Sie drängten sich bis dicht an die Ratsversammlung heran, so daß es einen Augenblick so aussehete, als gehörten sie zu dieser, warfen ihre Mützen in die Höhe und riefen: „Hoch König Richard!“

Da war der Bann gebrochen. Einige von den Bürgern wiederholen den Ruf. Von außen her tönen jugendliche Stimmen; Gassenduben drängen sich auf die Stufen, sie werfen ihre Mützen in die Luft und fort pflanzt sich der Schrei: „Hoch König Richard!“

Am folgenden Tage begab sich der Herzog von Buckingham, von mehreren Baronen und Herren und einigen angesehenen Bürgern begleitet, zum Protektor. Es spielte sich eine elende Poffe ab. Glocester wurde feierlichst ersucht, die Krone von England, die ihm sowohl durch Erbrecht, wie durch die Wahl des Volkes gebühre, nicht auszuslagen. Er heuchelte Überraschung, zeigte Unruhe und Verlegenheit und erklärte endlich, daß er keinen Ehrgeiz besitze, mithin habe die angetragene Würde keinen Reiz für ihn, er liebe seinen Neffen und werde ihm den Thron aufbewahren. Aber als Buckingham das heuchlerische Possenspiel noch weiter trieb und schamlos erklärte, daß das freie englische Volk sich nie einem Bastard unterwerfen werde, that Richard, als ob er sich in die Notwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volkes ergebe. Die Komödie war zu Ende, die nunmehr zehn Wochen lang auf der Bühne Englands gespielt worden, und das Volk, das den Zuschauerraum gefüllt hatte, durfte nach Hause gehen.

Die Anstalten zur Krönungsfeier, die für den jungen Eduard V. getroffen worden, konnten jetzt für Richard III. benutzt werden. Am 5. Juli bewegte sich ein Prachtzug durch die Straßen von London, wie das damalige Geschlecht noch keinen gesehen, und am folgenden Tage fand die Krönung mit allen herkömmlichen Formen in der glänzendsten Weise statt. Neugier trieb das Volk in dichten Massen zu dem Anblick, mehr noch die Furcht; denn wie eine blitzende Mauer standen an dem Tage in langen Reihen 5000 Gewaffnete aufgestellt, um jeden etwaigen Aufruhr in der

Wurzel abzuschneiden. Und keine murrende Stimme ward laut; keine Hand wurde erhoben, kein Fluch gehört und wenn das „Hoch König Richard III.“ in der Hauptsache auch nur aus den Kehlen der Krieger drang, so hallten doch die Straßen Londons wieder von den kräftigen Rufsen und erweckten den Eindruck einer allgemeinen Begeisterung.

War er jetzt befriedigt, der Tyrann auf dem Throne? Er hatte doch, was er begehrte! Die Krone, die er sich geraubt hatte, saß fest auf seinem Haupte. Die vornehmsten Anhänger seines verstorbenen Bruders hatte er aus dem Wege geschafft. Die verwitwete Königin lebte in der Westminster-Abtei, ihre Söhne befanden sich noch im Tower unter der strengen Aufsicht des Sir Robert Brakenbury, eines seiner blindergegebenen Werkzeuge. Konnte er nicht zufrieden sein? Er war es nicht; er lechzte nach mehr Blut, nach edlem, königlichem Blut, — nach dem Blut von zwei harmlosen Knaben!

Lange hatte Richard III. geplant. Es stand ihm fest: die beiden Söhne Edwards IV. mit ihren Rechten und Ansprüchen auf den Thron mußten sterben. Aber er selbst wollte nicht als ihr Mörder gelten. Deshalb begab er sich mit Weib, Sohn und Gefolge auf die Reise nach York, wo er zum zweitenmal sich die Krone aufsetzen lassen wollte, um auch dem Volke im Norden ein Schauspiel zu geben. In Gloucester machte er Halt und sandte einen expresse Boten mit blutigen Befehlen an Brakenbury.

Dieser hatte längst ein abgestumpftes Gewissen. Aber solche Blutschuld, wie Richard sie ihm zumutete, auf sein Gewissen zu laden, dazu konnte er sich nicht entschließen. Er erklärte in seinem Antwortschreiben bestimmt und fest, daß eine derartige Handlung weder mit seinem Gewissen noch mit seiner Ehre bestehen könne. Der gekrönte Mörder mußte sich nach einem anderen Werkzeuge seiner teuflischen Pläne umsehen. Ein solches war bald gefunden: sein Stallmeister, Sir James Tyrrel, kannte die Bedenken Brakenburys nicht. Richard entbot ihn nach Gloucester und gab ihm mündlich die nötigen Instruktionen und schriftlich den Befehl an Brakenbury, ihm, dem Tyrrel, den Schlüssel des Tower, ebenso wie das Oberkommando daselbst auf vierundzwanzig Stunden zu überlassen. —

Ein düsterer Abend lag über der Hauptstadt Englands. Der Himmel war mit dichten Wolken bezogen, die im rasenden Laufe, vom Sturme getrieben, dahinschnellten und sich gleich finstern Mauern am Horizont auftürmten. Düsterer, unheimlicher denn je ragte der Tower mit seinen grauen Thürmen empor.

In seinem Zimmer stand der bisherige Gouverneur drei Männern gegenüber, die soeben angekommen waren, und durchlas eine Botschaft des Königs, die man ihm eingehändigt. Den ganzen Tag hatte er auf diese Botschaft gewartet; er kannte Richard Gloucester hinlänglich, um zu wissen,





daß dieser nicht der Mann sei, einen einmal gefaßten Plan aufzugeben, nur weil ein Brakenbury sich weigerte, ihn auszuführen.

Der Befehl des Königs duldete keinen Widerspruch, Brakenbury mußte gehorchen. Sein Auge haftete auf den Männern, die vor ihm standen: James Tyrrel und zwei banditenhaft aussehende, herkulisch gebaute Gestalten. Sie waren Miles Forest, Tyrrels Keitknecht, und John Dighton, ein verruchter Mordgeselle.

Schweigend löste Brakenbury das Bund Schlüssel von seinem Gürtel und gab es an Tyrrel ab.

„Wollt Ihr hier bleiben oder fortgehen?“ fragte dieser geschäftsmäßig, indem er die gewichtige Last an seinen Gurt befestigte.

„Fort!“ versetzte Brakenbury, und leicht zusammenschauernd wandte er sich ab, während Forest und Dighton roh lachten.

„Gestattet mir noch eine Gunst,“ wandte er sich dann an Tyrrel: „ich möchte von den jungen Prinzen Abschied nehmen.“

„Wozu?“ fragte dieser argwöhnisch. „Mir kann es kaum lieb sein, daß die Prinzen Euer Fortgehen erfahren!“

„Seid unbesorgt,“ sagte Brakenbury kalt, „ich verrate nichts, denn ich weiß nichts, und will nichts wissen. Nur ein Wort des Abschieds an die Knaben, weiter will ich nichts. Traut Ihr mir nicht, Sir James, so mögt Ihr selbst mitgehen und hören, was ich spreche.“

Tyrrel willigte endlich ein. Die beiden Prinzen befanden sich in ihrem Turmgemache, vor welchem zwei Diener Wache hielten. Eben hatten sie ihre Abendmahlzeit beendet. Sie standen am Fenster ihres sich immer mehr verfinsternenden Gemaches und blickten in die wilde Nacht hinaus. Der junge, seines Thrones so schmachvoll beraubte König Eduard verriet auch in seiner ganzen Erscheinung die königliche Abstammung: männliche Haltung, ein kühner, edler Schnitt des Gesichts, kluge dunkle Augen zeichneten ihn aus. Sein Bruder Richard war schwächer gebaut, aber gleich ihm ein bildschöner Knabe, dessen von Locken umrahmtes Gesicht ein Paar sanfter blauer Augen zeigte. Tiefe Stille herrschte im Gemach. Da öffnete sich die Thür und Brakenbury trat über die Schwelle, während Tyrrel, den Prinzen unsichtbar, im Hintergrunde blieb.

„Willkommen, Sir!“ rief Richard ihm entgegen. „Kommt Ihr, uns Euren Abendbesuch zu machen? Bitte, laßt Euch nieder!“

„Nein, nein, mein Prinz,“ sagte Brakenbury stehen bleibend, „ich danke; nur einen Augenblick darf ich verweilen.“

„Wie? nur einen Augenblick?“ fragte Eduard verwundert. „Habt Ihr es denn heute so eilig?“

„Ja, König Eduard, sehr eilig. Haben Eure Hoheiten sich über mich zu beklagen gehabt?“



„Welche Frage!“ erwiderte Eduard erstaunt. „Gewiß, Ihr seid uns stets mit Ehrerbietung entgegengekommen und — —“

„Dank für dies Zeugnis!“ unterbrach ihn Brakenbury. „Und nun erlaubt mir, daß ich Euch zum Abschiede die Hand küsse . . . So! Gott behüte Euch, Mylords, und schenke Euch eine ruhige Nacht!“

Es mußte dem starken Manne ein Sandkorn ins Auge geflogen sein, wenigstens bemerkten die Prinzen, daß er sich mit dem Armel darüber wischte. Dann eilte er mit schnellen Schritten fort.

„Wie seltsam und feierlich Brakenbury sich heute benimmt!“ meinte Richard, als sich die Thüre wieder geschlossen hatte. „Was er nur vor hat?“

„Laß ihn!“ sagte Eduard. „Komm, wir wollen zu Bett gehen. Der heutige Spazierritt hat mich müde gemacht.“

Das Schlafgemach der Prinzen lag in dem anfangs erwähnten Blut-turm, dem westlichen des Tower. Es war ein freundliches, mit einigem Komfort ausgestattetes Zimmer. Ein Teppich deckte den Boden, ein stattliches, von einem Baldachin überspanntes Lager stand in der Mitte des Raumes für beide bereit. — Bald lagen die Königsfinder, dicht aneinander-geschmiegt, auf den weichen Decken. Wie friedlich sie schlafen! Kein böser Traum stört ihren Schlummer. Ahnungslos, mit der glücklichen Sorg-losigkeit der Jugend liegen sie da, nur freundliche Bilder bewegen sich vor ihrer Seele. Ringsum ist alles still. Nur die ruhigen, regelmäßigen Atemzüge der Schlafenden sind hörbar.

Da öffnet sich geräuschlos die Thür. Zwei Gestalten schleichen sich mit unhörbaren Tritten an das Bett. Es sind Forest und Dighton, Tyrrel hält sich im Hintergrunde. Sie tragen Kissen und Decken in den Händen. Zurück, ihr teuflischen Mörder! Erschüttert euch nicht das süße Bild des Friedens vor euch? Bebt eure Seele nicht zurück vor der gräßlichen Unthat, die ein anderer, ein schändlicherer Bösewicht, als ihr seid, geplant hat? — — Aber nein! Die schwarze Sünde kennt kein Mitleid, — — sie werfen die Kissen und Decken auf ihre Opfer, — — ein leises Nöcheln — — und alles ist still. Die Söhne Eduards IV. gehören zu den Toten.

Die nackten Leichname begruben die Mörder am Fuße der Stiege und warfen einen Haufen Steine auf das Grab der Königsfinder. Im Jahre 1674, als ein Neubau am Tower vorgenommen wurde, wurden die Gebeine entdeckt und im Westminster beigesetzt. —

Und König Richard? Auch ihn hat des Herrn Hand ereilt. Nur zwei Jahre trug er die Krone, die er durch Raub und Mord erlangt hatte. Am 21. August 1485 endete er sein Leben in der Schlacht bei Bosworth. Mit ihm verlor das Haus York die Herrschaft über England. Zugleich aber erlosch auch der dreißigjährige Krieg der Roten und Weißen Rose.

## Die Vulkane.

Auf die Frage: Woher es denn komme, daß der Vesuv schon wieder Feuer ausspie? antwortete ein Witzbold: Es sei ein Jesu it hineingefallen, und der Vesuv habe sich darüber so entsezt, daß er jenen mit Blei und Schwefel wieder ausgespien habe. — So pikant nun diese Antwort auch ist, so wird sie schwerlich Anspruch darauf machen können, eine wissenschaftliche Erklärung für die gewaltige Naturkraft zu geben, welche aus den Tiefen der Erde heraus unter entseztlichem Krachen feurige Massen entstözt, Berge emporhebt oder einstürzt und oft ganze Länder erschütteret, und von jeher die Gemüther der Menschen mit Bewunderung und Entsezen erfüllt hat.

Leopold v. Buch hat die Vulkane ganz treffend die Sicherheitsventile der Erde genannt. Der von der festen Erdkruste auf die feurig-flüssigen Massen des Erdinnern aus irgend einem Grunde ausgeübte Druck prezt die Lava durch die Krater der feuerspeienden Berge und diese verhindern also ein gewaltsames Erschüttern und Zerbersten der Erdkruste. Unterirdische Donner, Plazregen und Wolkenbrüche gehen dem Ausbruch eines Vulkanes voran. Eine heiße flüssige Masse steigt höher und höher im Kraterschlunde empor, endlich erreicht sie den Rand des Kraters und fließt dann schneller als Wasser von den Bergfegeln herab, über Abhänge hinweg in feurigen Strahlen stürzend; bald werden sie kälter und drängen dann nur noch bergabwärts. So lange die Lava flüssig ist, entwickelt sie eine ungeheure Hitze; Bäume und Gras verbrennen, Häuser werden vernichtet und mit dem Strome fortgeführt. Ist die Lava kühler geworden, so staut sie sich wohl an den Bäumen auf, wie auf unserer Abbildung ersichtlich ist, zerstört sie aber doch bald.

Die erkaltete Lava bietet ein zerrissenes Aussehen. Die Bergabhänge der Vulkane sind daher höchst rauh, ein wildes Durcheinander zackiger, scharfer Felsgetrümmer, äußerst schwierig zu überschreiten. Die bekanntesten Vulkane sind der Atna in Sicilien und der Vesuv bei Neapel. Der Atna war schon in alten Zeiten ein feuerspeiender Berg. Die verschiedensten Lavaströme, wie unsere Karte es zeigt, haben seine Abhänge überzogen. Manche seiner Ausbrüche, von denen 77 der geschichtlichen Zeit angehören, sind außerordentlich großartig gewesen. Der Ausbruch z. B. vom Jahre 1693 wurde durch eine Verdunklung des Himmels angekündigt; er dauerte mehrere Monate, verwüstete die ganze Umgegend und tötete 59,000 Menschen. Der Ausbruch von 1669 spaltete den Gipfel des Berges in drei Teile und kostete 90,000 Menschen das Leben! — Den ganzen 11,000 Fuß hohen Berg zu ersteigen, nimmt neun Stunden Zeit. Der Weg bis

Nicolosi, wohin man vier Stunden zu gehen hat, führt durch mehrere Dörfer, deren Häuser sämtlich aus Lava erbaut, recht hübsch und reinlich sind, und steigt allmählich. Nicolosi ist der höchste bewohnte Punkt des Atna; man merkt schon hier eine bedeutende Abnahme in der Fülle und Üppigkeit der Vegetation. Die Reisenden nehmen hier Nachtquartier und mieten Maultiere und Führer. Früh wird dann aufgebrochen, um noch vor Sonnenaufgang auf dem Atna zu sein. Bald gelangt man nun in die Waldregion, und der Weg wird steiler. Endlich erreicht man die Schneeregion. Je höher man in dieser kommt, desto heftiger wird der Wind, desto kälter die Luft und desto beschwerlicher das Reiten. Endlich, nachdem die lange Strecke über das sanft abhängende Schlackenfeld zurückgelegt ist, gelangt man zur Casadegli Inglese (Case des Anglais auf unserer Karte), einem unbewohnten Hause, welches aber mit Tischen, Stühlen und Bettstellen versehen ist. Hier kann nun jeder Reisende eine Zeit sich aufhalten, um gute Witterung zur Ersteigung des Gipfels abzuwarten, die von hier aus zu Fuß geschehen muß. In der Nähe des Hauses befindet sich auch der sogenannte Philosophenturm (Tour du Philosophe auf unserer Karte), ein alter römischer oder normannischer Bau. Nun gilt es noch, den 1000 Fuß hohen Aschenkegel des großen Kraters zu erklimmen. Die auf dieser großen Höhe schon sehr dünne Luft bewirkt Kurzatmigkeit, Herzklopfen, Durst, Müdigkeit bei der geringsten Anstrengung. Endlich ist der Krater erreicht, der 1200 bis 2500 Fuß im Durchmesser mißt. Man kann mehrere hundert Fuß hinabsteigen, aber der unten gewöhnlich wütende Orkan, der glühende Boden, die dichten mit Säure und Gasen gesättigten Dämpfe machen die Beobachtung des Kraters sehr beschwerlich. Gerne sucht das Auge sich eine freundlichere Welt.

Doch die Aussicht von der höchsten Spitze des Atna ist unvergleichlich. Zunächst unter seinen Füßen sieht man nichts als traurige Spuren grauer Zerstörung. Umgürtet von einem Kranze kleiner Krater erscheint der Atna wie ein Vater unter seinen zahlreichen Kindern. Weiterhin erblickt das Auge ganz Sicilien, von drei Meeren umflossen. —

Der Besuch war den Römern als feuerspeiender Berg nicht bekannt. Noch im Jahre 73 nach Christo lagerte auf dem tafelförmigen, mit Gebüsch bewachsenen Scheitel des Berges Spartanus mit seinen 70,000 bewaffneten Sklaven. Die Äcker und Weirberge zogen sich hoch an den Bergseiten empor. Da erfolgte im Jahre 79 nach Christo einer der furchtbarsten Ausbrüche, Lavasteine ergossen sich über die westlichen Bergseiten und verwüsteten drei Städte und viele kleinere Ortschaften.

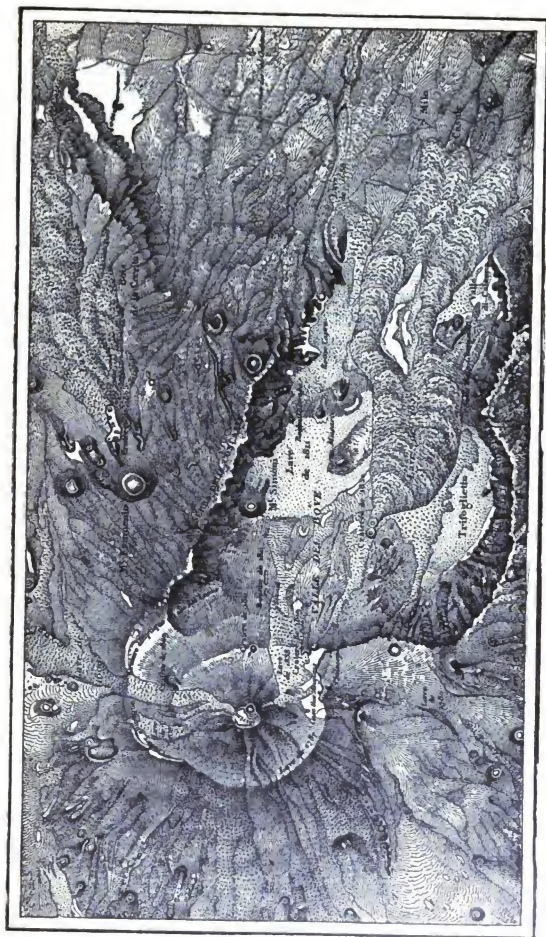
Plinius der Jüngere hat in zwei Briefen an Tacitus diesen Ausbruch in folgender Weise beschrieben: „Der Befehlshaber der Flotte zu Misenum am Golf von Bojoo, zwanzig Meilen vom Besuch entfernt, bemerkte schon



Kava, Bäume einschließend.

am 23. August, mittags um 1 Uhr, in der Gegend des Vesuvus eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Färbung. Die Wolke erhob sich wie eine Pinie mit sehr hohem Stamm, dessen Gipfel sich in mächtige Zweige verteilte. Der Befehlshaber bestieg ein Schiff und steuerte nach dem Vesuv hin, um den Bewohnern der Küste Hilfe zu bringen. Schon fiel Asche auf das Schiff, dichter und heißer, je mehr man sich näherte, dann Bimsteine und vom Feuer geschwärzte Steintrümmer. Das Meer wurde plötzlich feicht und das Ufer unnahbar durch die vom Berge ausgeschleuderten Massen. Der Mann zweifelte einen Augenblick, ob er landen oder lieber umkehren sollte; dann sagte er zum Steuermann: „Die Tapferen unterstützt das Glück, steuere nach Stabiä.“ Unterdessen brachen aus dem Vesuv an mehreren Stellen hellleuchtende, breite Flammen und sehr hohe Feuerfäulen hervor, deren blendender Glanz durch die Finsternis der Nacht gehoben wurde. In Stabiä angelangt, fand er die Stadt schon hoch mit Asche und Steinen angefüllt, so daß er sich zurückziehen mußte. Unter heftigen Erdstößen wankten die Mauern, als ob sie von ihrem Fundamente losgelöst wären, Wagen auf ebenem Boden rollten hin und her. Die herabstürzenden, glühenden Massen zündeten die wankenden Wohnungen an; Rauch, Dampf und Schwefelgeruch trieben die Bewohner zur Flucht. Sie rauden Rissen auf den Kopf zum Schutz gegen die herabfallenden Massen. Das Meer trat weit vom Ufer zurück, viele Seetiere lagen auf dem trockenen Sande. Mächtige Blitze durchzuckten die dunkeln Wolken. Schauerlich tönte das Klagen der Frauen, das Schreien der Kinder, das Rufen der Männer. Viele flehten zu den Göttern, mehrere meinten, es gäbe keine Götter mehr und es sei die letzte ewige Nacht gekommen. Manche baten in der Todesangst um den Tod.“

Zwei volkreiche Städte, *Herculaneum* und *Pompeji*, wurden verschüttet. Man wußte nicht, wo sie gelegen, bis man im Jahre 1709 beim Graben eines Brunnens auf die unterirdische Stadt stieß. Seit dem Jahre 1838 hat man in größerem Maßstabe Ausgrabungen vorgenommen und hat die Häuser ziemlich unverfehrt vorgefunden. Die Bude eines Barbiers, die Gerätschaften, die Wartebänke für die Kunden, die Badestube und sogar die Haarnadeln, alles ist noch außerordentlich gut erhalten, obwohl es doch 1800 Jahre vergraben war. Noch vollständiger hat sich *Pompeji* erhalten. Etna ein Drittel der Stadt ist bloßgelegt: man wandelt auf ihren Straßen und Plätzen umher und gewinnt den vollständigen Eindruck einer Römerstadt. Die Wagengeleise sind noch im Pflaster zu sehen. Außer Statuen, Gold- und Silbermünzen hat man Gefäße aller Art, Ketten für Verbrecher, Armbänder, Wagen mit ihrem Gewicht, ja, selbst Schachteln mit Pillen gefunden. In dem noch vollständig erhaltenen Tempel der *Jfis* fand man das Gerippe eines bei Tisch sitzenden Priesters,



Karte vom Mletna.

vor ihm Eierschalen, Hühnerknochen und eine Hammelkeule; am Boden lagen Weintrug und Glas zerbrochen. Auch fand man einen Backofen mit 81 in trefflicher Ordnung aufgestellten und, abgesehen von der Verkohlung, vollkommen wohl erhaltenen Broten. Freilich hat sich nun schon manches Roderne in der alten Stadt eingestellt. Im neuen Wirtshaus am Eingange wird Bier verzapft. Ein Italiener hat über den Ruinen des Amphitheaters eine Schaubühne gebaut und seine Vorstellung folgendermaßen angekündigt: „Nach Verlauf von beinahe 1800 Jahren soll das Stadttheater von Pompeji wieder eröffnet werden. Ich ersuche hohen Adel und verehrungswürdiges Publikum um Fortgewährung der Gunst, die mein Vorgänger Marcus Quintius Martius genossen hat.“

Bis in das 14. Jahrhundert war der Berg fast ununterbrochen thätig; dann erfolgte wieder eine Zeit der Ruhe. Im Krater wuchsen wieder Gras und Gebüsch; Wassertümpel sammelten sich an, wenn auch mit heißem Wasser und dadurch das Vorhandensein des unterirdischen Feuers verkündigend. 300 Jahre lang schlummerte der Vulkan; aber in der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1631 erfolgte ein neuer furchtbarer Ausbruch. Fünfzig Erdstöße folgten aufeinander, dann brach unter gewaltigem Donner eine mächtige Rauchsäule aus dem Vesuv hervor, in der Mitte düsterrot, und verbreitete sich wie ein majestätisches Schirmdach in der Region der Wolken. Ungeheure Flammen schossen hervor; gewaltige Blitze und Donnererschläge folgten rasch aufeinander. Zugleich schleuderte der Berg unter furchtbarem Krachen gewaltige Massen von Sand, glühende Asche und Felsblöcke empor. Der Tag wurde verdunkelt. Gleichzeitig vernahm man ein unheimliches Schwirren und Brausen, wie aus hundert brennenden Öfen. Die Bewohner der Umgegend gerieten in einen Zustand der Ratlosigkeit und Verzweiflung. Tausende suchten nach der Stadt Neapel zu entfliehen. Aber auch hier wurde das Erdbeben immer heftiger. Die Mauern der Stadt bewegten und spalteten sich; Thüren und Fenster öffneten sich und schlugen hin und her. Sämtliche Kirchen waren überfüllt mit Menschen, welche stürmisch zu beichten begehrten. Kein Auge schloß sich in der folgenden Schreckensnacht; kein Mensch blieb in seinem Hause, aus Furcht unter dessen Trümmern begraben zu werden.

Gegen 9 Uhr morgens stürzten sich plötzlich drei gewaltige Ströme schlammigen, kochenden Wassers nach verschiedenen Seiten den Berg hinab und wälzten ungeheure Massen von Asche, von Bäumen, Felsen und Trümmer von Häusern mit sich fort. Diese Schlammfluten strömten so rasch, daß sie viele Menschen, die zu fliehen suchten, einholten und begruben. Ein Kloster an Fuße des Vesuvs wurde mit allen seinen Bewohnern, Menschen und Tieren von diesen Schlammfluten ins Meer geschwemmt. Gegen 9 Uhr des Morgens zog sich auch das Meer auf der ganzen Küste von

Neapel bis Castellamare zwei Meilen vom Ufer zurück und brach dann wieder mit Ungeflüm über das Land herein.

Die glühende Lava teilte sich in viele Ströme, deren manche 1000 Fuß breit waren, und stürzte über die steilen Abhänge herab. Die Bevölkerung wollte fliehen und wußte nicht wohin.

Viele wurden von der Lava erreicht, andere unter den Trümmern der einstürzenden Kirchen und Häuser begraben. Endlich, nach drei furchtbaren Tagen, ließ das Wüten des Berges etwas nach. Ganz Campanien war in eine Wüste verwandelt. Torre del Greco, eine Stadt am Fuße des Vesuvius von 2000 Häusern, war zur Ruine geworden; von den Dörfern, die um den Vesuv herumlagen, fand man nur noch wenige Spuren. —

Seit dem Jahre 1631 hat die vulkanische Thätigkeit des Vesuvius nicht nachgelassen. Fortwährend stößt der Krater Wasser- und Schwefeldämpfe, oft auch Asche und Lava aus.

D.



## Des Papstes goldene Rose.

Eine kirchengeschichtliche Skizze.

Nach A. Uhlmann.



Am Sonntage Lätare, dem „Rosensonntag“, wie er auch genannt wird, weicht bekanntlich der Papst in der Basilika zum heiligen Kreuze zu Rom die „goldene Rose“, und zwar um damit einem gerade zu dieser Zeit an seinem Hofe weilenden katholischen Herrscher zu beschenken zur Anerkennung der Verdienste desselben um die Förderung des römisch-katholischen Glaubens. Die Päpste machten dies Geschenk früher sehr oft, aus einer Art Höflichkeit, auch wohl an die Gemahlinnen auswärtiger Fürsten. In letzter Zeit ist aber die Ehrengabe der „geweihten goldenen Rose“ immer feltener geworden.

Eine nicht geringe Bedeutung hatte dieses päpstliche Ehrengeschenk in einem Falle für das evangelisch gewordene Deutschland, als nämlich Papst Leo X. dem im Jahre 1518 noch immer nicht entschieden aus der römischen Kirche ausgetretenen Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen die geweihte Rose bestimmte und selbige ihm im folgenden Jahre durch dessen



Kammerherrn Karl von Miltiz, der zugleich päpstlicher Nuntius war, wirklich übersandte. Da schien die Befürchtung nicht ohne Grund gewesen zu sein, daß ihre Dornen sich namentlich in Hand und Herz des Mannes drücken würden, der als Gottes erwähltes Rüstzeug die Reformation begonnen hatte, Dr. Martinus Luthers.

Die Unterredung, welche Miltiz im Januar 1519 mit letzterem über seine Lehre hatte, war durch des gewandten päpstlichen und kurfürstlichen Hofmanns geschickte Behandlung der Sache, sowie Luthers Gutmütigkeit, zu einem für beide Teile befriedigenden Ergebnis gelangt. Beide Parteien sollten hinsüro schweigen und Luther in einem ehrerbietigen Schreiben an den Papst seine ja bekannte Festigkeit entschuldigen, das päpstliche Ansehen anerkennen und sich gegen die ihm gemachten Beschuldigungen rechtfertigen. Ein Gleiches sollte er auch in einer öffentlichen Druckschrift thun. Luther kam allen diesen Versprechungen auch redlich nach. Dagegen machte Miltiz sich verbindlich, es in Rom durchzusetzen, daß die Untersuchung gegen Luther an deutsche Richter übertragen würde. So schieden beide Männer, wie Ranke in seiner Reformationsgeschichte erzählt, mit herzlichem Abschiedskuß voneinander. Miltiz reiste nach Rom zurück, um als Kammerherr Leos X. der Feier des Osterfestes beizuwohnen. Die Gefahr, daß Deutschland an der seinem nunmehrigen Reichsverweser, dem Kurfürsten Friedrich, schon 1518 zugebadten Rose erkrankte, schien damit abgewendet.

Am Sonntag Latäre des Jahres 1519 nun war die Kirche zum „heiligen Kreuz“ in Rom, wo sonst die Weihe der goldenen Rose, wenn überhaupt eine solche vom Papste geschenkt werden sollte, vorgenommen wurde, gebrängt voll. Es hatte sich in der päpstlichen Hauptstadt ein zwiefaches Gerücht verbreitet. Das eine, welches die sanatischen Anhänger der römischen Kirche im höchsten Grade beunruhigte, besagte, es sei der Friede zwischen dem Papste und dem Kezer in Wittenberg durch Miltiz abgeschlossen. Ein anderes dagegen deutete an, es werde wiederum eine goldene Rose geweiht werden, deren Stacheln gegen den deutschen Augustinermonch gefehrt seien.

Da schritt die stattliche, etwas korpulente Gestalt Leos X. — des Medicäers — zum strahlenden Hochaltare, um die Messe zu feiern. Jetzt ist diese vollendet. Die letzten bläulichen Ringe der Weihrauchwölkchen verschweben in den von einer hellen Märzsonne durchblitzten Räumen der Kirche; die letzten Töne der Sänger der päpstlichen Kapelle verklingen an den hohen Gewölbepfeilern, — und — der Papst bleibt vor dem Altare! Ja, jetzt wendet er sich sogar nach dem Kruzifix desselben. Es ist richtig. Er nimmt die Weihe einer goldenen Rose vor! Schon legt auch der Cardinal Camerlengo (Kämmerling) eine solche, sie aus einem goldenen Kästchen nehmend, vor Leo nieder. Sie ist künstlich und fein aus Goldblättchen

verfertigt, ein Meisterstück römischer Goldschmiedekunst. Ein Lächeln des Triumphs fliegt über die Angesichter der starren Anhänger des Papstes. Karl von Miltiz, der seitwärts vom Altare mitten unter ihnen sitzt, wird sichtbar unruhig. Noch aber ist es ja nicht bestimmt, wer die zu weihende Rose empfangen soll; ob sie für den Verweser des Deutschen Reiches, den Kurfürsten von Sachsen, sein wird. Es ist auch solches nicht zu entnehmen aus dem Weibegebete, welches der Papst nun mit lauter Stimme spricht, und das also lautet:

„Gott, durch dessen Macht alles geschaffen ist und durch dessen Wink alles regiert wird! Du Freude und Wonne aller Gläubigen! in tiefer Bewegung bitten wir deine Majestät, du wollest diese schöne, liebliche Rose, die wir heut als Zeichen der Freude in der Hand tragen, milbiglich segnen und heiligen, auf daß dein Volk, vom Joche der babylonischen Gefangenschaft erlöst, durch die Gnade deines eingeborenen Sohnes, der die Freude und der Ruhm des Volkes in jenem Jerusalem ist, das da droben und unser aller Mutter ist, mit einfältigem Herzen seine Freude kund werden lasse. Und weil zur Ehre deines Namens sich heut die Gemeinde dieses Zeichens freuet und rühmet, so mögest du, Herr, ihr die wahre und vollkommene Freude verleihen, ihre Hulbigung annehmen, ihre Sünden erlassen, sie mit Glauben erfüllen, mit Schonung pflegen, durch deine Barmherzigkeit behüten, alles Gute gewähren, indem durch die Frucht guter Werke in den Salbenduft dieser Blume eingehe der Sproß aus der Wurzel Jais, der sich im geistlichen Sinne die Blume des Felbes, die Lilie des Thales nennen läßt, mit welchem in der himmlischen Herrlichkeit dein Volk mit allen Heiligen ohne Ende sich freuen soll, gleichwie er mit dir lebet und herrschet in der Einigkeit des Heiligen Geistes von Ewigkeit zu Ewigkeit, — Amen!“

Nach diesem Gebet salbt der Papst mit geweihtem Balsam die goldene Rose, streut Moschuspulver darauf, besprengt sie mit Weihwasser und räuchert sie mit Weihrauch aus einem goldenen Gefäße, das einer der Cardinäle ihm reicht.

Die Festlichkeit ist beendet, und mit derselben Feierlichkeit, mit der er erschien, unter dem purpurnen, mit Straußfederbüschen geschmückten Baldachin, umgeben von seinem prächtigen Hofstaat und unter Vortritt der altertümlich gekleideten Schweizergarde schreitet Leo X. nach dem Vatikan zurück. In seiner Hand trägt er die geweihte Rose. Wem wird sie zu teil werden?

Plötzlich erhält, als man in den päpstlichen Gemächern angekommen war, Karl von Miltiz durch den Cardinal-Kämmerling die Aufforderung, vor Leo X. niederzuknien, um aus dessen Hand für seinen Gebieter das päpstliche Ehrengeschenk in Empfang zu nehmen. Es flog ein Zug des Erschreckens über das Antlitz des Nuntius. Er mochte sich schon mit der

Hoffnung geschmeichelt haben, daß der Papst seine bereits geäußerte Absicht, dem sächsischen Kurfürsten ein solches, einer feindseligen Äußerung gegen Luther gleichendes Geschenk zu machen, aufgegeben habe. Hier half aber zunächst nichts, als obendrein noch mit Dank dieses zweideutige Geschenk anzunehmen. Nachher hatte Miltiz allerdings eine lange Unterredung mit Leo X. Offenbar fürchtete er von diesem ja auch höchst verfänglichen Schritte des angeblichen Oberhauptes der Kirche Schlimmes für seine von ihm übernommene Vermittelung zwischen Luther und dem päpstlichen Stuhle. War er doch auch wegen seines ersterem gegebenen Versprechens selbst im Ehrenpunkte berührt. Die Folge von seinem Gespräche mit dem Papste war denn auch die, daß die „goldene Rose“ noch ruhig in Rom blieb.\* Nur ein Schreiben des sächsischen Gesandten kam nach Deutschland, welches seine und des päpstlichen Ehrengeschenkens Ankunft für den Mai in Aussicht stellte.

Ganz gewaltig aber war in deutschen Volke die Wirkung, welche diese Nachricht hervorrief. War man doch schon 1518 durch das Gerücht von einer solchen Sendung in die größte Unruhe versetzt worden; und nun war die Erbitterung erst recht groß, da es niemand zu verdenken war, wenn er an einen Wort- und Treubruch von seiten Roms dachte. Besonders stark war naturgemäß die Aufregung in Sachsen und namentlich in Wittenberg, wo die Hiobspost um Ostern schon allgemein bekannt war. Sie stieg zu Pfingsten, das in die Mitte des Mai fiel, wo Miltiz kommen sollte, aufs höchste. Die Pfingstfeiertage waren daher sehr erregte, ja stürmische. An allen Orten, wo die Einwohnerschaft sich zum geselligen Genuße der Festzeit zusammensand, ward über den Papst und seine „goldene Rose“, sowie über Miltiz gewaltig raisonniert. Wehe da den „Spießern“ und „Philistern“, die sich etwa in den Wirtshäusern mit den Studenten zusammen befanden und nicht voll und ganz in deren lärmendes Wetter einstimmen. Sie sahen sich ohne Erbarmen „an die Luft gesetzt“, und es wurden ihnen die großen Hunde, welche ihren Herren zwischen den bespornten, gewaltigen Stiefeln unter den Tischen lagen, noch obendrein mit lautem Hallo nachgeholt. Die Aufzüge der Studenten vor der Wohnung Luthers, dem altem würdigen Augustinerkloster, nahmen gar kein Ende. Kleinere und größere Fackelzüge mit längeren und kürzeren Reden und Musik- sowie Gesang-Aufführungen wechselten fast unaufhörlich miteinander ab. Den Schluß bildete stets das unter dem Geklirr der aneinander geschlagenen langen Raufdegen abgefungene: „Gaudeamus igitur“. Und in die letzten Verse dieses uralten Studentenliedes, wo das „Vivat!“ und darauf das

\* Er überbrachte sie erst im September 1519 dem Kurfürsten, bei dem sie natürlich nun vollständig ihren Zweck verfehlte.

„Pereat!“ kommt, schob Bruder Studio dann natürlich seine selbstgedichteten, witzigen, aber oft auch sehr scharfen auf die Zeit und ihre leitenden und streitenden Männer gemünzten Textesworte ein. Daß dabei die römische Kirche und ihre Verteidiger schlecht genug wegkamen, verstand sich von selbst.

Alles dies aber ließ den großen Mann, um den sich doch der ganze Spektakel drehte, ziemlich ruhig. Bis tief in die Nacht hinein brannte die große zinnerne Lampe auf seinem Studiertische im Lutherstübchen, als die Verkünderin seiner eifrigen und angestregten Studien. Liefen doch die an und für sich nur kurzen Pfingstferien bald wieder ab, und wollte er die Zeit da noch recht benutzen zum Ausarbeiten seines Hefstes für eine Vorlesung über einen der kleinen Propheten, die er angekündigt hatte. Und zwar war es der Prophet Micha, der „Seher von Moreseth“, den er sich auszulegen vorgenommen hatte. Da saß die hagere, noch in die schwarze Augustiner-Mönchskutte gekleidete Gestalt des jungen „Doktors der Heiligen Schrift“, als welcher er seit 1512 von seinem Kurfürsten Friedrich dem Weisen an der neuerrichteten Hochschule zu Wittenberg angestellt war, in der rechten Ecke des weltbekannten Zimmers und beugte sich über manche dicke Folianten oder kleinere Bücher, in Schweinsleder gebunden, welche aufgeschlagen den großen eichenen Tisch bedeckten. Die großen, tiefliegenden und dunklen Augen des jungen Professors, die ihm aus dem mageren Gesicht leuchteten und später seinem Gegner, dem päpstlichen Kardinal-Legaten Thomas de Bio von Gaëta so viel Schrecken einflößten, bohrten sich tief und lange in den prophetischen Urtext oder in die Erklärungsbücher dazu. Dann, wenn das Auge so eine ganze Weile auf den Text hingestarrt hatte, flog Luthers magere, weiße Hand, welche von seinem durch nächtliches Arbeiten angegriffenen Körper Zeugnis gab, rasch über die Blätter des vor ihm liegenden Hefstes hin, darauf seine so tiefen Gedanken in den bekannten „kernigen“ Worten niederschreibend.

Es war schon spät und drunten auf der Straße wurde es immer stiller. Nur ab und zu rasselte schwert- und sporenklirrend noch ein spät aus seiner „Kneipe“ heimkehrender Student über das holperige Straßensplaster. Das geschah just wieder, und da der Bruder Studio droben im Arbeitszimmer Luthers noch Licht erblickte, konnte er sich nicht enthalten, das Federbrett zu schwenken, und mit rauhem Vasse zu singen nach eigener Phantasie:

Vivat noster Lutherus!  
 Vivat Viteberga!  
 Vivat et Germania!  
 Numquam Romae verbera  
 Nobis flectant terga!

Und dann, nachdem seine Stentorstimme noch einige andere Romilitonen herbeigelockt hatte, sangen alle in lautem Chor:

Pereat Milititius,  
Rosam sacram ferens!  
Pereat consilium  
Romanorum omnium,  
Semper bellum gerens! \*

Dann eilten sie, lustig lachend, weiter. Von seinem Fenster aus sah ihnen Luther, gleichfalls lächelnd nach, wenn er auch dabei vor sich hin brummte: „Die böse goldene Rose!“

Er war nun wieder ruhig geworden und machte sich von neuem eifrig an seine Arbeit, die Übersetzung und Erklärung des Propheten Micha, die er bei Kap. 4, 8 abgebrochen hatte. Wieder beugte er sich über das kleine Buch mit der kleinen Druckschrift, in der die hebräischen Buchstaben, trotzdem, daß er die Lampe wieder heller machte, vor seinen Augen, die der Schlaf schon schwächte, zu tanzen schienen.

Folgen wir da einmal der Arbeit seines großen Geistes. Luther trieb, wie viele stubenhockende Gelehrte, in der Einsamkeit gern lautes Denken, d. h. er sprach öfter für sich hin, was er dachte, bevor er es niederschrieb. Er las, was er kurz vorher noch übersetzt hatte, den Anfang von Vers 8.

„Und du Turm Eder, eine Wüste der Tochter Zion!“ „'s ist das,“ — murmelte er dann für sich, — „per symbolum oder bildlich geredet. Die höchste Wüste in Jerusalem, der Turm Eder, so der Prophet ‚Herdenturm‘ nennet, dieweil David, als er noch ein Hirt war zu Bethlehern, dort auch einen solchen Turm kannte, und so mag geheißn haben, als er die Burg Zion erbaute, überragte selbige noch gewaltig: Die höchste örtliche Höhe des Reiches, so David und Salomo errichtet, bildet aber klärllich ab die geistige Höhe des messianischen Reiches der Zukunft. Aus solch erhabenster Höhe wird unser Herr Christus herrschen über das Israel rechter Art als der gute Hirt aus Jsais Hirtenstamme über seine Herde. Just ein rechter ‚Herdenturm‘, das ist seiner Herde veste Burg.“

Jetzt las er den Text weiter, zunächst still für sich. „Ich merk‘, der textus wird schwierig“ — murmelte er dann wieder, und las nun laut:

Adjecha teteu uwaah hammerschala harischonah.

Eine Weile bückte er sich über das daneben liegende hebräisch = deutsche

\* In deutscher Übersetzung etwa so:

Unser Luther lebe hoch!  
Wittenberg soll leben!  
Deutschland hoch! Und niemand mag  
Dem von Rom geführten Schlag  
Seinen Rücken geben!

Miltig nieder, der die Rose  
Uns bringt, die geweihte!  
Nieder aller Römings-Rat,  
Wie mit truß'ger Kriegeßtat  
Zimmer auch er streite!

Wörterbuch. Dann übertrug er, in seiner Art die Worte vorher laut sprechend: „Es wird kommen dein Schmuck, die vorige Herrschaft.“ Einen Augenblick sann er wieder nach und beugte sich abermals über das Lexikon.

„Es ist richtig,“ sprach er für sich; „das Wörtlein adjecha ist herzu-  
leiten von adah, und das bedeutet Schmuck, Zierde. Nun ist aber niemand ein höherer Schmuck gewesen, nicht bloß für Jerusalem, sondern für die ganze Welt, als der es annoch ist, unser Herr Christus. Der ist eine rechte Rose, so die ganze Erde wiederum machet zu einem Paradiesgärtlein, just wie eine Rose den ganzen Garten zieren thut. Welt,“ und er lächelte dabei, „der ist nicht so eine Ros', als man sie heuer aus Rom schicken will; nicht also mild und stachlig, sondern gar mild und holdselig. Mag auch der Papst sie salben und räuchern, so viel, als er will, sie stinket doch! Will's ihm auch klärlieh hierher schreiben als zum Truze. Ist damit dem Worte Gottes just nicht Gewalt angethan.“ Und ohne sich weiter zu besinnen, schrieb er nun rasch in sein Heft, ganz erregt und erfüllt im Geiste von der brennenden Tagesfrage:

„Es wird nahen deine goldene Rose und kommen die vorige Herrschaft.“

So ist des Papstes „goldene Rose“ in unsere deutsche Bibel gekommen.\* Und weil sie nun einmal dort steht, so ist es wohl gestattet, von Christo, als der rechten goldenen Rose, mit den Worten eines schönen, darauf gedichteten Liebes zu singen:

Goldene Rose,  
Du makellose,  
Die ich gefunden auf Bethlehems Feld:  
Dich will ich tragen  
In allen Tagen,  
Bis einst hinein in die obere Welt.

\* Luther selbst in seiner Auslegung von Micha 4, 8. giebt, seine „goldene Rose“ merkwürdigerweise übergehend, den Sinn des Verses also an: „Es war vorhanden, daß das Volk sollte jämmerlich verwüset und von ihm sollte genommen werden aller Schmuck und Zier, so da war, beide im weltlichen Regiment und im Priestertum. Aber — (spricht der Prophet) darum bekümmert euch nicht so sehr. Es ist ein anderer geistlicher und ewiger Schmuck, der gehört zu dem Reiche Christi, auf den sollt ihr acht haben, und durch dessen Hoffen alles zeitlichen Verlustes und Unglücks vergessen. Als wollte er sagen: Bisher habt ihr kein recht Königreich gehabt; wenn aber Christus kommen wird, da wird endlich kommen der rechte Schmuck und die vornehmste Herrschaft, dergleichen man vorhin nie gehabt.“



## Geld bringt Glück.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Von dem seligen Direktor C. J. W. Lindemann.



### 1. Wenn man nur will und es recht anfängt, so kann man wohl reich werden.

Das ist alles Larifari! Wärest Du nicht ein Dummkopf, und wäre Deine Frau nicht eine so bequeme Lady, so wäret Ihr auch vorwärts gekommen! Ich habe früh und spät schaffen müssen, bis ich dahin gekommen bin, wo ich jetzt bin: das mögt Ihr auch thun!"

"Aber, Heinrich, Du weißt doch, wie mir's geht. Weib und Kind sind oftmals krank gewesen, sind fast immer krank; ich mußte sie pflegen und meine Arbeit versäumen; bei allem Fleiße habe ich es zu nichts bringen können. Dir hat es Gott gesegnet! Könnte ich jetzt die sechs Acres kaufen, so wäre mir geholfen. Die Rente würde erspart; Dir könnte ich Dein Geld nach und nach zurückzahlen."

"Ja, ja! Gott hat es mir gesegnet! — Ich kenne das! Warum segnet er es Dir nicht auch? Du bist doch ein besserer Christ als ich.

Ha, ha! Gearbeitet habe ich mit meiner Riecke Tag und Nacht; wir haben es uns sauer werden lassen; wir haben fein klüglich gehandelt — so hat uns Gott geholfen! Glaubst Du Trops denn, Gott brächte dem Menschen Geld und Gut ins Bett? Laß Dir's auch sauer werden, so segnet Dich Gott! Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied!"

"Heinrich, spotte nicht! Soll ich denn wirklich abermals heimkehren, ohne alle Aussicht auf Deine brüderliche Hilfe?"

„Gott wird Dir helfen! Du betest ja den ganzen Tag; es kann Dir nicht fehlen! Dazu hab' auch ich Dir schon oft geholfen. Die Liebe hat auch ihre Grenzen! Jeder ist sich selbst der Nächste! Vorsicht ist zu allen Dingen nützlich! Ist's nicht so? He?“

„So behüt' Dich Gott, Heinrich! Gute Nacht!“

„Adieu, Herr Schwager; grüß' schön die Lisbeth!“ —

Dieses Gespräch ereignete sich vor mehreren Jahren vor einem Bauernhose in Wisconsin. Ich will den Namen der Ansiedlung verschweigen. Es wohnen dort fast ausschließlich deutsche Lutheraner, die schon seit einer Reihe von Jahren eine blühende Gemeinde bilden, — eine ansehnliche Kirche und Schule haben. Dieser Gemeinde gehörten auch jene beiden Männer an. Sie waren Schwäger, denn Heinrich Bigles Frau war die Stiefschwester desjenigen, der ein Darlehen suchte, und der Friedrich Meier hieß. Beide waren vor achtzehn Jahren arm ins Land gekommen. Die Reisekosten, die andere für sie ausgelegt, hatten erst abverdient werden müssen, ehe sie Eigenes sich erwerben konnten. Bald als Tagelöhner oder Knechte, bald an der Eisenbahn arbeitend, hatten sie sich rasch ein Sümmchen erspart. Meier ließ seine Schwester Friederike herüber kommen, und sie ward bald darnach Bigles Frau; dann heiratete er selber. Sein Weib war ein Waisenkind, fromm und zu jeder Arbeit geschickt und willig. Freilich, ihrer Schwägerin konnte sie es nicht gleich thun, denn die arbeitete wie der stärkste Knecht, und die Feldarbeit lag ihr viel mehr am Herzen als die Haushaltung. Die aufgehende Sonne, die funkelnden Abendsterne fanden Bigle und sein Weib auf dem Acker oder auf der Wiese. Und es hatte geholfen! Erst war ein Dollar zum andern gekommen, dann hatten sich die Acker gemehrt; sie waren wohlhabende Leute geworden und hatten ihr Schäfchen im Trocknen. Ihre Ehe war nur mit einem Sohne gesegnet, der zu der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, bald sechzehn Jahre alt war. Er hatte ganz dieselbe Religion, als die war, der seine Eltern huldigten: Wer früh und spät nur fleißig schafft, täglich mehr Gut zusammen rafft! Das glaubten alle Drei von ganzem Herzen; das bewiesen sie mit ihrem Thun und Treiben.

Bei Meiers stand es anders. Die Frau hatte ihrem Manne nach und nach sieben Kinder geboren, vier Töchter und drei Söhne. Die älteste Tochter war letzte Ostern konfirmirt worden; die jüngste war ein halbes Jahr alt. Schon seit dem ersten Wochenbette war die Frau kränklich, schwächlich geblieben. Nur mit höchster Anstrengung ihrer schwachen Kräfte konnte sie die nöthige Hausarbeit verrichten; die ganze Feldarbeit lag ausschließlich auf den Schultern ihres lieben Mannes. Und wäre das das Leiden allein gewesen, so wäre es noch gut gegangen. Oft, gar oft, mußte Frau Lisbeth das Bett hüten; auch die Kinder frankten viel, — dann blieb



nicht selten auch die nötigste Arbeit liegen. Es kam nicht nur kein Dollar zum andern, sondern es entstanden Schulden. Die sechs Acres Land, auf denen Meiers wohnten, hätten sie längst gerne gekauft; es war bisher nicht möglich gewesen. Schon wiederholt hatte er den wohlhabenden Schwager gebeten, ihm das nötige Geld zu leihen; aber der wollte nicht. — das werden wir gleich erfahren. Heute abend hatte Meier einen neuen Versuch gemacht, das Herz seines Schwagers zu erweichen. Mit welchem Erfolge, das haben wir bereits gesehen.

Der abermals abschläglich Beschiedene ging traurig seinem Häuschen zu, das etwa eine halbe Meile entfernt jenseits des Flusses lag. Auch Heinrich Birle wandte sich seinem Hause zu. Seine Augen leuchteten triumphierend, und ein höhnischer Zug umspielte seine Lippen. Seine Frau hatte durchs Fenster geschaut. Die zwischen den Männern gewechselten Reden hatte sie zwar nicht vernehmen können; sie ahnte aber, was vorging. Ein selbstzufriedenes Lächeln überflog ihr Gesicht, als sie sah, daß ihr Bruder traurig abzog; wohlgefällig schaute sie auf ihren eintretenden Eheherrn.

„Was wollte der alte Heuchler?“ platzte sie heraus, als ihr Mann in die Stube trat.

„Die alte Leier, Geld, — will das Land kaufen; — denkt noch immer, ich sei so dumm und leihe ihm dritthalbhundert Dollars für nichts und wieder nichts!“

„Der Faulenzer! Da sitzt er mit seiner Dame im Hause, essen und trinken — aber mögen nicht arbeiten. Wir — wir sollen es thun! Ja, die sollen lange warten! Denen Geld leihen — haben schon allzuviel von uns bekommen. Wart', die müssen erst zahm werden! Ihm wollte ich's noch wohl gönnen, aber ihr nie und nimmer! Das schlechte Weib will mir sagen, ich stände nicht recht zu Gott, — ich hätte meinen Jungen nicht recht erzogen?! Wart', ich will ihr's gedenken! — Ja, wenn man Geld hergeben soll, da ist man recht; aber sonst — — —! Nun, man sieht, wer Gott gefällt! Heuchler sind die, die der gerechte Gott verhungern und verderben läßt! Wir sind aufrichtig, darum segnet uns Gott! Dem Gerechten geht's wohl! — Heinrich, giebst Du je den Leuten das Geld, so giebt's Unfrieden. Er ist zwar mein Bruder, ich habe ihn auch lieb; aber was zu viel ist, das ist zu viel. Er ist ein Heuchler, wie sein Weib eine Heuchlerin ist. Faulenzen thun sie — gönnen uns unser bißchen Hab und Gut nicht, — meinen wahrhaftig, daß wir ihnen ein paar hundert Dollars an den Hals werfen sollten! — Heinrich, das hast Du gut gemacht, daß Du ihn ohne Geld hast heim geschickt!“ —

So machte Frau Riele noch eine ganze Weile fort, denn sie hatte wie viele Weiber eine gut gelöste Zunge, sonderlich wenn sie auf dieses Thema

zu sprechen kam. Ihr Mann schwieg wohlweislich, so lange sie redete, denn er liebte den Hausfrieden, wenn auch nicht so sehr als sein Geld. Er konnte dieses Mal um so leichter schweigen, da seine Frau ganz seine Gedanken aussprach.

Als endlich ihre Rede verstummte, sagte er: „Da müßte ich ja wohl ein Narr sein, dem das Geld zu leihen? Er ist und bleibt ein Dummkopf. Was der Pfarrer ihm vorschwatzt, das glaubt er. Wollte er pffiffig sein, wie ich es gewesen bin, — wollte er schaffen, wie ich es gethan habe, er könnte auch sein Teil haben. Dummes Zeug mit dem Gottvertrauen! Wer sich selbst hilft, dem hilft Gott! Wer hier zu Lande reich werden will — wer es ernstlich will, der bringt's auch fertig! Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied, — das ist ein wahres Sprichwort. Man muß es nur pffiffig anfangen, — auf seinen Vorteil ein bißchen bedacht sein, und dann schön zusammenhalten, was man hat. Noch fehlen uns etwa siebenzig Dollars, dann sind zwanzig Tausend voll; und da sollte ich drittelhalb Hundert ausleihen, ohne alle Sicherheit, ohne Aussicht, sie je wieder zu bekommen! Ha, ha, da wäre Heinrich Bigle ein Dummkopf, wenn er das thäte! Jeder ist sich selbst der Nächste, und die Bibel sagt: seid klug wie die Schlangen! Das wäre ein untreuer Haushalter, der sein Geld in den Dreck werfen wollte für nichts und wieder nichts! — Ein Narr verschenkt seine Sachen! Ich hab's sauer verdienen müssen; wer was haben will, mag sich quälen, wie ich mich gequält habe!“

„So meine ich's auch,“ ergänzte seine Frau. „Es sollte schlecht um uns stehen, wenn wir nicht aufgepaßt hätten! Die wollen ja frömmter sein als wir; sie mögen warten, bis Gott es ihnen schlafend giebt!“ —

In dem Tone dauerte die Abendunterhaltung fort, bis es Zeit war, das Bett aufzusuchen. Sie war auch keine andere geworden, als ihr Sohn Fritz eingetreten war. Der durfte, ja mußte das hören, denn er sollte auch einmal „klug“ werden. Mit dem Bewußtsein, kluge und reiche Leute zu sein, schliefen sie endlich ein. — —

Nun müssen wir aber auch einen Blick in das Meier'sche Haus thun.

„Warum so traurig, lieber Mann?“ sagte Frau Lisbeth, als dieser in das enge Zimmer getreten war. „Komm', setz' Dich zu mir; ich weiß schon, wie es ausgefallen.“

„Ja,“ sagte Meier, „Du kannst es wohl wissen; es ist ausgefallen wie immer; es ist auch dieses Mal gegangen, wie Du zuvor vermutest hast. Das Geld will mein Schwager nicht hergeben. Höhnend schlug er mir die Erfüllung meiner Bitte ab!“

„Gott rechne ihm die Sünde nicht zu; er weiß nicht, was er thut. Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, als er früher war. Das Wort:

Geld macht das Herz hart, geht auch bei ihm in Erfüllung. Er ist leider stolz und sicher geworden. Friedrich, zürne ihm nicht!"

„Lisbeth, es fällt mir schwer, ihm nicht böse zu sein. Sein Hof ist gut imstande; viele Jahre hat er stets eine gute Ernte gehabt; viele Tausende stehen in M.\*\*\*\*\* auf der Bank; wie leicht — wie leicht könnte er uns helfen! Wie oft schon hat er die Predigt vom barmherzigen Samariter gehört, wie oft wird er ermuntert, sich einen Reichtum an guten Werken zu verschaffen, wie oft wird auch ihm die himmlische Verheißung vorgehalten; es ist aber alles vergeblich; sein Herz ist hart wie Stein!"

„Richte nicht, lieber Mann," entgegnete Lisbeth. „Wir sollen nicht Barmherzigkeit fordern, sondern üben. Sei getrost! Es geht uns nach dem Rat und Willen unseres Gottes; es geht, wie er's seit Ewigkeit versehen. Er hat Reiche und Arme geschaffen; er giebt jedem, was er will und wie viel er will. Es ist ja nicht not, daß das Land unser eigen wird. Wär's nötig, wollte Gott es uns wohl geben. Er wird ferner helfen, wie er bisher geholfen hat."

„Recht hast Du, Mutter; aber es ist oftmals schwer zu glauben. Es scheint nicht selten, als künmere Gott sich gar nicht um Geld und Gut der Menschenkinder; der eine darbt, der andere hat's im Überfluß!"

„Ja, ja, es scheint wohl so! Aber der Herr spricht: Sorget nicht; sondern alle eure Sorge werfet auf mich; ich will dich nicht verlassen noch versäumen; trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen! Daran laß uns halten. Der Herr, der uns erlöset und selig gemacht hat, der wird auch unsern Leib versorgen. Auch im Irdischen kann niemand sich etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben von dem Vater im Himmel!"

„Herr, erhalte uns den Glauben!" sagte Meier. „Kommt, Kinder, sprecht den Abendsegen. Noch haben wir zu essen und zu trinken. Der Herr hat bisher alles wohl gemacht; er wird uns auch ferner nicht verlassen noch versäumen!"

## 2. Ein kluger Mensch legt sein Geld nur sicher an.

Gerade vierzehn Tage nach dem vorhin geschilderten Vorfalle saßen Bigle, seine Frau und ihr Sohn beim Abendbrot. Sie hatten sich ohne Gebet hingesezt, denn es war niemand zugegen, der es hätte verraten können, daß sie nicht gebetet. Ihre Unterhaltung drehte sich ums Geld. Wo der Schatz ist, da ist auch das Herz — da auch der Mund, wenn er sich ohne

Gefahr öffnen kann. Heute noch sollte ein profitables Geschäft abgemacht werden, denn Abraham Goldschmidt, der Agent der Steierschen Eisenwarenhandlung in M.\*\*\*\*\* wollte kommen, um Bizles Wertpapiere in Empfang zu nehmen, damit das Geld besser angelegt werden könnte. Bisher hatte das Geld nur zehn Prozent eingebracht; — Steier versprach fünfzehn, denn er konnte das Kapital drei-, viermal jährlich umschlagen, — er war also imstande, die höchsten Zinsen zu zahlen. Solche Gelegenheit, sein Vermögen ohne Mühe zu vermehren, konnte Bizle doch unmöglich vorübergehen lassen! Sein Freund, der Kaufmann Werner, hatte ihn, ganz allein aus reinster Freundschaft, ohne alle eigennützige Nebenabsicht, zuerst auf dieses Geschäft hingewiesen, hatte ihn mit Goldschmidt bekannt gemacht und nur Verschwiegenheit ausbedungen, damit nicht jeder sich herzubränge, um sein Geld anzubringen. Das hatte Bizle eingeleuchtet, denn 18,000 Dollars zu 15 statt zu 10 Prozent ausgeliehen, macht eine jährliche Mehreinnahme von 900 Dollars. Wo ein solcher Gewinn in Aussicht, da sieht man scharf, zumal wenn genügende Sicherheit gegeben wird! Nur ein Narr läßt solche Gelegenheit ungenützt vorüber gehen.

Eben rechnete Bizle der Frau und dem Sohne vor, um wie viel ihr Kapital von Jahr zu Jahr sich aus sich selbst vergrößern würde, ganz abgesehen von dem, was sie selbst noch hinzuthun könnten, da hörten sie Tritte schon im Hausgang. „Das ist Goldschmidt,“ meinte Bizle. Es klopfte. „Herein!“ — Die Thür ward geöffnet, der — Pfarrer trat herein! Bizles waren sehr verdußt, aber der Mann faßte sich schnell. „Ei, schönen guten Abend, Herr Pfarrer! Willkommen, willkommen! Nun, das ist doch schön, daß Sie uns auch einmal besuchen. Es freut mich immer, wenn ich Sie sehe. Ihre letzte Predigt ist mir recht zu Herzen gegangen; gerade erzählte ich meiner Frau davon. Es ist doch was Schönes um die rechte Lehre; man wird durch sie seiner Seligkeit recht gewiß! — Frau, schnell ein Gläschen vom besten Johannisberger!“

Pfarrer Born erwiderte auf die Rede gar nichts. Nachdem er herzlich gegrüßt, ließ er sich ruhig auf dem dargebotenen Stuhle nieder und sagte dann mit freundlichem Ernste: „Bizle, ich kam nicht, um einen eigentlichen Besuch abzustatten; ich wollte Euch vielmehr nur um eine Gabe bitten. Ihr wißt, wir haben viele arme Schüler in unseren Lehranstalten, — habe es ja in letzter Versammlung auseinandergesetzt. Die Not ist groß, die Zeit eilt; deshalb dachte ich, selbst von einem Haus zum andern zu gehen, um die Gaben in Empfang zu nehmen, die ein jeder nach seinem guten Willen, nicht aus Zwang, sondern aus Dankbarkeit gegen seinen Heiland dazu geben würde. Ich weiß, Gott hat Euch mit irdischem Gut reichlich gesegnet, hoffe deshalb keine Fehlbitte zu thun; zumal Ihr wißt,

daß kein Geld sicherer angelegt ist, als das, welches man Christo leihet, indem man es an seine armen Brüder wendet.“

Bei dieser Rede war Bizles Gesicht abwechselnd bald weiß, bald grau geworden. Das Wort „geben“ verursachte ihm immer Bauchgrimmen. Er mußte sich ordentlich zusammennehmen, um die Bewegung seines Gemüthes nicht zu verraten. Als der Pastor gar sagte: das Geld sei am sichersten angelegt, welches man dem HErrn leihe, da wurde er ordentlich ingrimmig. Er dachte bei sich: da sieht man, was so ein armseliger Pfaff von Geschäften versteht; — er sagte aber: „Ei gewiß, Herr Pfarrer; es ist mir immer eine Freude, wenn ich wohlthun kann. Dazu hat man Geld und Gut, um an guten Werken reich zu werden. Ich lasse so eine Gelegenheit nie vorüber gehen; es soll uns ja im Himmel wohl belohnt werden!“ — Damit ging er in die Kammer, um Geld zu holen.

Er blieb lange. Es mußte ihm schwer werden, die passenden Banknoten zu finden. In der Stube blieb es still. Frau Bizle sah verdrossen vor sich nieder. Friß schaute schweigend zum Fenster hinaus. Der Pastor sagte anfangs auch nichts; erst als Bizle gar zu lange blieb, machte er einige Bemerkungen über das Wetter und über den Stand der Früchte im Felde. Einsilbig machte Frau Niele ihre Erwidierungen. Doch kommt die Zunge einmal in Bewegung, dann entsteht die Lust zu reden. Eben wollte sie eine Predigt beginnen, um dem einfältigen Pfarrer zu beschreiben, wie sauer ein Bauer sein Geld verdienen müsse — da trat ihr Eheherr wieder ins Zimmer.

Man sah es ihm an, er hatte einen schweren Kampj gekämpft. Mit zitternder Hand reichte er seinem Pastor ein Päckchen kleiner Noten. „Es ist nicht sehr viel,“ sagte er; „gerne hätte ich mehr gegeben, aber Sie wissen, die Zeiten sind schlecht; man weiß kaum die hohen Steuern herauszuschlagen. So der HErr will, giebt es ein ander Mal mehr!“

Born zählte die Noten,\* von denen die eine noch schmutziger und zerrißener war als die andere. Es waren fünfundneunzig — Cents!! Er faßte sie zusammen, betrachtete sie, sah dann auf Bizle und sagte: „Ich danke Ihnen! Gott vergelte es Ihnen!“

„Schon gut, schon gut,“ entgegnete der Bauer. „Gott nimmt ja den guten Willen fürs Werk an. Er weiß es, ich möchte alle meine Habe den Armen geben, — ich habe ein gar gutes Herz, aber man muß auch auf künftige Zeiten denken, es ist doch immer etwas nötig. Man muß nicht alles auf einmal weggeben! Was ich gebe, das gebe ich mit fröhlichem Herzen.“

Der Pastor erwiderte auf diese Rede wiederum gar nichts. Ernst,

\* Zu der damaligen Zeit gab die Regierung auch Kleingeld in kleineren Noten heraus.

aber wohlwollend sahe er sein Beichtkind an. Hätten Bizles sich darauf verstanden, sie hätten es sehen müssen, daß seine Augen fragten: Ist das auch wahr? Aber sie vermieden es, seinen Augen zu begegnen. Sie hörten auch wohl die Stimme ihres Gewissens, aber das durfte nicht recht behalten; es wurde absichtlich überhört. „Gute Nacht! Gottes Friede sei mit Euch!“ sagte der Pfarrer, indem er jedem die Hand gab. Sie dankten und geleiteten ihn zur Hausthür.

„Das fehlte noch!“ begann Frau Bizle, als sie in die Stube zurückgekehrt waren. Das ganze Jahr wird man mit Geben nicht fertig. Bald wird für dieses, bald für jenes kollektiert. Wie mancher Dollar ist schon weggeworfen für solche Dinge, die doch nichts einbringen. Was zu toll ist, das ist zu toll! Als wenn man kein Christ sein könnte, ohne immer zu geben! Der Glaube macht Christen, nicht das Geben! Und immer geht es über uns her, die wir ein bißchen haben. Wir sollen alle Welt füttern und kleiden. Die Schüler sollten arbeiten, so hätten sie zu leben. Wer kein Geld hat, braucht auch nicht zu studieren. Aber große Herren wollen sie werden auf anderer Leute Unkosten. Weshalb sind wir schuldig, solche Müßiggänger zu ernähren?“

„Ja,“ ergänzte ihr Mann, „man muß sich ärgern über solche Dummheit. Das Geld soll sicher angelegt sein! Ha, ha, man weiß nicht, wo es bleibt! Das versteht Heinrich Bizle besser! Verloren ist es, rein verloren! Wäre es nicht für die Ehre, keinen Cent würde ich herausgeben. Aber so — man muß wohl, wenn man nicht für einen Geizhals ausgeschrien sein will! — Junge — wandte er sich zu seinem Sohne — sei klug und halt' zusammen, was da ist. Auf Zinsen gethan, da ist das Geld sicher, sobald man Quittung und Mortgage im Sack hat! Ein Narr, der sein Geld wegwirft; ein kluger Mann legt es sicher an.“

Solche Worte fielen bei Fritz auf fruchtbaren Boden. Wir werden bald sehen, wie er sich die väterlichen Lehren zu nuzte machte. —

Wieder klopfte es. Dieses Mal war es Herr Abraham Goldschmidt. Nun, das gab auf einmal freundliche Gesichter. Alle freuten sich, den würdigen Mann begrüßen zu dürfen, durch dessen Hilfe man hohe Zinsen erhalten konnte. Solchen Besuch bekommt man nicht alle Tage! So ein Mann ist doch ein ganz anderer, als ein armseliger Pfarrer, der von Geschäften nichts versteht. Herr Goldschmidt verstand diese aus dem Grunde. Er war bald mit Bizle ins reine. Dieser gab ihm Anweisung, 18,000 Dollars von der Marine-Bank zu holen, und empfing dafür Quittung und verschiedene Sicherheiten. Auf beiden Seiten war man vollkommen befriedigt, darum verschwand auch ein Gläschen von dem aufgestellten Schnaps nach dem andern. Man wurde äußerst heiter und sagte sich einander die schönsten Komplimente. Herr Goldschmidt kannte seine Leute.

Als er endlich ging, sagte Bizle: „Ein ganz scharmanter Mann; mit dem kann man doch reden; der weiß, mit wem er es zu thun hat.“

Stolz ging er in seiner Stube auf und ab, beide Hände in die Hosentaschen gesteckt. Jetzt war sein Hauptkapital gesichert; da konnte es ihm nicht verloren gehen und brachte vortreffliche Zinsen. Es wuchs jährlich um 2700 Dollars, die Zinseszinsen gar nicht gerechnet. Ja, Geld macht glücklich! War Herr Heinrich Bizle nicht ein gemachter Mann? Hatte er es nicht sehr geschickt angefangen? Ja, ihm konnte es nicht fehlen! So dachte er, so sprach er zu Weib und Kind, und alle drei fühlten sich unermesslich glücklich.

„Fritz,“ sagte der Alte, „Du bist ein Glückskind! Wer einmal solchen Anfang hat wie Du, der kann es in der Welt weit bringen!“

Als sie sich endlich zu Bett gelegt hatten, konnten sie doch lange Zeit nicht einschlafen. Im Traume noch beschäftigte sich Bizle mit seinem Reichtum. Alle Leute nannten ihn den „Klugen Heinrich“, und ganz von oben sah er auf die armen Tröpfe herunter, die nichts einzubrocken hatten! — Nun sage einer, daß Geld nicht Glück bringe! — Lassen wir Bizle ruhig schlafen. Wir müssen noch ein halbes Stündchen in einem anderen Hause einkehren.

Als Pastor Born jenes Haus verließ, wollte er von dort zu Müllers gehen. Bei Meiers mußte er vorbei; aber heute abend wollte er bei ihnen nicht einkehren, denn er hatte nicht Zeit, und um eine Gabe hätte er doch die armen Leute unmöglich ansprechen können. Er ging freilich gerne zu ihnen, denn die wußten, wozu er in der Welt war; dort fand er offene Herzen, mit denen er von dem reden konnte, was ihm das Liebste war; da konnte er trösten und ermuntern, denn die trugen täglich ihr Kreuz. Heute freilich mußte er sich den Besuch versagen, sonst wäre er zu Müllers zu spät gekommen, und von dort aus war sein Heimweg weit.

Als er sich aber dem Meierischen Hause gegenüber befand, hörte er durchs geöffnete Fenster Schluchzen und Weinen. Da konnte er unmöglich vorübergehen. Schnell machte er links um und trat in das Haus ein. Die ganze Familie war um das Bett des jüngsten Kindes versammelt, das ein heftiges Fieber hatte und in Krämpfen lag. Nur die Kinder weinten; Meier und seine Frau waren ganz ruhig; doch sah man der letzteren an, daß sie selbst sehr leidend war.

„Guten Abend, Kinder! Wie geht es Euch?“ sagte Born, als er eingetreten.

„Ei, guten Abend,“ sagte Frau Lisbeth, „es geht nach Gottes Willen und deshalb gut. Unser Kleinstes fängt nun auch an zu franken; es wird ihm gehen wie den anderen allen — mehr franke als gesunde Tage. Doch Gott ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt!“

Da gab ein Wort das andere, da erschlossen sich die Herzen, da konnte lieblicher Trost gespendet werden; es war eine selige Stunde, wie nur die sie erfahren, die den Brunnen Israels kennen und die gern daraus trinken, weil sie durstig sind.

„Woher wußten Sie aber, daß unser Kind krank sei?“ fragte endlich Mutter Meier.

„Ich wußte es gar nicht,“ entgegnete Born — „ich wollte zu Müllers hinüber; da hörte ich das Weinen der Kinder und trat ein.“

„Und wenn ich fragen darf, was wollten Sie bei Müllers? Ist dort jemand plötzlich erkrankt?“

„Nicht doch! — — — Nun, ich kann's ja sagen: ich wollte auch dort um eine Gabe für unsere armen Studenten bitten, die gerade jetzt einer Unterstützung dringend bedürfen.“

„So?“ sagte Frau Meier, „ei Mann, was thun denn wir? Gott hat uns stets und auch noch heute abend so reichlich gesegnet, sollten wir Ihm nicht gerne wieder dienen, wenn er in seinen armen Brüdern zu uns tritt und bittet?“

„Weib,“ entgegnete Meier, „wie fragst Du nur? Sollte uns das noch zweifelhaft sein? Ich hole meinen Anteil herbei. Kinderchen, was ist in Euren Händen? Fröhlich! Der Heiland ist da! Was ergeben Eure Sparbüchsen?“

Luftig, wie zum Spiel, eilten die Kinder ins Kämmerlein, holten ihre kleinen Büchlein herbei und nun begann ein Gerappel, als wäre nirgend mehr Geld zu finden, als beim armen Meier. Endlich war alles herausgeschüttelt; jedes brachte seine blanken Cents, Drei- und Fünflinge. Auch Meier legte für sich und seine Frau dazu, und als der Pastor das Empfangene nun zählte, da war es mehr als doppelt so viel, als er vom reichen Birle empfangen. Die Armen konnten mehr geben als der Reiche, und sie gaben es mit einer Freubigkeit, daß Born es sehen und fühlen mußte: es ward aus Liebe gegeben. — Hier erfüllte sich das Wort: Geben ist seliger als nehmen!

„Kinder,“ sagte der Pastor, „Ihr könnt das Geld besser gebrauchen; gebt Ihr's weg, so nützt es Euch nicht mehr!“

Da aber schauten sie ihn alle groß an. Die Kleineren waren nicht recht gewiß, ob es im Ernst oder zur Versuchung geredet war; sie blickten bald auf die Mutter, bald auf Born. Doch der älteste Knabe besann sich bald; er sagte: „Herr Pastor, was man dem Heiland giebt, das ist am besten angewendet. Sie selbst haben kürzlich in der Christenlehre gesagt, wie der Herr Jesus am jüngsten Tage sprechen würde: Was ihr dieser Geringsten einem gethan habt, das habt ihr mir gethan! Und das ist



wahr, das glaube ich!“ — Seine Geschwister sagten nichts, aber man sah es ihren Blicken an, daß sie dem Bruder beistimmten.

„Gewiß, Kinder, das ist wahr!“ sagte nun der Pastor. „Das sind wahrhaftige Gottesworte, die Du eben angeführt hast. Himmel und Erde werden vergehen, aber diese Worte werden nicht vergehen. Der Herr hat aber auch mehr gesagt. So sprach er auch: Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, in eines Jüngers Namen; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben! — Dieses Geld bekommen arme Knaben, die gern studieren möchten, um das Evangelium den armen Sündern predigen zu können; kein Geld könnte besser angewendet werden. Im Himmel werdet Ihr es mit Augen sehen können, daß es wohl angewendet war und daß es herrlichen Nutzen geschafft hat. Gott wird Eure Gabe segnen an anderen und an Euch selbst. Der Herr aber segne Euch jetzt und immerdar!“

Die Kinder sahen beschämt vor sich nieder; solche Worte hatten sie gar nicht erwartet; sie konnten es gar nicht fassen, daß so kleine Gaben so großen Segen bringen sollten. Aber fröhlich, so recht von Herzen fröhlich waren sie. Auch das Schwesterchen hatte aufgehört zu weinen und schlummerte nun sanft und süß. — Born stand auf, gab jedem noch einmal die Hand, wünschte allen „gute Nacht“ und mit einem „Der Friede Gottes sei mit Euch!“ verließ er das Haus. Was in seinem Herzen vorging, das wollen wir hier nicht darstellen. Seine Seele jauchzte! Auch als er an Birles gedachte, behielt doch die Freude die Oberhand. Mit dankendem Herzen vollendete er seinen Weg und suchte dann seine stille Studierstube auf.

Als er Meiers Haus verlassen hatte, sprachen die miteinander den Abend segnen. Die Kinder suchten ihr hartes Bett und waren bald eingeschlafen. Die Eltern hatten noch mancherlei zu reden, zu erzählen, zu loben. Dann verrichteten auch sie ihr Abendgebet, schoben die Wiege an ihr Bett und waren bald in süßen Schlaf versunken! — Ja, ja! Nur wer Geld hat, ist glücklich! Je mehr Geld, desto größer das Glück! Die Armen haben nur wenig Geld, darum sind sie stets unglücklich!

**Jeder ist seines Glückes Herr! — Nur Narren behaupten, daß ein Mensch ein Haushalter sei, der Gott über die Verwendung seines Geldes Rechenschaft geben müsse.**

Einige Wochen später — es war am neunten Sonntage nach Trinitatis — saß Heinrich Birle in der Kirche. Seine Frau war daheim geblieben, denn (so sagt man den Leuten) sie mußte das Vieh versorgen und die Mittagsuppe kochen. Daß auch etliche hundert Dollars im Koffer lagen,

um unerwartete Ausgaben zu bestreiten, und daß diese Dollars gehütet sein mußten, das hing man den Leuten natürlich nicht auf die Nase. Aber wie leicht hätten Diebe einbrechen können! Unmöglich konnten beide zur Kirche gehen. Einer konnte es auch recht gut verrichten; es nützte ja doch nichts! Ob sein Sohn auch in der Kirche war, das wußte Herr Birle nicht. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Was schadete es auch, wenn er nicht da war. Kinder, die einst solche Erbschaft empfangen konnten, wie es sein Zunge konnte, die haben das Kirchengehen nicht so nötig, die können sich mit anderen Dingen trösten. Wäre es nicht wegen des Geredes der schlechten Menschen gewesen, so wäre der Alte auch nicht gekommen; aber so ging er „sehr gerne“ in die Kirche, denn sonst hätten die „Heuchler“ gesagt — der Heide!

Also der reiche Birle saß in der Kirche. Einige Stühle vor ihm, etwas zur Rechten, saß sein Schwager Meier mit seinen Knaben. „Da muß ich doch sehen, ob nicht seine Lady auch da ist,“ dachte Birle. Er schaute sich um. Richtig, da saß sie mit allen ihren Töchtern, das Kleinste unter dem dürstigen Mantel versteckt. „Faulenzer“ — brummte er; in Gedanken setzte er hinzu: „Da lassen sie ihr Hauswesen liegen, um nur singen und beten zu können, hinterdrein soll ich helfen. Freilich gestohlen wird ihnen nichts.“ —

Der Gottesdienst begann. Birle sang aus Leibeskräften mit; denn wer tüchtig schreit, der ist jedenfalls auch andächtig; — und warum sollte ein reicher Bauer nicht auch am besten singen können? Geld macht Leute; warum sollte es nicht auch Sänger machen?! O, wie kitzelte es Birle, wenn er zum Schluß jeder Strophe seine Stimme noch allein hörte! Da mußte doch jedermann merken, daß er auch in der Kirche war! Sein Schwager, der leidige Tropf, saß dort als ein Duckmäuser; er schlug kaum die Augen auf und sang nur mit leiser Stimme. „Der hat sich wohl,“ dachte Birle, „wer kein Geld hat, der hat auch kein Recht in der Kirche.“ —

Da trat der Pfarrer vor den Altar. Der Gesang schwieg. Das Evangelium ward vorgelesen:

„Luc. 16, 1—9.: Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berückigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Und er forderte ihn und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thu' Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein.“ U. s. w.

„Daß dich,“ dachte Birle, — „hätte ich das gewußt, ich wäre wahrhaftig nicht zur Kirche gekommen.“ Er hatte schon viel darüber nachgedacht, wie „der ungerechte Haushalter“ und „der reiche Mann mit dem

armen Lazarus“ eigentlich in die Bibel hineingekommen sein möchten, und aus was Ursache darüber gepredigt würde. Er hatte noch nie Nutzen davon verspürt; im Gegenteil — diese Geschichten machten ihm immer Unruhe, so daß er an den Sonntagen seine Mittagsruhe nicht gewohnterweise genießen konnte. „Die Pfarrer sollen beim Evangelium bleiben,“ sagte er zu sich selbst; „was geht sie Geld und Gut an! Man kann es doch nicht zum Fenster hinauswerfen! Aber so geht's! Statt erbaut und getröstet zu werden, muß man sich ärgern. Hätt' ich's nur gewußt, so hätt' ich die Kiehe geschickt, und hätt' derweile das Vieh selbst versorgt. Das dumme Weib, warum sagt es auch nichts davon, daß heut' der ungerechte Haushalter' ist; sonst hat es seine Nase überall.“

Das waren des reichen Birles Gedanken, während der Pfarrer das Evangelium las. Der Gesang begann wieder. Er überlegte, ob er bleiben, oder ob er nach Hause gehen sollte. Das letztere hätte er am liebsten gethan; aber „was werden die Leute dazu sagen?“ Er konnte doch niemanden sagen, er sei plötzlich mit Bauchgrimmen heimgesucht worden. Die Lästereien sagten am Ende gar, er hätte sich getroffen gefühlt und sei ausgerissen. Nein, lieber aushalten! Noch eine Hoffnung blieb ihm. Zuweilen predigte der Pfarrer über einen freien Text. Vielleicht geschah das auch heute; dann war er aus aller seiner Not. Er riß den Gesang wieder an sich, denn wer so recht schreien kann, der hat gewiß kein böses Gewissen! Will es ja schreien, so schreit der Mund noch lauter; dann merkt kein Mensch und kein Gott, was inwendig vorgeht!

Jetzt betrat Pfarrer Born die Kanzel. Die Gemeinde erhob sich, um das Wort Gottes zu hören. Fast wäre Birle sitzen geblieben, so begierig war er auf den Text. Der Pastor sagte: Eure Liebe vernehme mit gebührender Andacht nochmals das heutige Evangelium u. s. w. Da fuhr es Herrn Birle durch die Glieder, als würde er elektrifiziert; aber er durfte sich nichts merken lassen — was hätten sonst die Leute gesagt! „Das thut der niederträchtige Pfaff dir zum Schabernack; er hat vorhin gesehen, daß du da warst!“ brummte der fromme Mann in seinem Grimme. „Aber warr', ich weiß wohl, wer recht hat! Ich bin selbst klug genug, um zu wissen, was ich zu thun habe; ich frage den Kuckuck etwas nach der Predigt.“ Mit solchen Gedanken bereitete er sein Herz vor, um Gottes Wort zu hören.

Er konnte nicht umhin, zu hören, wie der Pastor sagte: „Arme und Reiche hat Gott geschaffen. Er hat jedem ausgeteilt, wie viel er von irdischen Gütern besitzen soll. So wenig es Sünde ist, arm zu sein, so wenig ist es Sünde, reich zu sein.“

„O ja,“ dachte Birle, „das läßt sich hören! Hätt's nicht gedacht! Man sieht, auch ein Pfarrer kann unterweilen einen vernünftigen Gedanken

haben. So hab' ich's immer gemeint, das kann nicht Sünde sein, daß ich reich bin." Er hörte wieder auf den Pfarrer.

„Dennoch sind alle Menschen Haushalter Gottes, die das ihnen anvertraute Gut nach seinem Willen verwenden sollen. Kein Mensch kann Gott gegenüber sagen: das ist mein! sondern alles gehört dem HErrn, das Wenige der Armen, das Viele des Reichen.“

„Unfinn," knurrte Bizle. „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied! Was mein ist, das ist mein! Ich bin Herr meines Gutes, denn ich habe es mir erworben. Und ich thue mit dem Meinen, was ich will; will sehen, wer mir drein redet! Das ist so ein Pfaffengeschwätz, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Es ist eine Unverschämtheit, so etwas auf der Kanzel zu sagen.“ Es bligte dabei in seinem Gesichte; es kribbelte ihm in allen Gliedern; sein Herz war ergrimmt, er hätte den Pfarrer zerreißen können; aber er mußte stille sitzen, damit — die Leute nur nichts merkten! Das verdroß ihn am meisten, daß der Pastor das alles so ruhig sagen konnte, als ob es wirklich wahr wäre. Es würde ihm eine gewisse Genugthuung bereitet haben, wenn der ins Schelten und Drohen hineingeraten wäre; aber so — ! — Jetzt hörte er wieder einen Satz:

„Alle Menschen sind mehr oder minder ungerechte Haushalter; insonderheit aber sind es die Reichen. Statt den Armen und Notleidenden mit ihrem Überflusse zu dienen, behalten sie oftmals alles für sich. Sie denken nicht selten: was Gott in meinen Kasten gethan, das ist auch mein — das gebrauche ich, wie es mir gefällt. Ich gebe, wenn ich will; ich gebe nicht, wenn ich nicht will!“

Fast wäre Bizle aufgesprungen, da er diese Worte hörte. Das war offenbar nur auf ihn gemünzt. Der Pfarrer wagte es, auf ihn zu sticheln, ihn öffentlich zu blamieren. Das hieß doch die Unverschämtheit weit treiben, so öffentlich auf der Kanzel zu sagen, was er in seinem Herzen dachte. Er blickte rechts und links, ob die Leute etwa auf ihn sähen. Doch das war nicht der Fall; sie schauten alle zum Prediger empor. Da sah er auch seinen Schwager, den Fuchsschwänzer, der machte ein Gesicht, als freute er sich gar über des Pastors Predigt. „Bart'," dachte er, „euch will ich es eintränken. Ich müßte nicht Bizle heißen, wenn ich den Pfarrer und euch nicht sollte fühlen lassen, daß ihr Hungerleider seid, die von mir leben müssen.“ — Jetzt hörte er wieder einen Satz:

„Es geschieht wohl gar, daß die Reichen, welche Tausende besitzen, für Christi Reich nichts übrig haben; oder wenn sie geben, so teilen sie gar lärglich mit, während die Armen alles geben, was sie haben. Die Weisheit von den Pharisäern und der armen Witwe wiederholt sich noch heute öfter, als mancher denkt.“

„Ha, ha, das ist der Dank für den letzten Dollar? Es war ihm nicht genug. Alle Taschen soll man ihm vollstopfen, dem Nimmersatt, dem Leuteschinder. Am Ende hat gar der Hungerleider, mein Schwager, auch gegeben, wohl mehr als ich. Und solchem Volke soll man noch borgen!“ Das war die Rußanwendung, die Bigle für sich selbst machte.

„Das geht eine Weile scheinbar gut. Endlich aber wird Gott Rechenschaft fordern. Längstens behältst du dein Gut bis an dein Ende. Kommt der Tod, so mußt du alles lassen, was du bis dahin besessen. Dann kommt die Zeit des Darbens, und Gott wird sagen: Thue Rechnung von deinem Haushalten! Wie wird dir's dann gehen im Gerichte Gottes? Was zeuget dir dein eigen Gewissen?“

Weiter hörte Bigle nichts mehr. Er mußte husten, sonst wäre er mit seinem Horne herausgeplatzt. „Das heißt denn doch offenbar das Pfarramt mißbrauchen. Dazu sind doch die Pfarrer nicht da, die Leute zu verdammen und bange zu machen. Ich habe mein Geld redlich verdient, und der will mich schlecht machen. Nichts hätte ich, wenn ich nicht gearbeitet hätte; nun soll ich Rechenschaft geben und wohl gar verdammt sein! Das ist der alte dumme Aberglaube; das weiß Heinrich Bigle besser, seitdem er sich eine Zeitung hält. Mit solchen Märchen mag man die Armen, die Hungerleider, einschüchtern; wer Geld hat, glaubt das nicht. Ich habe mein Geld nicht gestohlen; niemanden geht es etwas an, wie ich's gebrauche.“

Das waren die Gedanken, die durch des glücklichen Mannes Seele gingen, während er in der Kirche saß. Mit ergrimmtem Herzen wartete er auf das Ende der Predigt. Von dem, was der Pastor von der Vergeltung um Christi willen, von der Gnadenwirkung des Heiligen Geistes sagte, vernahm er nichts. Er zürnte mit der ganzen Welt und wäre gerne davongelaufen, wenn — die Ehre vor den Menschen nicht in Gefahr gekommen wäre.

Endlich kam das „Amen!“ — endlich war das „Vaterunser“ gebetet und der Gesang begann wieder. Jetzt hätten ihn tausend Pferde nicht mehr gehalten. Die Ehre stand nun auch nicht mehr in Gefahr, denn es gingen noch mehrere aus der Kirche: etliche Frauen, die daheim Säuglinge hatten, und ein Teil derer, die in der Kirche immer Langeweile haben. Kaum hatte der Gesang wieder begonnen, so sprang Bigle auf und schoß zur Kirche hinaus. „Dem Pfaffen gehe ich nimmer wieder in die Kirche; der soll wissen, wen er beleidigt hat!“ Das dachte er nicht, das sagte er, als die Kirchthüre zwischen ihm und der Gemeinde war. Indem er seinem Hause zürannte, sprach er bei sich selbst: „Solche Grobheiten hat mir doch kein Mensch bisher gemacht! O, wenn die Leute doch gescheidt wären, den wollten wir fixen! Aber so ein Pastor, der versteht es nicht besser! Was

weiß der von Geschäften; wie kann der wissen, wie reichen Leuten zu Mut ist! Gott weiß es, daß ich ihn lieb habe; ich bin gewiß ein guter Christ, aber diese Geldpassen, die hasse ich vom Grunde des Herzens. Das sind Baalsdiener; vom Evangelium wissen die nichts zu predigen, aber Geld, Geld, das ist ihre Lösung. Das thut der Ärger, daß man ihnen nicht alles in den Hals steckt!"

In der Stimmung kam Birle zu seinem Ehegespons. Sie sah es ihm an: er war sehr glücklich! Geld bringt ja notwendig Glück!

„Mann, Mann,“ sagte sie, „wie siehst Du aus? Hast Du mit jemandem Streit gehabt?“

„Ja, Streit — Streit mit dem Pfarrer! Der abscheuliche Mensch hat mich in der Kirche schlecht gemacht, und ich durfte mich nicht dagegen mühen. Habe mich geärgert wie nie!“

„Was ist's? Was hat der Mensch Schreckliches gesagt?“

„Was er gesagt hat? Wer Geld hätte, der wäre ein ungerechter Haushalter! Wer sich mit Fleiß und Klugheit etwas erworben, der käme in die Hölle; die Faulenzer aber und die Tagelöhne, die kämen in den Himmel! Das hat er gesagt!“

„Ei du meine Güte! Ist denn der Mensch verrückt geworden? Das ist ja ganz falsche Lehre! Man sollte ihn verklagen! Aber freilich, da bekämen wir doch nicht recht. Wir müssen uns selbst helfen! Kein Mensch gönnt uns das bißchen Geld, das wir haben. Heinrich, bei der Gemeinde können wir nicht bleiben; — ja, wenn nur die Ehre es litte! Aber Troß, wir wollen sehen, wer gewinnt!! Nun wollen wir erst recht thun, was uns gefällt, und kein Pfaff soll es uns wehren! Leben wir nicht in einem freien Lande? Haben wir nicht auch die evangelische Freiheit zu genießen?! Heinrich, Du wärest ein Lump, wenn Du Dich bange machen ließe!“

So wiederholten die beiden glücklichen Eheleute die Predigt; so halfen sie einander, sich glücklich machen. Nie zuvor hatte der Mann seiner Frau so viel aus der Predigt erzählt, als er heute that, obwohl er nicht den zehnten Teil derselben gehört hatte. Ihr Sohn erschien beim Mittagessen nicht. Das waren sie schon gewohnt. Sie konnten sich dann auch ungestörter unterhalten! In die Nachmittagskirche ging natürlich weder das eine noch das andere. Sie hatten genug von der Vormittagspredigt. Das konnten sie auch unterlassen, ohne ihrer Ehre Schaden zu thun, denn es gab noch mehr Leute in der Gemeinde, die glaubten, es sei der Gesundheit nachtheilig, wenn man Sonntags so lange in der Kirche sitze. Dazu macht auch das viele Kirchengehen nicht selig. Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ein rechtschaffener Christ. Und wer konnte Heinrich Birle und seiner Frau etwas nachsagen?! So dachten, so sagten sie. —

Während die beiden den Pfarrer und die Predigt belobten, war der

größere Teil der Gemeinde noch andächtig versammelt geblieben. Es fand Kommunion statt. Fast eine Stunde später, als Bizle den Heimweg angetreten, ward die Gemeinde entlassen. Gruppenweise zogen die Familien ihren Höfen zu. Hier ging man still nebeneinander; dort besprach man die Predigt. Wer aber für solche Sachen Augen hatte, der konnte bemerken, daß die meisten dahingingen, als wären sie eben von dem Angesichte Gottes hinweggetreten. Der Herr hatte mit ihrer Seele geredet — das waren sie inne geworden — mit dem Eindrücke gingen sie von dannen.

Auch Meier ging mit den Seinigen still heim. Er hatte seiner Frau das Kleine abgenommen; die übrigen Kinder gingen vor ihm her. Die Predigt hatte auch sein Gewissen getroffen; denn wer könnte sagen, daß er in allen Dingen stets treu gewesen wäre? Meier wußte wohl, daß nicht nur bei großem, sondern auch bei geringem Gute viel Untreue bewiesen wird. Sein Geist hatte sich vor der Stimme Gottes gebeugt. Als aber der Pfarrer auf Christum hingewiesen — als er dargestellt, wie der auch unsere Haushaltungsünden gebüßt, als er gezeigt, wie auch für die bereits in der Taufe Vergebung erteilt, da hatte sich seine Seele wieder aufgerichtet. Er glaubte dem Worte, und das stand bei ihm fest, daß er mit Gottes Hilfe immer treuer werden wollte. Er dankte Gott im stillen für das gehörte Wort; er dankte auch für den Pastor. Innerlich seelenvergnügt hatte er das Gotteshaus verlassen; an seinen Schwager hatte er noch gar nicht gedacht. In der Seele seiner Frau lebten ähnliche Gedanken; aber davon ward von ihr auf der Straße nicht geredet.

Ihr Weg führte sie an der Grocery vorbei. Die Thür stand offen und wildes Toben drang aus derselben heraus. Mehrere Stimmen schriean durcheinander. Es kam ihm vor, als hörte er die Stimme seines Neffen. Wichtig, das war sie! Sollte er so vorübergehen, ohne den Jungen zu warnen? Ihn jammerte der Fritz; er mußte ihn sehen, mußte mit ihm reden. Er schickte die Frau mit den Kindern voran und trat in die Bier-schänke, die von einem verstoffenen Schneider gehalten wurde, der sich weder vor Gott noch vor Menschen fürchtete.

Ja, da saß Bizles Fritz und spielte Karten mit drei andern jungen Burschen. Sie spielten um Geld, das offen auf dem Tische lag. Man sah und hörte es ihnen an, daß sie betrunken waren. Als sie Meier eintraten sahen, waren sie einen Augenblick verdußt, dann aber begannen sie wieder zu lärmeln. „Better,“ schrie Fritz, „wir haben uns einen lustigen Tag gemacht! Ein junger Kerl kann nicht immer in der Kirche sitzen! Das ist doch alles nur Heuchelei und Humbug! Komm, Better, kauf! Ich kann's bezahlen!“ Die anderen lachten über den herrlichen Einfall.

Meier stand entsezt, als er solche Worte aus dem Munde eines kaum

Konfirmierten Knaben hörte — als er diese trunkenen Jünglinge sah, die der Gemeinde angehörten und die er für seine Mitchristen halten sollte!

„Fritz, Fritz, wenn das Dein Vater wüßte!“ sagte er mit großem Ernste.

„Mein Vater! Ha, ha, ha! der alte Geldsack! Der glaubt, was ich glaube: Wer Geld hat, ist glücklich! Und für mich sammeln die Alten das Geld; ich bin der alleinige Erbe! Er will zwar nichts herausgeben; aber man müßte ja ein Narr sein — —! Heba, Jungens, noch ein Glas!“

„Fritz, schäme Dich Deiner gottlosen Rede! Schande über Euch Buben und über Dich elenden Wirt, daß Ihr so den Sonntag entheiligt. Gehet heim und lasset von Eurer Bosheit, oder Gott wird Euch strafen!“ So redete Meier; aber da kam er übel an. „Wer ist hier Herr im Hause?“ schrie der Wirt ihn an. „Da sehet den Betrüder, den Duckmäuser!“ schrien die Buben. Meier sah wohl, daß hier nichts auszurichten war. Er ging betrübt von dannen. Seiner Frau jagte er von diesen Vorfälle nichts; sie hatte ja Bekümmernis genug. Wohl aber ward während des Mittagessens die Predigt besprochen. Die Kinder mußten Rede und Antwort geben von dem, was sie behalten hatten. Vater und Mutter streuten noch manche Bemerkung, auch kurze Geschichten mit ein. „Kinder,“ sagte die Mutter, „vergeßet das nie: der ist reich, der sich bei wenigem genügen läßt! Uns armen Leuten hat Gott das Haushalten leicht gemacht. Wir lernen alle Tage, daß er hilft; von dem, was wir haben, ist leicht gegeben. Und was wir gesündigt, das hat der Herr vergeben. Er helfe durch seine Gnade, daß wir seine Kinder bleiben und immer klüger werden, uns mit dem Mammon Freunde zu machen, so lange es Zeit ist.“ Vom reichen Schwager ward auch nicht ein Wort gesagt.

Nachmittags ging Meier mit den ältesten Kindern zur Christenlehre; dann ins Feld, um den Segen Gottes auf den Äckern und Wiesen in Augenschein zu nehmen. Abends saßen alle vergnügt auf der Bank vor ihrem Hause. Der Vater erzählte Geschichten; sie sangen schöne Lieder miteinander und schauten hinauf zu den Sternen, die das Lob des himmlischen Vaters mit ihrem Leuchten und Blinken verkündeten. Keine Klage kam über ihre Lippen. Was hatten sie auch zu klagen? Sie waren reich in Gott; wußten sich von Gott geliebt und liebten sich untereinander! —

Ganz anders sah es bei Byles aus. Mit Dunkelwerden polterte Fritz in die Hinterthür. Er war so betrunken, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Als die Mutter seinen Zustand sah, fuhr sie erschrocken auf: „Ach, was ist das? Haben die bösen Leute meinen Jungen betrunken gemacht?“ Sie wollte ihn halten, er aber stieß sie zurück und kahlte: „Das war — ein — lustiger Tag! — Mut — ter, ich werde —



erben — Euch, dann — wollen — wir lu — lustig sein. Der A — A — te hat — viel — Geld! — Leute — schinder — Leuteschinder sagen — die — Leute, aber — mein — Pa — Vater hat Geld — Geld! Erst tot — tot — dann lu — stig sein!“ Damit schlug er um und fiel zu Boden. Stumm vor Entsetzen hoben ihn die Eltern auf und legten ihn auf ihr Bett. Auch das noch! Erst des Pfarrers Predigt — nun die des betrunkenen Sohnes. Es ward ihnen doch wehe ums Herz. Es kamen Ahnungen, als könnte Gott sie strafen, als könnte es mit ihnen ein schreckliches Ende nehmen. Aber wer mag solchen Gedanken nachhängen? Die sind höchst unbequem. Jugend will austoben! Und: Wir können es ja machen! Das waren die Gedanken, mit denen sie einschliefen. Daß da vor ihren Augen eine Saat aufging, die sie gesäet hatten, daran dachten sie nicht.

Hätte Mutter Birle den Abend ihres Sohnes Hofentaschen durchsuchen wollen, so würde sie einen Schlüssel gefunden haben, der ihres Mannes Geldschlüssel so ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen. Sie hätte dann auch wohl gefragt: „Wozu mag der Junge den gebrauchen?“ Aber wer kann auch an alles denken! Und ihr Fritz war immer so ein gutes und kluges Kind gewesen, der dachte nicht auf Schelmenstreiche. Dieses Mal hatten andere Leute ihn verführt, und was ein Junge in Trunkenheit redet, das darf man nicht auf die Waagschale legen. —

Nicht wahr: Geld bringt Glück! Und: Jeder ist seines Geldes Herr. Er thut damit, was ihm gefällt!

#### 4. Dem, der Geld hat, kann nichts fehlschlagen.

Es war die Weihnachtszeit herbeigekommen. Der kluge Heinrich Birle war noch reicher geworden, denn nicht nur hatte er regelmäßig seine Zinsen empfangen und wieder zum Kapital geschlagen, sondern auch eine überaus reiche Ernte hatte Scheuern, Böden und Keller gefüllt. Schon mancher Dollar war aus der Stadt heimgewandert, und noch war Vorrat mancherlei Art vorhanden, der gleichfalls zu Gelde gemacht werden konnte. Ja, das schaffte diesmal etwas! Herr Heinrich Birle fühlte sich. Er war sehr fleißig gewesen und hatte immer klüglich gehandelt: daher die gute Ernte! O, ihr hättet ihn sehen sollen, wie er auftrat, wenn er von M.\*\*\*\* zurückkehrte und in seinem Taschenbuche hundert bis hundertundfünfzig Dollars heimtrug. Auf seinem Gesichte, in allen seinen Bewegungen konnte man lesen: Geld macht den Mann! Ich habe Geld, darum bin ich glücklich!

Die jüngsten Vorfälle hatte Herr Birle vergessen. Wer wird sich um solche Lappalien kümmern, wenn man alle Tage mehr „wert wird“! Auch dem Pfarrer hatte er großmütig vergeben; der verstand das einmal nicht

besser und hatte zu wenig Lebensart, um auf vornehme Leute Rücksicht zu nehmen. Selbst auf seine guten Werke konnte er mit Wohlgefallen schauen. Seinem Schwager hatte er kürzlich einen Rock geschenkt, den er erst sechs Jahre getragen und der ihm nun zu enge geworden war. Dann hatte er bei der letzten Kollekte für die Synodalkasse 5 Dollars (sage fünf Dollars) gegeben, weil — in einer Gesellschaft gesammelt worden war. Ihm zum Trotz — so dachte er — hatten die übrigen auch so viel gegeben; sollte er da seine Ehre aufs Spiel setzen? Er hatte freilich im Herzen gewettert, als er seine schöne Banknote in den Hut warf; aber das hatte der Pastor nicht gehört, also hatte es nichts zu bedeuten.

Heute war der erste Adventsonntag. Birle wußte wohl, daß auch an dem Tage der Pfarrer von wegen „der Kleider auf den Weg zu breiten“ auf die Reichen zu sticheln pflegte; er war aber doch zur Kirche gegangen, fünfmalen sein Junge Geld von ihm forderte, und das wollte er nicht hergeben. Also von zwei Übeln das kleinste erwählt: in der Kirche konnte ihn der Junge nicht plagen.

In seiner Predigt ermunterte der Pfarrer die Gemeinde, Jesum mit Freuden zu empfangen, der noch täglich in Wort und Sakrament zu ihr käme, um ihr ganz umsonst Gerechtigkeit, Heil und Leben anzubieten und mitzutheilen. Er sagte, daß niemand davon ausgeschlossen sein solle; — daß auch dem größten Sünder jetzt, jetzt Vergebung der Sünde, Leben und Seligkeit angeboten werde. Er bat die Gemeinde, diese Gnadenzeit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, denn niemand wisse, wann sein Tod komme; nach dem Tode aber sei keine Buße mehr möglich.

Birle hatte sich schon in der Kirche gewundert, daß der Pfarrer verständigen Leuten zumuten könne, sich über solche Dinge zu freuen, die doch nur in der Einbildung vorhanden wären, und die auch gar nichts einbrächten. Das waren auch seine Gedanken am Sonntag-Nachmittag. Er saß am Fenster, rauchte seine Pfeife und musterte die Nachbarn, die etwa vorübergingen. Seine Frau war im Lehnstuhl eingeschlafen und schnarchte. Fritz war natürlich nicht zu Hause. Schon mittags hatte der Alte ihn nicht gesehen. Das hatte ihm aber so wenig Sorge verursacht, daß er vielmehr froh war, den Plagegeist, der jetzt immer Geld forderte, los zu sein. Wo der Junge war, das wußte weder Vater noch Mutter. Wie kann auch ein Mann wie Birle sich darum bekümmern, wohin die Sonntagswege seines Buben führen! Der muß ganz anderen Sachen nachdenken.

„Ja,“ sagte er zu sich selbst, „die dummen Menschen — man soll sich freuen über Wort und Sakrament — da hab' ich eine ganz andere Freude! Ha, ha, ich hab' mein Schäflein geschoren und die Wolle ins Trockene gebracht! Im Frühjahr baue ich die Scheune größer! Topf, das wird sie wieder ärgern! Aber ich kann's! Wo Geld ist, da kommt's mit Haufen

zu; mir kann's nicht fehlen. Evangelium — Himmel — nun ja, man kriegt es umsonst; das ist nur gut. Keinen Cent gäbe ich aus, es zu kaufen! Wer weiß, wie es damit wird. Geld im Kasten, das ist das aller sicherste. Die Zeiten sind vorüber, wo man dem Bauer alles weismachen konnte; unsereiner ließt heute auch die ‚Staatszeitung‘.“

So redete er mit sich selbst und sah dabei triumphierend auf die Vorübergehenden. Grüßte ihn einer, so dankte er mit einer Miene, als wollte er sagen: „Ja, du armer Tropf, du hast wohl Ursache, mir die Ehre zu thun; du weißt es gut genug, daß ich der reiche Bizle bin. Wäret ihr so klug wie ich, ihr könntet auch reich sein. Jeder ist seines Glückes Schmied!“

Da war es ihm auf einmal, als müßte etwas auf der Straße passieren. Einige junge Burschen liefen die Straße hinunter, der Grocery zu; — jetzt eilten auch einige Mädchen hinterdrein. Er ward unruhig, stand auf, schob das Fenster hinaus und schaute hinaus. Richtig, vor der Grocery war etwas los, das konnte er sehen; was aber, das vermochten seine Augen nicht zu erkennen. Eine Balgerei war es jedenfalls nicht, denn die Leute standen meistens still zusammen; es schien ihm aber, als redeten sie laut und heftig miteinander. „Kie!“ rief er, „Kie!, schau', was giebt es dort? Was ist dort los?“ Kie war aus ihrem Stuhle aufgesprungen; auch sie schaute zum Fenster hinaus und wunderte, was die da haben möchten. „Ich muß doch einmal hinaus und nachfragen,“ sagte sie. Sie trat vor die Hausthüre und schaute die Straße hinab. Erkennen konnte sie noch keinen einzelnen, aber so viel sah sie, daß der Hause Menschen in Bewegung war und — auf ihr Hans zukam.

„Weiß nicht! — Wo nur der Junge stecken mag! Seit einem Jahre muß man immer in Ängsten leben. Das junge Volk wird roh und wild!“

Die beiden standen da und zitterten und wußten doch nicht, warum. Immer noch wußten sie nicht, um was es sich handelte. Nach und nach kam der Trupp näher. Jetzt sahen sie: man trug einen Menschen; einer hatte seine Beine gefaßt; zwei andere trugen den Oberkörper. Es drangen einzelne Worte zu ihnen herüber: „Streit — Messer — gestochen“. Sie wußten den Zusammenhang nicht, aber es kam ihnen vor, als wenn die Erde mit ihnen rundum ginge. Jetzt kamen die Leute vor den Hof; sie schauten alle auf Bizles. Sie öffneten die Hofthüre und drängten sich hinein. „Ach, das ist ja unser Fritz!“ schrie auf einmal Frau Kie. Sie mußte sich am Thürpfosten halten, um nicht umzufallen. Ihr Mann konnte noch kein Wort hervorbringen.

Ja, es war ihr Fritz. Er jammerte gar kläglich. Seine Kleider waren mit Blut bedeckt. Durch das auf der Brust geöffnete Hemd drangen immer neue Blutströme hervor. Man trug ihn ins Haus und legte ihn auf

den Tisch, um ihn erst zu entkleiden. Schweigend war die Mutter gefolgt; sie sprach kein Wort mehr.

„Das ist eine ver . . . . Geschichte!“ schrie Bigle. „Wer hat das gethan? Wart', der soll wissen, mit wem er es zu thun hat!“ Niemand antwortete ihm, denn alle waren beschäftigt, dem Verwundeten zu dienen. Da trat Meier mit dem Doktor herein. Er war einer der ersten gewesen, der von dem Unglück gehört hatte; schnell hatte er sich aufs Pferd geworfen, war zum Doktor gejagt und brachte diesen nun. Schweigend sah der auf den Fritz, dessen Angesicht weiß geworden war. Er nahm die Sonde und fuhr damit in die Wunde. Da zuckte Fritz zusammen; er schlug die Augen auf, sah seine Eltern und schrie: „Vater! Mutter! Ich bin verloren! Das Geld! Das Geld! Ich hab's Euch gestohlen!“ Entsetzt standen alle Umstehenden. Die alten Bigles sagten kein Wort. Sie standen da trockenen Auges; ein furchtbarer Zorn war in ihrem Angesichte ausgeprägt. „Die Wunde,“ sagte der Arzt, „ist tödlich. Das Messer hat die Lunge getroffen; er hat sich bereits verblutet. Da ist Menschenhilfe vergeblich.“ Eilig trat Meier zu seinem Neffen. „Fritz!“ rief er, „wer den Namen des Herrn Jesu anruft, der soll selig werden! Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden!“ Da hob der Verwundete seine Hände empor; „Herr Jesus!“ rief er, fiel zurück und — war eine Leiche.

Die Mutter sah und hörte das, ohne daß ihre Augen naß geworden wären. Sie starrte mit wirrem Blick auf die Leiche, ohne auch nur einen Laut hervorzubringen. Der Alte war wütend. „Der soll an den Galgen, der das gethan hat!“ schrie er. „Laß es kosten, was es will. Jetzt weiß ich, wozu ich mein Geld habe!“

Da trat einer der jungen Burschen zu ihm, die seinen Sohn ins Haus getragen hatten.

„Vater Bigle,“ sagte er, „ich will Euch erzählen, wer es gethan hat. Als heute morgen die Kirche angehen sollte, da haben wir uns in die Grocery gesetzt, haben getrunken und Karten gespielt, wie wir es schon eine Zeitlang getrieben haben. Euer Fritz hatte immer Geld — woher? — nun, ich will es sagen: er hat es Euch entwendet! Er hat uns immer zechfrei gehalten. Heut' nachmittag waren wir alle betrunken; ich weiß nicht, was alles geredet worden ist; aber es gab Streit. Euer Fritz nannte mich einen dummen Hund, der keinen Spaß machen könnte. Ich ward böse und schrie ihn an: bist du doch nicht einmal ein Hund; kann es einen elenderen Wicht geben, als einen solchen, der Vater und Mutter bestiehlt, der falsche Schlüssel gebraucht, um des Vaters Geldkasten auszuleeren! Da ward Euer Fritz noch zorniger! Er zog das Messer hervor, öffnete es und stürzte auf mich zu; er stolperte aber, fiel, und da ist ihm das Messer in die eigene Brust

gegangen. Als wir Blut sahen, machte der Schreck uns nüchtern! So, Vater Bixle, hat sich's zugetragen. Ich bekenne, wir haben schändlich gehandelt; aber an dem Blute Eures Sohnes ist niemand von uns schuldig. Da stehen die anderen, die auch dabei waren, — fragt sie."

"Ganz so ist's gewesen," beteuerten die. "Wir sind elende Buben, die es verdient haben, daß Gott sie straft; aber Euer Junge ist nur durch seine eigene Hand gefallen!"

Das mehrte nur des Alten Zorn. Wen sollte er nun verklagen? An wem sollte er nun seinen Zorn auslassen? Er war schrecklich anzusehen. Die Nachbarn gingen nach und nach davon. Es war ihnen schauerlich in einem Hause, wo man Gottes Heimsuchung also aufnahm. Jener Bursche, den Fritz hatte stechen wollen, der Doktor und Meier waren allein zurückgeblieben. Dieser trat zu seinem Schwager, um ihn zu trösten. Er sprach: "Heinrich, das hat Gott gethan! Ich hoffe, des Jungen Seele ist gerettet! Der Vater im Himmel sucht Dich schwer heim; aber er meint es doch gut mit Dir, er sucht Dich und Dein Weib, daß Ihr auch sollet selig werden."

Da aber schoß Bixle einen Blick auf ihn, als wollte er ihn erwürgen. "Was!" brüllte er, "Du bist wohl froh, daß der Junge tot ist! Nun könnt Ihr ja erben! — Aber so weit sind wir noch lange nicht! — Dein Vater im Himmel" — ha, ha, ha! Ja, da sieht man, ob ein Gott im Himmel ist! Narr, der Du bist! Es giebt keinen Gott im Himmel! Ihr Bettelvolk lebt und habt nichts zu beissen und zu brechen! Mein Junge hat zu leben und muß sterben! Das sollte Gott thun?! Dein Gott hat Dich nun auch wohl zum Erben gemacht? Du scheinheiliger Heuchler, Du!"

Meier war weiß geworden wie die Wand. Welche Bosheit, welche grimme Gottesfeindschaft gehörte doch dazu, ihm jetzt solchen Vorwurf zu machen! Jeder andere wäre wohl davongelaufen; er aber schwieg und blieb, denn er sah, daß seine Dienste nötig waren. Er war ja der einzige, der hier Bescheid wußte und auch die Ruhe des Gemüths bewahrt hatte. Bixle war unzurechnungsfähig in seinem gotteslästerlichen Zorne; sein Weib saß stumm und starr auf ihrem Stuhle.

Meier und der Bursche brachten die Leiche in die Kammer. "Und nun bringt auch diese hier ins Bett!" sagte der Doktor, der die Mutter bisher beobachtet hatte. "Da ist ein heftiges Nervenfieber im Anzuge; Gott gebe, daß es glücklich vorübergeht." Meier rief die Magd. Mit ihrer Hilfe brachte er die Schwester auf ihr Lager. Der Doktor schrieb ein Rezept; damit eilte der Bursche nach dem nahen Städtchen. Nachdem er noch einige Anweisungen gegeben, verließ auch der Arzt die Stätte des Schreckens.

Wie stille war es auf einmal im Hause geworden! — Bixle rannte in der Stube auf und ab. Meistens schwieg er. Öffnete er den Mund, so hatte er eine Verwünschung zwischen den Zähnen. Jetzt heuchelte er nicht;

er zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Das war der Mann, der arm ins Land gekommen war, den Gott mit irdischem Gut so reichlich gesegnet, der die ganze Lebenszeit innerhalb einer christlichen Gemeinde gewohnt, der das Wort des Lebens reichlich gehört hatte! Das Geld hatte sein Herz hart gemacht. Er fühlte es: hier konnte sein Geld nicht helfen! Jetzt hatte ihn einer ergriffen, den er weder einschüchtern noch abkaufen konnte. Er fühlte die Hand Gottes, aber er haßte sie; — er mußte äußerlich die Strafe leiden, aber er empörte sich innerlich dagegen. Er fluchte wider alles, was im Himmel und auf Erden ist. Er war höchst unglücklich — aber daran war er nicht schuld. Er war Heinrich Bizle, der alles recht gemacht hatte, den niemand tadeln konnte; aber Gott und Menschen waren seine Feinde; die gönnten ihm seinen Reichtum nicht! — In solchen Stunden muß man die Reichen sehen, dann kann man es mit Händen greifen, daß Geld glücklich macht.

Am dritten Tage darnach fand die Beerdigung statt. Jeder, der in der Gemeinde abkommen konnte, war erschienen. Viele noch aus den benachbarten Niederlassungen. Zunächst hinter dem Sarge ging Bizle allein; seine Frau lag im Bett, ohne Klage, ohne Schmerzen, aber auch ohne Kräfte. Hinter dem Vater folgte Meiers Familie, dann die nächsten Nachbarn, die Gemeinde, die Fremden. Auf allen Gesichtern sah man großen Ernst. Jene drei Burschen, in deren Gegenwart Fritz sein Leben verlor, gingen nebeneinander; sie litten offenbar von allen am meisten.

Zum Leichentext hatte der Pfarrer Amos 3, 6. gewählt: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Er redete ernste, sehr ernste Worte, aber jedermann mußte merken: er will Frieden stiften zwischen einer verwirrten Seele und Gott — er will nicht verdammen und verderben, sondern heilen, gewinnen und wiederbringen. Er zeigte, daß auch dieses Unglück vom Herrn sei; wie der gar großes Erbarmen zu den Menschen trage und nur züchtige, um zu erretten. Er malte allen die Liebe Jesu vor die Augen, dann auch die Thorheit derer, die diese Liebe verachten. Er öffnete Jungen und Alten den Brunn der Vergebung — suchte sie alle hinzuziehen zu dem Kreuze Christi.

Die ganze Gemeinde war tief ergriffen. Wohl alle fühlten herzliches Mitleiden mit dem schwer heimgesuchten Vater. Man hatte Gottes Predigt in That und Wort verstanden. Die Aufrichtigen schlugen an ihre eigene Brust. Manche stille Beichte geschah am Grabe; mancher gute Vorsatz wurde bei Jungen und Alten erneuert.

Als man vom Grabe hinwegging, traten die Nachbarn zu Bizle und reichten ihm die Hand zum Abschied. So warm und innig war ihm die Hand lange nicht gedrückt worden. Er achtete aber das alles nicht. Wie bei der Predigt seine Augen trocken und seine Gebärden grimmig geblieben

waren, so blieb auch jetzt sein Mund stumm und seine ganze Haltung abstoßend. Es ward den Leuten unheimlich, die in seine Augen sahen. Als jene drei Burschen hinzutraten, um ihm die Hand zu reichen, wandte er sich unwillig von ihnen ab. Dann erbot sich Meier, ihm das Geleit in sein Haus zu geben. Er erwiderte barsch: „Finde meinen Weg schon allein. Die Erbschaft ist noch nicht abgezählt!“ Man merkte, was des Pfarrers Predigt bei ihm gefruchtet hatte.

Im Hause angekommen, setzte er sich neben das Bett seiner Frau und stierte in die Luft hinein. Dann sprang er auf, wanderte in der Stube auf und ab, murrte wider Gott und verklagte alle Menschen. Seine Diensthoten sahen das mit Entsetzen. „Dem müssen erst noch härtere Gerichte kommen, ehe er sich beugt,“ sagten sie untereinander. Kam der Arzt, so bot er dem große Summen Geldes, wenn er seine Frau retten würde. Versicherte der dann, daß das nicht in seiner Macht stände, daß auch seine Berufstreue nicht von der Größe seiner Besoldung abhinge, so schauete er ihn mit grimmigem Blicke an oder sagte wohl gar: „Herr, das Geld ist ehrlich erworben! Glauben Sie, daß es Sünde ist, ein reicher Mann zu sein? Ein Narr, der nichts thun will, wenn's ihm gut bezahlt wird!“

Bei seiner Frau war alle Arznei vergeblich. Sie phantasierte Tag und Nacht. Gar erschreckliche Reden mußten die hören, die bei ihr wachten. „Fritz! Fritz!“ rief sie fast ohne Unterlaß. „Fritz, wache auf! Sie wollen dich umbringen! — Fritz, das Geld ist dein! — Geschunden, geschunden haben wir uns! — Du bist der Erbe! — Heinrich, die Schlüssel! Mach' zu, mach' zu! Die Lisbeth — sie haßt mich! — Nimmer vergeben! — Verflucht der Dollar, den sie bekommt! — Mann! Zahl' es ihm, zahl' es ihm! — Du bist der Herr! — Fritz — mein Kind! — Das Blut, das Blut! — Wir wollen es machen! — Vor Gericht! Gib Geld, viel Geld!“ — So lebten in ihrem wirren Gehirne die Gedanken noch fort, mit denen sie sich zuletzt beschäftigt. Die Krisis trat ein. Die Krankheit wandte sich nicht zum Bessern. Am zehnten Tage nach dem Tode ihres Sohnes lag auch Frau Birle im Sarge.

Das brachte denn doch einige Thränen in des Alten Auge. Nun stand er ganz allein in der Welt — ganz allein mit seinem vielen Gelde. Man sah es ihm an, er fühlte es: ich bin trotz allem Reichthum ein höchst unglücklicher Mensch! Aber seine Lippen bekannten das nicht; so oft er redete, merkte man den alten Troß. Sollte er sich jetzt weich zeigen? Sollte er jetzt den Leuten schön thun und sich wegwerfen? O nein, das that Herr Birle nicht! Das Liebste war ihm noch nicht gestorben. Im tiefsten Grunde seines Herzens, da saß der Trost: „Noch habe ich mein Geld, ich werde es wohl machen können!“

Dieses Mal wählte der Pfarrer zum Leichentert Matth. 10, 26.: „Was

hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewonne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Er redete jetzt in ganz anderer Weise. Seine Worte waren zweischneidige Schwerter für die geldsüchtigen Herzen. Er legte die unbeschreibliche Thorheit der Mammonsdiener offen dar, die nie Frieden hätten; er zeigte, wie schrecklich sich der an Gott versündige, der ihn dem Mammon nachsetze; er redete gewaltig von dem Gerichte, das die treffe, die endlich an der Seele Schaden nähmen, indem sie verdammt würden. Selbst Bizle fühlte es, daß er vor dem Gerichte stand. Sein Gewissen sprach Ja und Amen zu alle dem, was Born sagte — sein geiziges Herz aber empörte sich dagegen. Er sprach: „Das Geld ist mein; niemand schenkte mir's, ich habe es erworben; — wüßte nicht, weshalb ich nicht ebensogut felig werden sollte als andere Leute.“ Sein Herz nahm weder Strafe noch Trost an.

Eine Magd mußte ihm sein Hauswesen führen. Die treue Lisbeth wollte er nicht bei sich sehen. Die dachte ja nur ans Erben und hätte manches heimlich forttragen können. Die Magd ließ es gehen, wie es gehen wollte. Er gab nur das Notwendigste heraus; zankte bei der geringsten Gelegenheit; glaubte sich überall übervorteilt und betrogen! Die Dienstleute hatten es schlimm bei ihm. Fast jeden Monat trat ein anderer Knecht ein. Die Arbeit kam nicht vorwärts; es ging an allen Ecken und Enden viel Geld darauf; im Hause und Hofe herrschte bald eitel Unordnung.

Ganz anders sah es dagegen bei Meiers aus. Als des hErrn Wetter über ihres Schwagers Haus gingen, hatten sie treulich Fürbitte gethan. Aus ihrem Munde kam keine Klage über ihn; sie sprachen nur ihr Mitleidn aus; sie bedauerten, ihm nicht helfen zu können. Von Geld und Gut ward kein Wort geredet. Gerne wäre Lisbeth zu ihm gegangen und hätte sein Hauswesen geordnet — gerne hätten sie ihn ganz zu sich genommen; aber dazu konnten sie sich doch nicht erbieten, nachdem er sie mit der „Erbchaft“ von sich gestoßen. Es wäre nur ein größeres Unheil daraus entstanden. Sie trugen ihm das nicht nach; sie richteten nicht; sie stellten das Gericht dem heim, der da recht richtet. Wohl hatten sie kein Geld; aber sie waren selige Menschen. Sie waren zufrieden und dankten Gott für das, was er ihnen gegeben. — Wen der hErr segnet, dem geht es wohl!

##### 5. Geld macht noch im Tode glücklich.

- Zwei Jahre sind vergangen seitdem Bizle Witwer geworden. Sein Geiz hat von Tage zu Tage zugenommen. Lang ist die Liste seiner Dienstleute, die er in der Zeit gehabt. Er gab schmale Kost und wenig Lohn; aber viele Arbeit und noch mehr Scheltworte. Mit Meiers stand er noch auf dem alten Fuße. Er wollte mit den „Erbtschleichern“ nichts zu thun



haben, die nur auf seinen Tod warteten, um sich dann in das warme und volle Nest zu setzen. „Elendere Menschen,“ sagte er, „gebe es nicht als solche, die unter dem Schein der Frömmigkeit ihren Nächsten beneideten und ihm das Weiße im Auge nicht gönnten. Aber er wolle ihnen einen Streich spielen, daß sie sich wundern sollten.“

Was für einen „Streich“ er meinte, das stellte sich bald heraus. Eine Nachbarin, die nach M. gewesen war, brachte die Neuigkeit mit. Herr Heinrich Wigle ging mit dem Plane um, sich wieder zu verheiraten! Als er vor einiger Zeit Weizen nach der Stadt gefahren und seinen Freund Berner wieder einmal besucht hatte, hatte er dort eine Witwe kennen gelernt, die auf sein Herz einen tiefen Eindruck gemacht. Nicht von wegen der Schönheit des Gesichtes und der liebrenden Gestalt — nach so weltlichen Dingen fragte Herr Wigle nicht; o nein, ihm gefiel ganz etwas anderes an ihr: sie hatte Geld, viel Geld und bedeutende Grundstücke vor und in der Stadt. Freilich hatte sie auch zwei Kinder, aber — die konnte man ja austhun — die konnten möglicherweise auch sterben. „Wigle, sei klug!“ sagte er sich selbst. „Da kannst du dir ein angenehmes Alter sichern. Stirbt sie vor dir — und warum sollte sie nicht eher sterben als du? — so kommt wenigstens ein Teil ihres Geldes an dich. Bist du gescheit, bekommst du es auch wohl ganz. Ja, heiraten! Dann haben die Erbschleicher das Nachsehen!“

Er wäre eben nicht der kluge Wigle gewesen, wenn er ein solches Geschäftchen lange aufgeschoben hätte. Durch einen dritten hatte er anfragen lassen. Bestimmte Antwort war noch nicht erfolgt. Die Witwe hatte sich aber nach seiner Gesinnung, nach seinem Vermögen erkundigt — das hatte er erfahren. Es war also Hoffnung vorhanden. Und er hoffte. Er wollte die Frau natürlich nur aus Liebe heiraten. Er wußte es aus Erfahrung, wie traurig es sei, so alleine in der Welt zu stehen. Er hatte mit allen Witwen herzliches Mitleiden — wenn sie nämlich Geld hatten. Und mit der in M. hatte er ganz besonderlich Erbarmen, denn — sie mußte ihr Vermögen ganz allein verwalten. Was für eine fröhliche Hochzeit müßte das geben, wenn seine vierzig Tausend ihre dreißig Tausend heirateten und dann Zinsen brächten! Das wäre eine Ehe! Da hatte er Zeit seines Lebens genug, auch wenn er hundert Jahre alt wurde.

Die Aussicht auf eine so glückliche Heirat machte den alten Wigle ordentlich fröhlich. Er wurde fast freundlich gegen seine Dienstleute und — war auch fast sonntäglich in der Kirche. Nachdem seine Frau beerdigt worden war, hatte er im stillen das Gelübde gethan, die Kirche nicht wieder zu betreten. Fast ein Jahr hatte er's gehalten; da waren eines Sonntags-Nachmittags die Vorsteher zu ihm gekommen und hatten ihn gefragt, ob er denn ein Heide geworden sei? Er wußte aber, was das zu bedeu-

ten hatte, wenn in solchen Angelegenheiten die Vorsteher miteinander kamen. Er hatte Besserung zugesagt — der Ehre wegen, denn er selbst hielt es für eine Schande, in Kirchenzucht zu kommen, obwohl er in früheren Jahren alle hinein bringen wollte, die ihre Beiträge nicht pünktlich entrichteten. Seitdem war er ab und zu gekommen, nun aber kam er fleißig. Wer konnte es denn wissen, ob seine erhoffte Braut nicht etwas aufs Kirchengehen hielt? Besser man sah sich vor, ehe es zu spät war. Man muß immer klüglich handeln!

Mit seinem Pfarrer stand er sich wieder recht gut. Er freute sich gar sehr über „die rechte Lehre,“ und darüber, daß er „umsonst“ erlöst worden sei — daß er die Seligkeit „nicht zu kaufen“ brauchte. Früher hatte er das nicht so erkannt, jetzt wollte er „allein aus Gnaden“ selig werden. Um seine Sinnesänderung thatsächlich zu beweisen, schickte er dem Pfarrer nun auch die Beerdigungsgebühren. Weil es zwei Leichen gewesen, und weil die „glückliche Heirat“ in Aussicht stand, so sandte er durch die Magd anderthalb Dollars nebst freundlichem Gruße und herzlichem Danke. Ein Mann, der auf Freierrfüßen geht, muß sich mit dem Pfarrer gut stellen, der könnte möglicherweise um guten Rat angegangen werden. Kurz, Bizle war noch ganz der Alte. Einen Gott brauchte und hatte er nicht. Er selbst war der Mann! Und wenn er es pfißig anfang, so konnte er jetzt ein zweites Schäschen scheren. Jeder ist ja seines eigenen Glückes Schmied!

So war das Frühjahr 1868 herangekommen. Eines Abends saß Bizle vor seinem offenen Fenster und berechnete den Ertrag seiner Kapitalien; dabei wurde auch die nächste Ernte nicht vergessen. Indem ging der Eigentümer der Grocery vorüber, der zugleich Postmeister war. Sonst nahmen sie keine Notiz voneinander, denn Bizle hatte das noch nicht vergessen, daß in jenes Hause sein Sohn ums Leben gekommen war. Der Postmeister blieb aber stehen und rief ihm zu: „Es liegt ein Brief für Euch in meinem Hause!“

„Ein Brief?! Woher?“

„M.\*\*\*\*!“ Damit ging der Mann weiter.

„Ein Brief von M.\*\*\*\*! — Was hat der zu bedeuten? — Der kann nur von der Braut sein! Bizle, jetzt wird sich's entscheiden; jetzt bist du ein gemachter Mann!“ Schnell fuhr er in die Stiefel und in den Rod. Fünfzehn Minuten später hatte er den Brief in seinen Händen. Die Aufschrift war nicht von einer Frauenhand. Er besann sich. „Ei richtig, das ist ja Berners Hand. Freilich, sie selbst konnte auch nicht wohl schreiben.“

Er öffnete den Brief und begann zu lesen. Er wurde weiß wie Kreide und begann am ganzen Leibe zu zittern. „Was ist das?“ sagte er. „So

wollte ich doch, daß alle zehntausend — — — —! Ist das möglich?“ — Der Brief, der ihn so in Schrecken versetzte, lautete aber folgendermaßen:

Mein Herr! — Die Firma Steier hat falliert. Es wird nichts zu retten sein. Kommen Sie eiligst hierher.

Berner.

Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Das ging Herrn Bigle ans Leben! Das war ja schrecklicher als der Tod des einzigen Sohnes und der Frau. Dreißigtausend so mir nichts dir nichts zu verlieren — da sollte man ja wahnsinnig werden! Das war ganz unmöglich; das konnte Gott gar nicht zulassen. Das waren die Gedanken, die ihn bewegten. Was über seine Lippen ging, das will ich gar nicht wieder erzählen, — es war greulich und lästerlich.

Er rannte nach Haus. „John!“ rief er dem Knechte zu — „Hilf die Braunen eingeschirrt; ich muß fort, fort nach M.\*\*\*\*! — Wart', ich will die Kerle! Es wird doch noch Advokaten geben! — Schnell, John, schnell!“

„Herr,“ sagte der, „anschirren ist bald gethan! Aber Ihr könnt doch nicht fort! Bedenkt, es dunkelt schon. Es ist längst Nacht, wenn Ihr in die Stadt kommt. Fahrt morgen mit dem Frühesten, so thut Ihr besser.“

Das leuchtete auch Bigle ein. Da brauchte er das Nachtlogis nicht zu bezahlen. Auch das im Hause vorräthige Geld mußte erst in irgend einem Winkel in Sicherheit gebracht werden. Was konnte nicht alles passieren, wenn er einen Tag fort war! In's Bett kam er natürlich nicht; ans Essen war nicht zu denken; aber Durst bekam er, großen Durst; alle Augenblicke mußte er nach der Flasche greifen. Es war eine qualvolle Nacht für ihn. Angst, Zorn, Neid, Geiz, Haß — alles wogte in seinem Herzen durcheinander. Wie toll rannte er in seiner Stube auf und ab. Er suchte Gott — er suchte den Menschen! Wenn ein Gott im Himmel wäre, wie könnte er solche Ungerechtigkeit zulassen! Noch mußte Rettung möglich sein! Was wollte aus der Heirat werden, wenn sein Geld fort war!

Endlich graute der Morgen. Um vier Uhr jagte er vom Hofe hinunter. Im Galopp ging's vorwärts. Wer ihm auf dem Wege begegnete, der schaute ihm verwundert nach; man hielt ihn für betrunken. Seine Pferde dampften; sie waren mit weißem Schaum bedeckt; er trieb sie immer aufs neue an. Der Tag mußte ja sein Glück entscheiden!

Es war noch nicht acht Uhr, da hielt er im Hofe des Gasthauses, wo er gewöhnlich auszuspannen pflegte. Ohne ein Wort zu sagen, warf er dem Knechte die Zügel zu und rannte in die Wasserstraße zu Berners Comptoir. „Herr, wie steht's um mein Geld?“ schrie er den alten Geschäftsfreund an.

„Wir wollen sehen,“ sagte der und zuckte dabei die Achseln.

Sie gingen zunächst zu dem Steierischen Lokale. Das war natürlich verschlossen. Sie suchten den Advokaten auf, dem Steier seine Sache in die Hand gegeben. Der sagte: „Ich bedaure Sie ebenso sehr wie meinen Klienten. Der Fall anderer Geschäftshäuser hat ihn mit ruiniert; nicht infolge eigener Schuld hat er falliert. Selbstverständlich nimmt er das neue Bankerott-Gesetz für sich in Anspruch. Er hat nur so viel für sich behalten, als ihm dieses gestattet. Wenn Sie klagen wollen, so steht ihnen das frei. Was Sie dabei gewinnen werden, kann Ihnen jedes Kind voraus sagen. Sie bekommen Ihre Prozente. Übrigens wünsche ich Ihnen einen schönen guten Morgen, meine Herren!“

Sie gingen noch zu zwei, drei anderen Rechtsgelehrten und empfingen bei allen denselben Trost. Berner hatte das zuvor gewußt; er wollte aber den alten Mann nicht hindern, von andern zu hören, was er ihm vielleicht nicht geglaubt hätte. Was Bizle retten konnte, war ein ganz Geringes. Wer konnte wissen, wann er es in die Hände bekam! — O, es sah jämmerlich in seinem Innern aus. „Ich bin verloren! Ich bin für immer ein ruiniertes Mann!“ Das war alles, was er denken, was er sagen konnte.

Es war Mittag geworden. Herr Berner nahm ihn mit in seine Familienwohnung. Er nahm aber weder Speise noch Trank; mit Mühe war er dahin zu bringen, auf dem Sofa ein wenig zu ruhen. Er litt Höllequal in seinem Herzen. Das Geld hatte er so sicher angelegt! Jetzt war es fort. Was werden seine Weiber, was werden Meiers dazu sagen, wenn die das hören!

Mit einemale sprang er auf! Ihm war ein Gedanke durch den Kopf geschossen: die Heirat!! Ja, da war noch Hoffnung. Die mußte zu stande, jetzt gewiß zu stande kommen; dann war er doch geborgen und brauchte im Alter nicht zu darben. — Sofort wollte er selbst zu Frau N. N. gehen und die Sache richtig machen, ehe es zu spät wurde. Noch war es Zeit. Vielleicht hatte sie noch nichts von seinem Verluste gehört.

Kommt der eigne Nutzen in Betracht, so besitzt der Mensch große Kräfte auch über seine Leidenschaften. Er kann sie dann wenigstens eine Weile derartig beherrschen, daß sie nicht offen herausbrechen. So ging es jetzt mit Bizle. Die Hoffnung des Gewinns machte ihn stark, den Ingrimm über den Verlust zu verbergen.

Zu großem Erstaunen der Bernerschen Familie stand er gelassen auf; ordnete Haare und Kleider und ging. Unterwegs bemühte er sich, das süßeste Gesicht vorzusteden. Er besaß darin längst einige Übung. Er fand das Haus. Im Wohnzimmer traf er eine fremde Frau, die er nie zuvor gesehen. Auf seine Frage: ob er Frau N. N. wohl einige Minuten sehen könne, erwiderte jene: „die sei leider nicht zu Haus; sie selbst aber habe

Auftrag, dem Herrn Birle in aller Freundlichkeit mitzuteilen, daß aus der beabsichtigten Heirat doch wohl nichts werden könne. Frau N. N. sei dem Herrn Birle für das geschenkte Zutrauen von Herzen dankbar; aber die Vermögensverhältnisse seien doch gar zu ungleich!"

Ob der Rede starrte Herr Birle in die Luft, als sähe er Gespenster. Die Welt drehte sich mit ihm herum. Es war ihm, als könnten jetzt wirklich böse Zeiten kommen. Hatte sich denn alles wider ihn verschworen! ? — „So hole Euch alle der Henker!“ pläzte er endlich heraus, wandte sich und schlug die Thür hinter sich zu, daß alle Fenster klirrten. Frau N. N. sah ihm aus dem oberen Fenster nach und lachte. Sie machte ein Gesicht, als wollte sie sagen: Du Narr, meinst Du, ich wüßte nicht, wie es um Dich steht? —

Auf der Straße kam Birle wieder etwas zu sich selbst. Was nun anfangen? Geld fort! Braut fort! Seine Klugheit verließ ihn wirklich einmal. Es war ihm zu wehe ums Herz, um etwas Bestimmtes zu denken. Hätte er's aber in seiner Gewalt gehabt, er hätte Himmel und Erden mit Füßen getreten; — er hätte Gott und alle Menschen erwürgt, darum, daß sie ihm so schändlich mitgespielt hatten. „Ha,“ dachte er, „ein Sprung in den See, und deine Not hat ein Ende!“ Aber die Hölle, die Hölle, wenn die nur nicht gewesen wäre. Er hatte sich freilich längst den Glauben abgewöhnen wollen, daß es eine Hölle gebe; aber jetzt fühlte er es, sie war vorhanden. Nein, nein, so schnell wollte er doch nicht in die Hölle! Hui, das wäre schrecklich! Zu Hause hatte er doch immer noch einige Tausende: die konnte er klüglich anlegen; seine Äcker standen voll Frucht; wenn er aufpakte, konnte es eine gute Ernte geben; — mit der Zeit konnte er wieder reich werden!

Heiß, heiß war's in seinem Innern. Er mußte trinken. Dazu macht Trinken Mut, das wußte er. Er rannte zu seinem Gasthause, warf sich dort auf einen Stuhl und forderte Brandy. O, wie that ihm der so wohl! Er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, — Leib und Seele waren aufs höchste aufgeregte, — man kann sich denken, was der Spiritus für Wirkung that. Er trank ein Glas nach dem andern. Die Zunge ward ihm los. Er rebete wie ein Irresinniger; er fluchte und lästerte, daß es selbst dem Wirte graute.

Es war nachmittags drei Uhr geworden. So viel wußte er, es sei Zeit, heimzufahren. Er befahl anzuspinnen und ging ein wenig später hinaus. Im Hofe begann er abermals zu lästern. Indem er auf den Wagen stieg, schrie er: „Wie ein Nas will ich umkommen, wenn es einen Gott im Himmel giebt! Ha, ha, ha! ein gerechter Gott! — — Hü!“ damit schlug er auf die Pferde, daß diese sich bäumten und dann zum Hofthore hinaus-

schoffen. Wie im Hui ging's durch die Straßen, die Stadt hinaus, der Heimat zu.

Eben hatte die Betglocke geläutet. Bigles Knecht war auf dem Hofe beschäftigt. Noch erwartete er seinen Herrn nicht zurück. Da hörte er plötzlich einen Wagen rasseln. „Der muß auch Eile haben,“ dachte er. Er eilte ans Thor und sah die Straße hinunter. Ei, das war ja der Wagen vom Hofe! Die Pferde rannten wild daher; die Zügel schleiften; ein Fuhrmann war nicht zu sehen. „Gott, da ist ein Unglück geschehen!“ rief er. Er riß die Thore auf; die Pferde mächtigten ihren Lauf und gelangten glücklich auf den Hof. Sie waren über und über mit Schweiß bedeckt und zitterten wie Espenlaub. Der Knecht rief die Magd, befahl ihr, die Pferde trocken zu reiben und dann in den Stall zu führen. Er selbst holte die beiden Grauschimmel herbei, schirrte auf und jagte davon, den Weg zurück, daher der Wagen eben gekommen war. Er brauchte nicht allzuweit zu fahren. Noch ehe er das nächste Städtchen erreichte, fand er seinen Herrn auf der Straße liegend. Noch lebte er; aber er war ohne Besinnung. Offenbar hatten die Pferde ihn geschleift, denn nicht nur die Kleider, sondern auch Gesicht und Hände waren zerrissen, geschunden, voller Blut. So weit John sehen konnte, sah er im Staube der Straße die Spur, die Bigle hinterlassen. Er mußte bereits viel Blut verloren haben, denn nicht nur da, wo er lag, auch weiter zurück gewahrte der Knecht kleine und große Blutlachen. So vorsichtig als möglich hob er seinen verunglückten Herrn auf den Wagen und fuhr dann langsam zurück.

Die Magd hatte einige Nachbarn herbeigerufen; das Gerücht von dem Unfalle hatte sich schnell verbreitet. Als John auf den Hof fuhr, fand er schon viele willige Hände, die den Herrn ins Haus trugen und auf sein Bett legten. Auch Pastor Born und Meier stellten sich ein. Ein Bote ward zum Doktor geschickt.

Meier begann, seinen Schwager zu entkleiden. Da schlug dieser die Augen auf. Er sah den Pfarrer. „Herr Pastor,“ sagte er, „womit habe ich das verdient? Ich bin immer ein guter Christ gewesen! — Die Menschen haben mich schändlich betrogen; ich bin ein ruiniertes —.“ Er konnte nicht weiter reden; ein Blutstrom drang aus seinem Munde hervor.

„Bigle, Bigle!“ sprach der Pfarrer, „Ihr seid ein Mann des Todes. Gedenk'et an Eure Seele und laßet Geld und Gut fahren. Eure letzte Stunde ist gekommen! Jesus nimmt die Sünder an! Bigle, Ihr habt viel Sünden begangen; wendet Euch zu Christo; er hat auch Euch erlöst und will Euch selig haben!“

Der Kranke richtete sich auf und sagte mit Heftigkeit: „Herr Pastor, wer kann mir was Schlechtes nachsagen? Ich bin niemanden etwas schuldig! Aber die Menschen haben mich schändlich betrogen! Wenn Ihr Jesus mich

lieb hat, warum hat er mir mein Geld nicht gelassen? Es giebt keinen gerechten Gott im Himmel, sonst könnte es mir nicht so erbärmlich gehen! Ich bin ein ruinierter Mann! — Alles, alles auf einmal verloren!“

„Mann des Todes, soll nun auch die Seele verloren gehen? Hab und Gut, Leib und Leben ist dahin; rettet, rettet die Seele! Wer an Jesum glaubt, der soll selig werden; wer nicht glaubt, wird verdammet! Rufet Jesum an, daß er Euch gnädig sei!“

„Herr Pfarrer, ich glaube ja! — Soll ich den Katechismus herbeten? — Wenn diese elenden Buben mir mein Geld nicht genommen hätten, so“ — — — da kam der Blutsturz aufs neue; er mußte schweigen.

„Bixle! Ihr fahrt in die Hölle, wenn Ihr so sterbt! Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde! Wehe dem, der ohne Glauben zu Gott kommt; wohl dem, dem die Sünden abgewaschen sind im Blute des Lammes! Bixle, seid Ihr ein armer Sünder, und wollt Ihr auf Christi Verdienst dahinfahren?“

„Warum sollte ich denn nicht selig werden?! — Ich habe viel leiden müssen! — Meine Brust! Meine Brust! O, wie es da brennt! — Sehen Sie, Herr Pastor, — jeder Mensch — ist seines eigenen — Glückes Schmied! — Ich war recht glücklich, da — haben mich — diese Buben — betrogen! — Sobald ich besser bin“ — — abermals quoll Blut aus seiner Nase und seinem Munde. Er röchelte — verzog krampfhaft das Gesicht und — war tot! — —

„Das ist schrecklich,“ sagte der Pfarrer. Alle Anwesenden standen entsezt. So hatten sie noch niemals einen Menschen sterben sehen. Es schauderte sie, daß es dahin mit einem Getauften kommen konnte! — So macht Geld im Tode noch glücklich! —

Die Begräbnisrede hielt Born über 1 Tim. 6, 9. 10.: „Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thöricht-ter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Übels, welches hat etliche gelüftet, und sind vom Glauben irre gegangen, und machen ihnen selbst viele Schmerzen.“

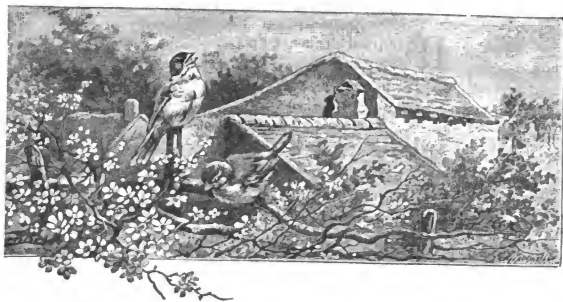
Vier Wochen nach Bixles Beerdigung zogen Meiers auf seinen Hof. Von dem zuständigen Gerichte waren sie für die rechtmäßigen und einzigen Erben erklärt worden. Sie erkannten in dem allen Gottes Wege und gaben Ihm die Ehre. Nicht Freude thronte auf ihren Angesichtern, als sie ihre Hütte verließen und in das große Haus einzogen; Behmut erfüllte ihr Herz, tiefer Schmerz sprach aus ihren Augen. „Gott sei uns armen Sündern gnädig!“ sagte Meier, als er mit den Seinen das Haus betrat.

Am anderen Tage legte sich seine Frau ins Bett und franke wieder einige Wochen. So zog das liebe Kreuz mit ihnen ein! Sie wünschen es

nicht los zu werden; denn sie haben es längst erfahren, daß es sehr heilsam ist. — Sprich bei ihnen ein, wenn du die Straße ziehst; sie werden dir dann diese Geschichte erzählen, und du wirst finden, daß sie zwar wohlhabend geworden, innerlich aber dieselben geblieben sind, die sie vordem waren. Meier ruft dann wohl sein Töchterchen und spricht: Kind, sag' diesem Manne, wie man reich wird. Das faltet dann seine Händchen und spricht mit glodenheller Stimme:

„Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet, und hernach lange sitzet, und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden giebt er's schlafend!“ (Ps. 127, 2.)

„Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.“ (Spr. 10, 22.)







## Führ' mich du, o Jesu!

Für „Blätter und Blüten“ von L. D.

Wenn auf meinen Pilgergängen  
 Wilde Stürme mich umbrausen,  
 Wenn mich Not und Unglück drängen,  
 Wenn ich steh' in Nacht und Grausen:  
 Führ' mich du, o Jesu,  
 Führe mich an deiner Hand  
 Durch der Erde Thränenland;  
 Laß mich geh'n in deiner Hut,  
 Dann, o Jesu, hab' ich's gut.  
 Deiner Liebe sanftes Leiten  
 Wird mir Kraft und Mut bereiten.

Wenn vor vielverschlung'nen Wegen  
 Zweifelnd meine Füße stehen,  
 Wenn sich bange Fragen regen:  
 „Welche Pfade soll ich gehen?“:

Führ' mich du, o Jesu!  
 Führe mich nach deinem Plan,  
 Eb'ne meine Wanderbahn.  
 Treibe durch dein helles Wort  
 All die dunkeln Zweifel fort,  
 Laß mich zur Gewißheit dringen,  
 Fröhlich deinen Rat vollbringen.

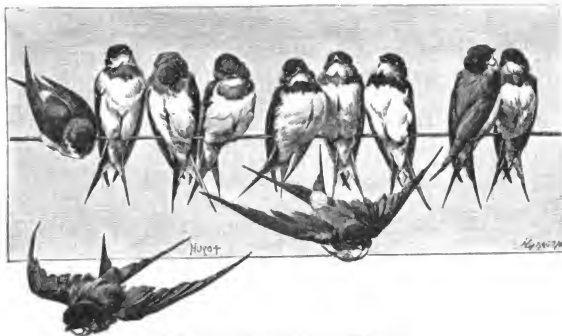
Wenn des Fleisches böse Triebe,  
Wenn der Welt und Satans Tücken  
Zu mir wollen Sündenliebe  
Wecken und den Sinn berücken:

    führ' mich du, o Jesu!  
führ' mich in den heil'gen Krieg,  
Schenke mir des Christen Sieg,  
Daß mir keine schwere Schuld  
Raube meines Gottes Huld.  
Durch den Geist die Kraft mir sende,  
Treu zu bleiben bis ans Ende.

Wenn des Todes Schatten winken,  
Furcht und Schrecken mich erfassen,  
Wenn die Kräfte mir entsinken,  
Wenn ich sterbend muß erlassen:

    führ' mich du, o Jesu!  
führe durch die finst're Nacht  
Mich hinauf zur Himmelspracht.  
Also, Jesu, wandelst du  
Meinen Tod in sanfte Ruh.  
Endlich wird der Leib erstehen  
Und dich jubelnd droben sehen.



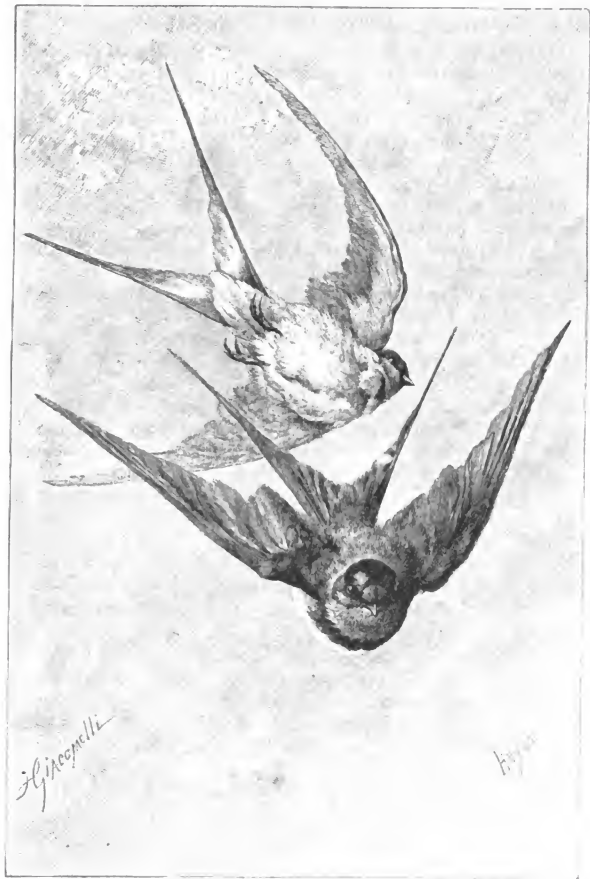


## Barmherzige Tiere.

Von Eduard Rüdiger.

**B**armherzig im vollsten Sinne waren jene Schwalben, welche eine ihrer Gefährtinnen, die durch einen um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Dachvorsprung des Damen-Instituts Luentin in Orleans festgehalten war, so lange fütterten, bis nach Verlauf von vier Tagen die mitleidige Hand eines mitleidigen Dachdeckers zur großen Freude der jungen Pensionärinnen, welche alle das merkwürdige Schauspiel mit angesehen hatten, die arme Gefangene der Freiheit zurückgab.

Viele kennen auch die Geschichte jener Pariser Schwalbe, welche sich ebenfalls mit einem langen um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Karmies des College des Quatre-Nations gefangen hatte. Als ihre Kräfte erschöpft waren, hing sie klagend und schreiend am Ende des Fadens, von Zeit zu Zeit einen vergeblichen Befreiungsversuch machend. Alle Schwalben des weiten Terrains zwischen der Tuilerien-Brücke und dem Pont-Neuf und vielleicht aus noch weiterer Entfernung hatten sich zu Hunderten um sie versammelt, indem sie durch ihr Schreien Aufregung und Mitleid zu erkennen gaben. Nach langem Tumult und Schreien schien eine von ihnen das Mittel der Befreiung ausfindig gemacht und ihren Kameraden mitgeteilt zu haben. Man ordnete sich in Reihen, und jede Schwalbe traf im Vorüberfliegen mit einem Schnabelhieb den Faden möglichst an derselben Stelle, wobei die arme Gefangene allerdings schwer leiden mußte. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde auf diese Weise durch vereinte Anstrengungen der Faden zerschnitten und die Gefährtin



befreit. Die Schar blieb darnach noch einige Zeit beisammen; aber ihr Geschrei schien nun nicht mehr Angst, sondern Freude zu verraten.

Eine ganz ähnliche Scene hat man nach dem Genfer Journal vor einigen Jahren im englischen Park in Genf beobachtet. Eine Schwalbe hatte ihr Nest in der Höhe der ersten Etage des Hotels Metropole gebaut und war zufällig durch einen Faden, der sich um ihren Fuß geschlungen, gefangen worden. — Auf ihr Geschrei flogen zwei ihrer Gefährten herbei und versuchten, die Gefangene von dem Faden zu befreien, indem sie denselben bald mit ihren Schnäbeln zu zerreißen sich bemühten, bald sich an ihn hingen, um ihn durch ihr Gewicht zu zerreißen. Das Publikum folgte dieser Scene mit großer Aufmerksamkeit, bis endlich ein teilnehmender Zuschauer der die Fruchtlosigkeit des Bemühens der Tiere sah, sich eine Leiter bringen ließ, um mittels dieser der Gefangenen zu Hilfe zu kommen. Und obgleich die Schwalben sonst scheu vor jeder Annäherung fliehen, so schien es doch, als ob in diesem Falle die Tiere die Absicht des sich ihnen Nähernden erkannten. Sie warteten ruhig die Befreiung ihrer Gefährtin ab und flogen erst mit dieser wieder ins Weite.

Die Schwalbe ist unter allen Vögeln ausgezeichnet durch Klugheit. Ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen und die Dankbarkeit dieser, die elterliche und Kindesliebe verraten sich ununterbrochen durch eine Menge zarter und leidenschaftlicher Gefühlsäußerungen. Alle Glieder der Familie empfinden eine gleichgestimmte Lust, welche sie nicht verschweigen können, sondern durch ein köstliches Geplauder an den Tag legen. Alle scheinen noch mehr beeifert zu sagen: „Ich liebe Dich, Du bist so lieb und gut,“ — als zu hören, was die andern sagen.

Müller führt Beispiele an von Schwalbenpaaren, welche den in ihnen so mächtigen Wandertrieb gewaltsam unterdrückten und ihrer noch nicht ausgeflogenen Jungen wegen sich noch im Oktober so lange zurückhalten ließen, bis diese ihnen folgen konnten.

Brehm erzählt von einer gezähmten Schwalbe, welche ihrem Gönner auf die Hand flog, aber im Herbst mit den andern wegzog. Im Frühjahr kehrte sie zurück, als der Herr außerhalb seiner Wohnung auf dem Wege nach der naheliegenden Stadt war. Sie erkannte ihn sogleich, begrüßte ihn mit lauter Freude und kam herbeigesflogen, um sich auf die dargebotene Hand zu setzen.

In Locle in der Schweiz blieb, nach der Mitteilung von Ed. Würth in der Allgemeinen Thierschutz-Zeitung, an einem Hause des dortigen Marktplatzes eine Schwalbe hängen und stieß in dieser Lage jämmerliche Hilferufe aus. Sämtliche Schwalben der Umgegend kamen nun herbei und schleppten der Gefangenen Futter zu. Als endlich eine Leiter geholt



wurde, um die Gefangene zu befreien, erhoben die Gefährten helles Jubelgeschrei und führten die Gerettete im Triumph von dannen.

Ein Müller in der Wetterau bei Rauheim beobachtete auf einem mehrere Schritte von seinem Wohnstubenfenster entfernt stehenden Pflaumenbaum ein Distelfinkenpaar, welches sich daselbst häuslich niedergelassen hatte. Als das Paar bereits brütete, baute etwa drei Fuß höher in demselben Baume ein Buchfinkenpaar. Als nun die jungen Distelfinken größer wurden und mehr Futter bedurften, schien das viele Hin- und Herfliegen der alten Distelfinken dem Buchfinkenmännchen unangenehm zu werden, weshalb er die Alten angriff und derart verjagte, daß sie nur noch zu ihren Jungen zu kommen wagten, wenn der Buchfink abwesend war. Infolgedessen mußten die armen Kleinen Hunger leiden und schriehen gewaltig. Auf einmal regte sich in dem Herzen des streitsüchtigen Buchfinken das Mitleid; er fing an, die jungen Distelfinken in gleicher Weise zu füttern, wie seine inzwischen ausgekommenen eigenen Jungen. Der Müller nahm nun die jungen Distelfinken aus dem Neste und hing sie in einem Käfig vor sein Fenster, worauf die rechten Eltern alsbald wieder erschienen und die Kleinen so lange fütterten, bis sie allein fressen konnten.

Unser wegen Unverschämtheit und Leichtsinn verschrieener Sperling besitz gleichwohl Gemüt genug, um vorkommenden Falles sich auch als mitleidiger Pflegerater oder eifersüchtiger Geselle zu bewähren. In der Zeitschrift des Schutzvereins für Hassen erzählt ein Herr P.: Im Laufe des Sommers hatte ein Schwalbenpärchen sein Nestchen an meiner Wohnung, gerade über dem Fenster meines Studierzimmers, angebracht. Als die Eier ausgebrütet waren und junges Leben sich im Nestchen regte, bemerkte ich ein Sperlingspaar dasselbe umkreisen. Zu meinem größten Ärger gewahrte ich auch bald, daß die Sperlinge in das Nest schlüpfen, sich aber nicht lange darin aufhielten. In meinem Ärger ergriff ich sofort eine Vogelflinte, um die unverschämten Eindringlinge für immer unschädlich zu machen. Als ich nun so bewaffnet, Morbgedanken hegend, auf dem 'Anstand' war, kam zuerst das Sperlingsmännchen, zu meinem Erstaunen aber mit ganz zarten Insekten im Schnabel, an das Nest geflogen — die jungen Schwälbchen zu füttern. Daß ich die zum Schusse fertige Flinte sofort absetzte und meine Beobachtung sorgfältig fortsetzte, werden Sie gewiß natürlich finden. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Die „unverschämten Spazier“ fütterten wirklich, in der allergrößten Eintracht mit den Eltern, die junge Brut. Diese nahm denn auch ob des reichlich verabfolgten Futters fast sichtlich zu und slog nach viel kürzerer Zeit als gewöhnlich aus. — Das Berliner Tageblatt erzählte unterm 24. Dezember 1880 folgendes: Gestern bemerkte ein Naturfreund auf der Straße einen Spatz, der von einigen seiner Kameraden geätzt wurde, dessen feistes Aussehen aber nicht

dafür sprach, daß er vielleicht ein Nestspätling sein könnte. Die Fütterung interessierte den Beobachter, und er näherte sich der kleinen Gesellschaft. Sogleich nahmen die beschwingten Straßensungen Reißaus, nur der gepäpelte, schmutzig aussehende Braunrock hüpfte unruhig hin und her und ließ sich dann leicht mit der Hand greifen. Bei der mit ihm vorgenommenen Untersuchung zeigte es sich, daß seine beiden Augen von einer grauen Haut überzogen, er also blind war. Nach dieser Entdeckung ließ der wißbegierige Vogelfreund seinen Gefangenen wieder frei und sah nun aus einiger Entfernung, wie die übrigen Späzen allmählich zu ihrem hilflosen Stamm-



verwandten zurückkehrten. Die unterbrochene Mahlzeit nahm ihren Fortgang, bis ein heranrollender Wagen die Bürschchen abermals aufscheuchte. Jetzt nahmen sie indes den Almosenempfänger in ihre Mitte und flogen mit ihm auf das nächste Hausdach.

Toussenet beobachtete bei sich Sperlinge, welche einen aus dem Neste auf den Balkon des Hauses gefallenen jungen, der den Fuß gebrochen, trotz der Nähe von Menschen so lange fütterten, bis sein Fuß geheilt war und er davonfliegen konnte.

Professor Hugo Warthl besaß zwei zahme Späzen, deren Käfig meist offen stand, so daß sie nach Belieben aus- und einsaßen konnten. Einer



derselben war so zutraulich, daß er sich auf die Schulter seines Herrn setzte, sich wie eine brütende Henne auf den Bauch niederkauerte und sich längere Zeit in dieser Stellung umhertragen ließ. Eines Tages, als dies geschah und der andere Vogel im Käfig war, sagte der Professor Herrn Werdmüller in Wien: „Jetzt geben Sie acht, was geschieht!“ — Langsam näherte er sich dem Käfig und fing an, den darin sitzenden Vogel mit zärtlichen Tönen anzureden. Sofort richtete sich der andere Vogel auf, fing heftig mit den Flügeln an zu schlagen, streckte den Kopf mit aufgerissenem Schnabel gegen den Käfig und stieß jenes rasche, laute Gezwitscher aus, das man bei Vögeln, besonders Schwalben, auch in der Freiheit nicht selten beobachten kann, wenn eine fremde Schwalbe sich dem Neste nähert und die rechtmäßigen Eigentümer den Fremdling zurückzutreiben suchen. Entfernte sich der Professor wieder vom Käfig, so wurde der Spaß sofort wieder ruhig und duckte sich, wie vorher, auf der Schulter nieder. „Ich konnte mich,“ fügt Herr Werdmüller der Erzählung bei, „des Eindruckes nicht erwehren, daß der Vogel auf seinen Gefährten eifersüchtig war und nicht dulden wollte, daß auch dieser geliebt werde.“

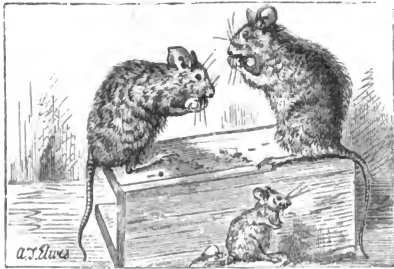
Ein Fischreiher, der mit einem weißen Storch bisher in bitterster Feindschaft gelebt, behandelte diesen plötzlich mit der ausgefuchtesten Freundlichkeit, nachdem er bemerkt hatte, daß sein bisheriger Feind durch Einzwängen des Kopfes in ein enges Gitter mit einemmal das Augenlicht verloren hatte. Nach einigen Stunden, als der bereits Erblindete noch einmal einen heftigen Angriff von seiten seines von dem Ereignis noch nicht unterrichteten Feindes zu bestehen gehabt hatte und nur durch Intervention des Besitzers gerettet worden war, sah man den Reiher friedlich neben dem Storche stehen und ihm auf jede Weise behilflich sein.

Oft erzählt und ebenso oft in Zweifel gezogen, kann nach eingehender Forschung nicht mehr für erfunden erklärt werden, daß Ratten blinde oder alte Kameraden führen und ernähren. Schon im Jahre 1757 soll an Bord eines englischen Schiffes Namens Lancaster folgende merkwürdige Thatsache beobachtet worden sein: Der Schiffs-Wundarzt, ein Herr Purbew, lag eines Abends wach in seiner Hängematte, als er sah, daß eine Ratte in die Kabine kam, sich vorsichtig umsah und wieder zurückzog. Bald aber kehrte sie zurück, indem sie eine zweite Ratte, welche blind zu sein schien, am Ohr führte. Bald darauf kam noch eine dritte Ratte, und beide bemühten sich nun, ihrer blinden Gefährtin im Auflesen der Zwiebackbroden behilflich zu sein, oder dieselben vor sie hinzulegen.

Als ein Herr Ferrymann eines Abends in den Wiesen spazieren ging, beobachtete er einen langen Zug von Ratten, worunter eine alte blinde von einer Gefährtin an einem Stückchen Holz, welches beide mit den Zähnen erfaßt hatten, geführt wurde.

War jene Ratte gewissermaßen nicht auch barmherzig, wenn sie sich von einem einsamen Gefangenen in Genf im Jahre 1827 derart zähmen ließ, daß sie ihm unter die Weste an die Brust kroch und stundenlang ruhig dafelbst lag, daß sie die Trennung von dem frei gewordenen Freunde nicht überlebte? Man fand sie drei Tage später tot in einem alten Tuche, welches der Gefangene zurückgelassen hatte.

Mancher Mensch, der seinen Nächsten bei Gefahr schüdde im Stiche läßt, könnte sogar von den gehaßten Ratten lernen. Mag das sogleich eine Scene beweisen, über welche das Berliner Tageblatt vom 14. November 1875 nach der Mitteilung eines zuverlässigen Augenzeugen berichtet hat. Derselbe wandelte in Gesellschaft seines treuen Hundes, eines ausgezeichneten Rattensängers, am Ufer der Spree entlang nach Stralow, als der Hund plötzlich an einer von Buschwerk dicht umschlossenen Uferstelle Zeichen der



höchsten Unruhe von sich gab. Bald zeigte sich, als der Hund zu suchen begann, eine mächtige Ratte, welche Rettung in schnellerer Flucht suchte. Der Hund stürzte ihr auf ein Zeichen seines Herrn nach, und es entspann sich zwischen beiden Tieren, nachdem die Ratte vergeblich einen Schlupfwinkel am Ufer zu gewinnen gesucht hatte, ein wüthender Kampf auf Leben und Tod. Doch die Überlegenheit des Hundes war zu groß, — da ließ die geängstete Ratte, bereits aus mehreren Wunden blutend, als Notsignal ein jämmerliches Quietschen ertönen, worauf im Augenblick aus den Verstecken am Ufer Hilfe herbeieilte, und der tapfere Hund sich bald von ungefähr einem Duzend heißwütiger Ratten umringt sah. Dennoch kämpfte der Hund so tapfer, daß, als er von seinem Herrn vom Kampfplatz abgerufen wurde, vier Ratten vom Strome als Leichen fortgetrieben worden waren und zwei andere an einer feichten Uferstelle tot lagen.

Ein Lamm hatte sich in Dornestrüpp verwickelt und war dem Erstickungstode nahe, nachdem seine Mutter vergebliche Versuche zu seiner Befreiung gemacht. Als sie sah, daß alle ihre Bemühungen vergeblich waren, rannte sie mit lautem Wehklagen zu der nahen Schafherde und kehrte bald in Begleitung eines starken Widders zurück, welcher sich sofort an das Werk machte und mit seinen mächtigen Hörnern das Dornestrüpp so auseinander räumte, daß das Lamm frei wurde.



## Das Gewitter.



Die Blume kann den Kelch nicht tiefer neigen,  
Kein Lüftchen regt sich mehr, die Vöglein schweigen,  
Und nur am Rain die kleine Grille zirpt,  
Daß nicht des Lebens letzter Kant erstirbt.

Die Sonne sticht, es steht mit fahlem Rande  
Die Wetterwolke drohend über'm Lande;  
Der Landmann tritt bedenklich vor sein Haus,  
Und ängstlich löscht sein Weib das Feuer aus.

Ein Windstoß jehzt, ein Blitz, ein fernes Grollen,  
Und näher schon hört man den Donner rollen,  
Der ganze Himmel steht in heller Glut —  
Ein Tropfen jehzt — und nieder rauscht die Flut.

Doch sieh! schon hat das Wetter sich verzogen,  
Am Himmel glänzt der siebenfarb'ge Bogen,  
Die Luft ist frisch und würzereich ihr Hauch,  
Das Vöglein singt, es tropft von Baum und Strauch.

Der Landmann spricht: „Von Gott gesandt ein Segen  
Zur rechten Zeit kam unsrer Flur der Regen“;  
Er eilt hinaus, wo seine Saaten steh'n,  
Und Gottvertrau'n läßt ihn schon Garben seh'n.

J. ST.



## Mtesa, Kaiser von Uganda.

Ein Charakterbild aus Afrika.

Von Th. Pantz.

### 1. Bei Hofe.

er geniale Geograph Ritter ist der eigentliche Entdecker der großen innerafrikanischen Seen, welche den Nil speisen. Durch eine sinnreiche Schlussfolge fand er, daß es in Hochafrika beträchtliche Seen geben müßte, welche die Gewässer der tropischen Regengüsse sammeln. Der größte derselben, Ukerewe oder Victoria-Nyanza genannt, hat gegen 40 deutsche Meilen im Durchmesser, der Äquator durchschneidet seinen nördlichen Rand. Als Speke und Grant als die ersten Europäer hier anlangten, waren sie erstaunt, das schimmernde Gewässer fast einen Viertelbogen des Horizonts einnehmen zu sehen. Seine Ufer begrenzte ein breiter Saum von Papyrusdickichten, von wo das heisere Gebrüll der Flußperde herüber tönte. Bewaldete Landzungen bildeten reizende Buchten, niedrige Eilande belebten den Rand, große Boote durchfurchten die Wasserfläche. Das Klima zeigte sich mild und gemäßig, der Boden höchst fruchtbar, so daß auf dem einen Felde gesäet, auf dem andern geerntet wurde.

Von allen Namen rings um den See war schon damals Mtesa, Kaiser von Uganda, der bedeutendste. Mit Ungeduld erwarteten die Entdecker die Botschaft, welche ihnen die Erlaubnis bringen sollte, Uganda zu betreten. Das Land liegt halbmondförmig um das nördliche Ufer des Sees und zählt mit den unterworfenen Völkerschaften ungefähr 3 Millionen Einwohner. Am 10. Januar 1862 langte ein kaiserlicher Beamter an und brachte ihnen die Einladung Mtesas nach seiner Residenz. Speke folgte ihr allein, da Grant vorläufig durch eine Krankheit zurückgehalten wurde.

Als Speke mit seiner Karawane den Äquator überschritten hatte, sah er auf der Spitze eines Berges, dessen Abhang mit riesigen Grasschütten bedeckt war, wie er dergleichen zuvor noch nicht gefunden hatte, den Palast des Herrschers. Der folgende Tag wurde für den feierlichen Empfang bestimmt. Da aber der Gesandte eines benachbarten Negerkönigs, welcher seinen Tribut überbrachte, den Vortritt nahm und Speke auf dem der Sonne aus-

gefezten Vorhoje warten sollte, so kehrte der stolze Schotte kaltblütig um. Zwar schickte ihm Mtesa sogleich seinen Pagen nach, aber Speke ließ sich nicht eher bewegen, wieder zu erscheinen, als bis der Gesandte zurückgewiesen war und er selbst seinen Kaffee getrunken und seine Pfeife geraucht hatte. Dieses kühne Auftreten eines Europäers, der nicht wie ein arabischer Händler aus Zanzibar, sondern dem Herrscher ebenbürtig behandelt sein wollte, flößte den eigensinnigen Negern Respekt ein und sie behandelten Speke seitdem mit großer Zuvorkommenheit.

Die Audienz war pomphaft vorbereitet, aber sie war vollständig stumm und dauerte eine ganze Stunde. Speke verstand die Landessprache nicht, und kein Dolmetscher wollte es wagen, den despotischen Herrscher unbefragt anzureden. Mtesa, ein hochgewachsener Jüngling, saß auf einem Korbe, der von Rohr geflochten, mit Gras ausgestopft und mit einer rotwollenen Decke belegt war, er trug ein sorgfältig gearbeitetes Kleid aus Feigenrinde, Ringe und Ketten schmückten die Arme, Füße, den Hals; der ganze wildtheatralische Hofstaat war um ihn aufmarschiert und neben ihm standen Speere und Schild nebst einem weißen Hunde und einer Frau, welche das lebendige Wappen von Uganda vorstellten.

Nach einer Stunde gegenseitiger Bewunderung ließ Mtesa an Speke die Frage richten, ob der weiße Mann ihn nun gesehen habe, und entfernte sich dann mit langen löwenartigen Sprüngen — so verlangt es die afrikanische Etikette, welche in der Nachahmung des Königs der Tiere die Majestät des Herrschers zu erkennen meint.

Eines Tages veranstaltete Mtesa seinem Gaste zu Ehren eine Jagdpartie auf dem Nyanza — jedes größere Wasser heißt so, ob stehend oder fließend. Große Boote mit scharf zugeschnittenen, hoch aufragenden Schnäbeln und auf Kielen gebaut, wurden in den See gerudert und dann in die Murchisonbucht gelenkt, deren bewaldete Ufer einer der schönsten Landschaften der Erde, der Januariusbucht von Rio de Janeiro, gleichen sollen. Als man nach der „heiligen Insel des Seegeistes“ übersehte, erschien ein altes Priesterpaar, Mann und Frau, vor Mtesa, um das Orakel zu verkündigen, welches der Seegeist ihnen anvertraut hatte. Der Priester hielt ein Ruder als Symbol seiner Würde in der Hand und gab seines Gößen Spruch ab, welcher für die Flußpferdjagd ungünstig lautete. Sie mußte daher aufgegeben werden.

Auf dem Festlande veranlaßte Mtesa ein Bogenschießen, bei welchem Schilde auf 30 Schritt Entfernung aufgestellt, aber nur selten getroffen wurden. Hierauf ließ Speke 16 Schilde hinter einander aufstellen, und der Kaiser feuerte mit der Büchse, die ihm der Schotte geschenkt hatte. „Was nützen alle Speere und Bogen?“ sagte er zu seinen Kriegern, als er sah,

daß sämtliche 16 Schilde durchbohrt waren; „meine Waffen sollen fortan nur Feurgewehre sein.“

Mtesa bewunderte die Wirkungen der Schießgewehre aufs höchste. Als Speke einen Reiter aus der Luft herunterholte oder vier Kühe hintereinander mit dem Revolver niederschloß, machte es ihm große Freude, noch größer aber, als er ihn selbst zu einem leidlichen Schützen ausbildete. Dabei kam es dem Kaiser nicht darauf an, an welchen Zielen er seine Kunst erprobte. Eines Tages schloß er auf ein Hind und tötete eine Frau, welche dahinter saß, ein Resultat, das ihn vor Freude berauschte. Ein andermal gab er das geladene Gewehr seinem Bagen und befahl ihm, die Mündung des Laufes dem ersten besten, dem er begegnen würde, vor den Kopf zu halten und dann loszudrücken. Dies geschah, und Mtesa hatte seine Lust daran. Wie wenig gilt doch in Afrika, diesem großen Hause der Knechtschaft, ein Menschenleben!

Mtesa sprach selbst Recht. Unter andern wurde ein flüchtiges Ehepaar vor ihn geschleppt. Er hörte nur den Kläger, aber nicht die Angeklagten. Sein Urteil lautete kurz dahin, daß den Angeeschuldigten Glied für Glied abgehakt werden sollte, bis sie tot wären. Ein Tusch der Musik verherrlichte den Spruch und übertönte das Angstgeschrei der Opfer, welche fortgeführt wurden. Als einmal die Kriegsbeute unter die Krieger verteilt wurde, verlangte einer derselben, der nur eine Slavinn erhalten hatte, noch mehr. Mtesa nannte ihn einen Undankbaren und ließ ihn sofort in Stücke hauen. In seinem Harem müssen wohl viele „tobeswürdige“ Verbrechen vorgefallen sein, denn fast täglich sah Speke eine oder mehrere der unglücklichen Kaiserinnen, welche mit einem Strick am Arme zur Hinrichtung geschleppt wurden. Zuweilen nahm der blutgierige Despot selbst den Speer zur Hand und richtete unter seinen Frauen und Slavinnen ein Blutbad an.

Als Mtesas Vater, Suna II., sein Ende herannahen fühlte, berief er die Häuptlinge des Reiches und befahl ihnen, seinen ältesten Sohn Kadshumba zum Nachfolger zu machen. Dieser, ein riesig starker Prinz von gewaltthätigem Wesen, ergriff nach des Vaters Tode seinen schweren Speer und einen großen Schild und nahm vermöge seiner Geburt und der Wahl des verstorbenen Monarchen vom kaiserlichen Rohrstuhl Besitz. Allein die Häuptlinge fürchteten den tyrannischen Herrn, banden ihn an Händen und Füßen und wählten den sanftmütigen, großäugigen, sechzehnjährigen Mtesa zum Kaiser. Doch unter der Maske des mildredenden Knaben schlief der Wüterich. Kaum fühlte er sich in seiner Machtstellung sicher, als er alle seine Brüder hinrichten ließ, damit keiner derselben ihm gefährlich würde. Und er wollte keinen Unterthan um sich sehen, der ihn daran erinnerte, wem er seine Herrschaft zu danken hatte; und so ließ er denn alle Häuptlinge, die ihn gewählt hatten, zum Tode führen. Wer ihm irgendwie zuwider

war, der wurde niedergemetzelt. So war es unter seinen Vorfahren, so ist es noch heute unter allen afrikanischen Häuptern. Wie grausam sie auch sind, sie finden unbedingten Gehorsam. Hat doch Ketschwayo, der Häuptling der tapfern Zulukaffern, im Kriege dem englischen Gouverneur entbieten lassen: „Was geht es Euch an, wenn ich meine Leute töten lasse? Ich habe nur wenige getötet und fange erst an zu töten. Meine Leute hören nicht, wenn sie nicht totgeschlagen werden.“

Wir haben bis hierher das Bild des Kaisers Mtesa gezeichnet, wie ihn Speke im Jahre 1862 fand.

Dreizehn Jahre später kam ein Mann nach Uganda, der neben Livingstone an der Spitze aller Afrikareisenden steht, Stanley mit Namen, dessen willensstarke Persönlichkeit und großartige Reisen weltbekannt sind. Als Stanley, den See umschiffend, nach Uganda gelangte, erfuhr er überall die zuvorkommendste Aufnahme, und die Versicherung, daß sein Besuch dem Kabaka — dies ist der landesübliche Titel Mtesas — und bedeutet so viel als Kaiser — willkommen sein werde. Am 3. April 1875 sah er sechs Kanoes, dicht mit Menschen gefüllt, um eine Landspitze biegen. Schon fürchtete er den Angriff von Seeräubern, aber das Fernrohr überzeugte ihn eines anderen. Er konnte weißgekleidete Personen unter den Ankommenden unterscheiden und vernahm von seinen Führern, daß es die Leute des Kabaka wären. Während sie sich näherten, rüstete sich ein schöner junger Mann zur Begrüßung, indem er einen aus Perlen gearbeiteten Schmuck, über welchem lange weiße Federn wehten, auf das Haupt setzte, ein langhaariges Ziegenfell umwarf und darüber den karmosinroten Staatsmantel von den Schultern herabhängen ließ.

„Der Kabaka entsendet mich mit vielen Salahms,“ so sprach er, nachdem er in das Boot Stanleys hinübergesprungen und vor demselben niedergekniet war. „Er hegt die feste Hoffnung, daß Ihr ihn besuchen werdet und hat sein Lager in Usara aufgeschlagen, damit er dem Nyanza nahe sei, wenn Ihr kommt. Er weiß nicht, aus welchem Lande Ihr stammt; aber ich habe Eilboten mit einem Kanoen, welche nicht eher anhalten werden, als bis sie dem Kabaka Nachricht über Euch gebracht haben. Seine Mutter träumte vor einigen Nächten und sah in ihrem Traum einen weißen Mann, welcher in einem Kanoen über den Nyanza kam. Am Morgen erzählte sie den Traum dem Kabaka, und siehe, Ihr seid gekommen. Gebt mir Eure Antwort, damit ich die Eilboten schleunigst absenden kann. Twianzi, anzi, anzi!“

Ich kannte schon die Landesfittte — so ungefähr erzählt Stanley —, nach welcher die Endsilben eines Wortes zweimal wiederholt werden, und verstand den Sinn des „Twianzi anzi, anzi!“ was so viel als „Dank, Dank, Dank!“ bedeutet. Indem ich mit dem arabischen Gruß „Salahm



Henry M. Stanley.

alehkum!" das heißt, Friede sei mit euch! erwiderte, gab ich dem jungen Abgesandten — Magassa hieß er — alle nur möglichen mich betreffenden Nachrichten. Dieselben wurden durch den Dolmetscher den Eißboten übermittelt, welche sofort abreisten. Magassa beschwor mich nun, einen Tag bei ihm zu bleiben und seine Gastfreundschaft zu genießen, damit ich in guter Stimmung vor dem Kabala erscheinen möge. Als wir landeten, gebärdete sich Magassa vor seiner Eskorte von 182 Mann wie ein römischer Imperator. Mit seinem wogenden Kopfsputz und dem prunkenden Staatsmantel schritt er stolz einher und rief:



„Bringt herbei junge Ochsen, Schafe und Ziegen und die mürbsten Bananen, dazu Milch und große Krüge mit Maramba (Palmwein), und laßt den weißen Mann und seine Bootsleute essen und die Gastfreundschaft von Uganda kosten. Soll ein Weißer mit leerem Magen vor den Kabaka treten? Seht, wie bleich und hager seine Wangen sind. Wir wollen doch sehen, ob wir ihm nicht größere Freundlichkeit erweisen können, als die Heiden ihm erwiesen haben.“

Meine Leute ließen sich die reichliche Mahlzeit wohlschmecken, und am nächsten Tage geleitete uns Magassa in die prächtige Murchisonbai, an deren Ufer das Jagddorf Usavara lag. Als wir noch ungefähr eine halbe Meile von der Küste entfernt waren, sahen wir dichtgebrängte Volksmassen, in deren Mitte feingekleidete Männer in weißen, roten und schwarzen Gewändern standen. Magassa, welcher uns mit seinen fünf Kanoes den Weg zeigte, gab Befehl, unsere Ankunft durch Schüsse zu signalisieren, worauf ein Duzend seiner Flintenträger eine Salve abgab. Näher kommend fuhren wir längs den langen Menschenlinien dahin und wurden von krachenden Gewehrsalven begrüßt. Zahlreiche Pauken und Trommeln wirbelten, Flaggen, Fahnen und Fähnchen wehten, und das Volk jauchzte laut auf. Der weiße Mann, von dem die Mutter des Kabaka geträumt hatte, war gekommen.

Der flüchtige Einblick in die Sitten und Gebräuche dieses Landes erweckte in mir das Bewußtsein, daß ich im Begriffe stand, die Bekanntschaft eines außergewöhnlichen Monarchen und eines außergewöhnlichen Volkes zu machen. Ich kannte Spekes Bericht über Mtesa, aber seit seiner Zeit mußte sich hierzulande eine bedeutende Reform vollzogen haben. Diese Regier von Uganda unterscheiden sich von ihren wilden, nackten, schmutzigen, räuberischen Nachbarn fast ebenso, wie der weiße Amerikaner von der eingeborenen Rothaut oder wie der Engländer in Ostindien von dem Hindu. Sehr erstaunt über den feierlichen Empfang, schritt ich auf die große Standarte zu. Neben derselben stand ein kleiner Mann in karmesinrotem Oberkleide, das über einen schneeweißen baumwollenen Anzug fiel, und vor ihm kniete Magassa.

„Dieser hier ist Katekiro,“ sagte Magassa zu mir.

Da ich durch diese Mitteilung um nichts klüger geworden war, so beschränkte ich mich darauf, eine Verbeugung zu machen, welche der „Katekiro“ erwiderte, nur daß seine Verbeugung viel tiefer und stattlicher war als die meinige.

Mehrere feingekleidete Personen traten nun an mich heran, ergriffen meine Hand und versicherten, daß ich in Uganda willkommen sei. Dann gab der Katekiro ein Zeichen mit dem Kopf, die Trommeln und Pauken wirbelten, und wir gingen Seite an Seite, von tausend Neugierigen

begleitet, nach einem Hofe, der ringsum von stattlichen Grasshütten umgeben war. Die größte derselben wurde mir zur Wohnung angewiesen.

Hier entspann sich zwischen mir und meinen Wirten eine lebhaftere Unterhaltung. Es war ein aus Sansibar gebürtiger Araber Namens *Tori* gegenwärtig, welcher vermöge seiner Gewandtheit in der Gunst des *Kabaka* hoch stand. Dieser dolmetschte, und von ihm erfuhr ich auch, daß „*Katefiro*“ so viel bedeutete als „erster Minister“ und daß die andern Häuptlinge *Tschambarango*, *Sefebobo*, *Kauta* u. s. w. hießen. Alle diese Regent behielten sich keineswegs blöde, sondern feuerten ganze Salven von neu- und wißbegierigen Fragen auf mich ab. Sie wollten nicht bloß über meine Gesundheit, meine Reise und ihren Zweck, über Sansibar und Europa mit allen seinen Völkern unterrichtet werden, sondern auch über Meer und Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Engel und Teufel, Doktoren, Priester, Handwerker, Künstler und alles nur Mögliche. Ich antwortete, so gut es mir möglich war, und nach einer Stunde und zehn Minuten hatte ich mein strenges Examen bestanden. Die Häuptlinge erklärten einstimmig, daß ich „alles wisse“, und gingen zu einem freundschaftlicheren Benehmen über, ihre bisherige steifere Haltung aufgebend; sie schoben ihre langen schwarzen Hände in die meinigen und zollten mir Beifall. Einige eilten zum *Kabaka* und berichteten, der weiße Mann sei ein Genie, er wisse alles und sei sehr höflich und mittheilhaftig. Der *Kabaka* soll sich vor Freude die Hände gerieben haben, wie wenn er in den Besitz eines Schatzes gekommen wäre.

Die Früchte dieser günstigen Meinung fielen mir nun gleichsam in den Schoß. Es wurden uns 14 fette Ochsen, 16 Ziegen und Schafe, 100 Bananenbüschel, 3 Duzend Hühner, 4 Holzgefäße mit Milch, 4 Körbe voll süßer Kartoffeln, 50 grüne Maiskolben, 1 Korb mit Reis, 20 frische Eier und 10 Krüge mit *Marambawein* übersendet. *Kauta*, der Hofmeister des *Kabaka*, führte die Träger und Treiber dieser Geschenke, er fiel vor mir auf die Kniee und sagte:

„Der *Kabaka* übersendet viele *Salahms* an den Freund, der so weit gereist ist, um ihn zu besuchen. Der *Kabaka* mag aber das Antlitz seines Freundes nicht eher sehen, als bis derselbe gegessen hat und satt ist. Der *Kabaka* hat seinen Sklaven mit diesen wenigen und geringen Dingen zu seinem Freunde geschickt, damit er essen möge; und um die neunte Stunde, wenn sein Freund ausgeruht hat, wird er seine Boten senden und ihn einladen, in der Versammlung zu erscheinen. *Twianzi*, anzi, anzi!“

Um die neunte Stunde des Tages erschienen zwei Pagen mit vier *Nards* langen Oberkleidern, welche von der rechten Schulter über die Hüfte herabhängten, und überbrachten die kaiserliche Einladung. Ich zog dann, nachdem wir uns gebadet, gesäubert und in jeder Weise, wie unsere Jelleisen

gestatteten, vorbereitet hatten, mit einem Gefolge von 10 Bootskleuten, welche mit Büchsen bewaffnet waren, über eine breite Straße, an deren Ende die kaiserliche Hütte lag. Hier saß Mtesa auf einem Throne, zu dessen beiden Seiten viele Häuptlinge, Generale und Obersten saßen oder knieten. Den äußersten Rand nahmen Trommler, Leibwachen, Bagen, Köche, Hofmeister, die „Herren vom Stride“, d. h. Fenster und andere Diener des Hofes ein. Der mächtigste Mann von Innerafrika erhob sich, während die Trommler gewaltige Wirbel schlugen, und ging uns bis zum Rande des Leopardenfelles, auf welchem sein Thronstuhl stand, entgegen. Der große hagere Mann, von kräftigem Aussehen, mit großblickenden Augen, einen dicken schwarzwollenen Rock tragend, darunter ein weißes Unterkleid mit goldenem Gürtel, schüttelte mir die Hand und lud mich mit einer anmutigen Verbeugung ein, auf einem Sessel Platz zu nehmen. Ich wartete, bis er selbst mir mit seinem Beispiel vorgegangen war, und dann setzten wir uns, ich und alle andern, die mit ihrem Gebieter zugleich aufgestanden waren.

Mtesa hatte außer Speke und Grant keinen Europäer weiter gesehen und betrachtete mich aufmerksam. Er bemerkte zu seiner Umgebung, daß ich aber besser gekleidet wäre, als jener Reisende. Der Eindruck, den er auf mich machte, fiel sehr zu seinen Gunsten aus. Schlank und 6 Fuß groß, von angenehmen und intelligenten Gesichtszügen, die Haut dunkel rotbraun und sehr glatt, die Augen wie zwei Flammen unruhig lodern, benahm er sich während unserer Unterhaltung frei und ungeniert, zuweilen freimütig und launig, immer aber ruhig und gesetzt und in seinen Fragen und Bemerkungen mehr Verstand bekundend, als ich irgendwo in Afrika gefunden hatte. Die Fülle der wulstigen Lippen erinnerte entschieden an seine Abstammung, aber eine mit Liebenswürdigkeit gemischte Würde benahm ihnen den Ausdruck des Häßlichen. Er fragte viel nach den Sitten und Gebräuchen der Europäer, und noch lieber ließ er sich von den Wundern der Civilisation berichten, die ihn begeisterten. Wenn ich ihm über irgend etwas eine Auskunft erteilte, so übernahm er selbst die Mühe, dies seinen Häuptlingen noch näher auseinander zu setzen. Die Anerkennung, welche alle Neger der Überlegenheit der Weißen zollen, war bei Mtesa in Bewunderung übergegangen und er erwies mir aufrichtige Höflichkeit und Güte.

Die Audienz schloß bei Sonnenuntergang mit denselben Ceremonien, wie bei meiner Einführung.

Nächsten Tages kam Mtesa früh um 7 Uhr aus seinem Quartier hervor, gefolgt von einem ganzen Heer von Leibwachen, Bagen, Fahnen-trägern, Pfeisern, Trommlern, Häuptlingen, Gefandten u. a. Auch ungefähr 200 Frauen seines Haushalts gehörten zu dem Gefolge. Als

er bei meinem Hofe vorüberzog, ließ er mich bitten, vor ihm zu erscheinen. Ich machte also sorgfältige Toilette und folgte mit zwei Flintenträgern dem Hofe nach, welcher am Rande des Sees Platz genommen hatte. Zweihundert Paare von glänzend feuchten Augen wandten sich mir zu, als ich näher trat.

„Du siehst, Stamli,“ sagte Mtesa mit herzlichem Gelächter, „wie Dich meine Frauen ansehen. Sie haben erwartet, Dich von einer Frau Deiner Farbe begleitet zu sehen; doch komm und setze Dich.“

Gleich darauf flüsterete er einem Bagen ins Ohr. Dieser sprang davon, und nicht lange, so schossen 40 prächtige Kanoes um eine Landzunge hervor, alle braun angestrichen und mit etwa 1200 Mann besetzt. Der Kapitän jedes Fahrzeuges war mit einem weißen Baumwollenkleide angethan und trug eine dem Turban ähnliche Kopfbedeckung, während der Admiral der Flotte noch mit einer karmoisinroten goldbordierten Jacke und dem roten türkischen Fes geschmückt war. Jeder Kapitän, der an uns vorüberfuhr, ergriff Schild und Speer und führte uns alle die kriegerischen Bewegungen eines Seekampfes vor, und zwar mit dem prahlerischen Selbstgefühl eines Negers, der vor seinem Kriegsherrn paradiere will. Der Admiral schien seine Sache am besten zu verstehen, denn er stellte, wenn auch nicht mit anmutigen, so doch mit äußerst kühnen und heftigen Stößen und Sprüngen den Kampf vor, so daß er den größten Beifall erntete.

Als diese Flottenrevue vorüber war, befahl Mtesa einem Kapitän, sich nach einem Krokodil oder Flußpferde umzusehen. Nach 15 Minuten kehrte der Kapitän zurück und meldete, daß in einer Entfernung von 300 Schritt ein Krokodil auf dem Felsen schlafe.

„Nun, Stamli,“ sagte Mtesa — er sprach meinen Namen niemals anders aus — „zeige meinen Frauen, wie die Weißen schießen können.“

Die Ehre aller Zaphetiden stand gewissermaßen auf dem Spiel; aber das Glück wollte es, daß ich den Kopf des Krokodils auf eine Schußweite von 150 Schritt zerschmetterte, was als ein entscheidender Beweis dafür, daß alle Weißen gute Schützen seien, aufgefaßt wurde. Am Nachmittage vergnügten wir uns mit Scheibenschießen.

Nacht Tage darauf brach der Hof sein Jagdlager in Usavara ab und siedelte nach der Hauptstadt Kubaga über. Durch Dschungeln und Gärten, durch Wald und Feld führte ein vier Schritt breiter Weg, welcher eigens für die kaiserliche Jagdpartie hergestellt worden war. Man erfreute sich der Aussicht auf schöne Landschaften, auf den ruhigen Nyanza, auf riesige Tamarinden, Gummi- und Feigenbäume. Die kuppelförmigen Grassütten lagen schön bedeckt in dichten Lauben von Pflanzbäumen, welche die Luft mit dem Wohlgeruch ihrer köstlichen mürben Früchte erfüllten. Bäche des klarsten Wassers murmelten zwischen den Hügeln und

eiften dem See zu. Das Laub zeigte ein glänzendes frisches Grün, der Himmel strahlte im tiefsten Blau, die Hitze war gemildert durch schattiges Laubwerk und durch die von den Bergen wehenden Winde.

Kubaga, die Hauptstadt, ist wie alle Negerstädte nur ein Komplex von Grasshütten, aber dieselben lagen in üppigen Gärten von Bananen und Feigen, waren zierlich mit Wasserrohr umzäunt und hatten ihre Höfe, Haupt- und Nebenstraßen. Während ich die prächtige Aussicht von der Höhe der Stadt bewunderte, kam ein Bage heran und meldete mir knieend, er sei vom Kabaka beauftragt worden, mir mein Haus zu zeigen, ich folgte ihm und wurde in eine hübsche Anlage von Hütten, Höfen und Gärten geführt, wo ich mit meinen Leuten für die Zeit meines Aufenthalts wohlgeborgen war. Ich fand ein besonderes Küchenhaus vor; drei Hütten dienten für meine Mannschaft, ein umfriedigter Raum hegte unsere Ochsen und Ziegen, und meine Wohnung, aus zwei Zimmern bestehend, lag inmitten eines Pisanggartens. Hier wimmelte es tagtäglich von Menschen aller Art. Häuptlinge, Kriegsführer, Soldaten, Bagen, Kinder; rotbraune Weiber kamen gern hierher und lauschten mit gespannten Ohren meinen Reden, oder schwatzten vertrauensvoll aus, was sie auf dem Herzen hatten. Ich ließ sie gewähren und erhielt im freien Verkehr viele Belehrungen über Land und Leute. Ich habe auch den Kabaka selbst und seinen Hof näher kennen gelernt und für den merkwürdigen und für die Entwicklung von Innerafrika bedeutsamen Herrscher nicht geringe Vorliebe gefaßt.

Wie kommt es, fragte ich mich, daß dieser ehemalige Wüterich, der seine Frauen niederstach, jetzt ein würdevolles und vornehmes Benehmen zeigt? Daß er und sein Hof seine Kleider trägt? Daß sein Volk ihm nachahmt in Sitte und Kleidung? Daß man hierzulande für europäische Kultur begeistert ist, während ich noch vor wenigen Tagen unter nackten und wilden Männern und Weibern reiste? Mtesa gebietet über einige tausend Flintenträger, über eine kleine Artillerie, und kann mehr als hunderttausend Speerwerfer und eine Flotte von 400 Kanoes ausrüsten. Sein Staatswesen ist geregelt, die unterworfenen Landschaften stehen unter Häuptlingen und Generalen und werden ordnungsmäßig verwaltet, stehende Heere verteidigen die Grenzen. Fremde Kapitalisten und Soldaten aus Kairo und Sansibar strömen ins Land. Wie begreift sich diese, in Afrika einzige Entwicklung eines großen Negerstaates? Und noch dazu in einem Zeitraum von dreizehn Jahren?

Es würde uns zu weit führen, wenn ich in die Vorgeschichte von Uganda zurückgriffe; aber dieser Fortschritt der Kultur ist im wesentlichen das Verdienst eines Mannes, nämlich des mohammedanischen Priesters Muley bin Salim. Seine Lehren waren falsch und verwerflich, aber doch noch den wilden Gelüsten eines blutigierigen Despoten vorzuziehen. Muley

war zugleich Sklavenhändler und ist um dieses schändlichen Gewerbes willen ins Land gekommen; aber dennoch hat er eine solche glückliche Veränderung bewerkstelligt.

Ich lebe der festen Überzeugung, daß die Bewohner des „schwarzen Weltteils“ aus ihrem Elend, aus Aberglauben und Sklaverei nur durch das Christentum erlöst werden können. Da ich sehr oft das Vergnügen und die Ehre hatte, mich mit Mtesa zu unterhalten, so nahm ich jede Gelegenheit wahr, ihn mit der Geschichte und den Lehren Jesu von Nazareth bekannt zu machen. Meine Absicht ging dahin, ihn zum Christentum zu bekehren; und ich verfuhr dabei mit aller Rücksicht auf die Zustände, welche ich vorfand. Es wurde durchaus kein Versuch gemacht, ihn mit den Einzelheiten irgend einer besonderen und ihm unverständlichen Lehre zu verwirren. Ich malte nur in einfachen Zügen das Bild unseres göttlichen Erlösers aus, der sich zum Heile aller Menschen, der weißen und der farbigen erniedrigt habe, und erzählte von seinem Leben und seinem Kreuzestode. Ich zeigte den Unterschied zwischen ihm, den die Weißen liebten und verehrten, und Mohammed, dem Propheten der Araber; wie Jesus lehrte, alle Menschen zu lieben ohne Ausnahme, und wie er noch unter den bittersten Todeschmerzen Gott gebeten habe, seinen Spöttern und Mördern zu vergeben — und wie dagegen Mohammed befohlen habe, die Heiden und Ungläubigen zu verfolgen und zu ermorden, und wie er für diese Handlung noch den Lohn des Paradieses verheiße. Ich überließ es Mtesa und seinen Häuptlingen, selbst zu entscheiden, was würdiger und edler sei. Ich skizzierte auch die Geschichte des religiösen Glaubens von Adam bis auf Mohammed, und bewies meinen Hörern aus der Weltgeschichte, daß schon seit vielen Jahrhunderten die christlichen Völker an der Spitze der Macht, der Bildung und Gesittung ständen, während die Heiden und Mohammedaner sich aus ihrem tiefen Elend nicht erretten könnten. Ich fing darnach an, die zehn Gebote ins Arabische zu übersetzen, und Ibi, der Schreiber Mtesas, mußte sie in die Sprache von Uganda übertragen und auf Schreibpapier, wovon ich genügenden Vorrat besaß, in arabischen Buchstaben niederschreiben. Da Mtesa arabisch lesen und schreiben gelernt hatte, nicht minder auch einige seiner Häuptlinge, so konnten sie die Worte des Gesetzes verstehen und andern vorlesen. Der Kabaka vor allem war ein so eifriger Schüler, daß er bemerkenswerte Fortschritte machte.

In diesen Tagen überschritt ein zweiter Weißer, der französische Oberst Linant de Bellefonds, die Grenzen von Uganda und wurde von Mtesa ebenso ehrenvoll empfangen wie ich. Obgleich ich später von Sanjibar aufgebrochen war, als er von Kairo, und insolgedessen keine europäischen Neuigkeiten von ihm erfahren konnte, so war es mir doch lieb, mich auf eine kurze Zeit einer civilisierten Gesellschaft erfreuen zu können. Herr

Linant wohnte auch den religiösen Unterhaltungen bei, welche Mtesa fortspann; und dies kam mir zu statten. Denn wenn der Kabaka ihn über gewisse Thatfachen und Lehren, die ich mitgeteilt hatte, befragte, so erhielt er genau dieselben Antworten und oftmals mit denselben Worten. Dieser Umstand, daß zwei Weiße, welche einander nie gesehen hatten, welche der eine von Norden, der andere von Südosten gekommen waren, genau dieselben Dinge wußten, übte eine mächtige Wirkung auf die naiven Menschen aus, und Mtesa selbst sah die Sache als ein Wunder an.

Mein Aufenthalt in Uganda ging jetzt zu Ende, denn ich hatte meine Reisegesellschaft im Süden des Viktoria-Nyanza zurückgelassen und mußte sie selbst herbeiführen, um dann meine Wanderung fortzusetzen. Ich erbat und erhielt von Mtesa die Erlaubnis dazu und überdies noch aus seiner freigebigen Hand Kanoes und Lebensmittel und Ruderer, um dieses Werk auszuführen. Nach 4 $\frac{1}{2}$  Monaten traf ich wieder in Uganda ein und wurde von Mtesa mit offenen Armen wieder aufgenommen.

Von nun ab galt ich bei Hofe als eine Art Drakel, und ich mußte mit allem meinem Wissen gehalten. Einstmals hielt ich dem Kabaka und seinen Großen einen Vortrag über die Wunder in der Natur. Wir sprachen dann miteinander von Himmel, Luft und Erde, von der Natur der Steine und der Metalle und ihrer Verwendbarkeit zu den verschiedensten Dingen. Je mehr ich ihnen von der Geschicklichkeit der Weißen und dem Reichthum ihrer Fabrikationen offenbarte, desto mehr wuchs ihr Erstaunen. Der gefürchtete Despot saß da mit alles verschlingender Aufmerksamkeit, die großen Augen weit aufgerissen; der artige Kateriko, Kauta, der Hofmeister, und der Häuptling Tschambarango nahmen nicht viel geringeren Anteil; verschiedene andere, namentlich die alten Häuptlinge, hielten alle diese Geschichten, wie ich nicht zweifle, für höchst langweilig und den weißen Mann für einen unausstehlichen Schwächer. Da begann ich von den mechanischen Dingen allmählich auf die himmlischen hinzutreiben und erwähnte zufällig der Engel. Als Mtesa dieses Wort hörte, schrie er vor Freude auf, und zu meiner Verwunderung fielen die Hofmänner mit ihrem „Ah, ah, ah!“ in vollem Chore ein.

Als der Beifallsturm sich gelegt hatte, sagte Mtesa:

„Stamli, ich habe meinen Häuptlingen immer gesagt, daß die Weißen alles wissen und in allen Dingen erfahren sind. Sehr viele Araber, viele Türken und vier Weiße haben mich besucht, und ich habe sie alle reden hören und alle ausgefragt, und was Weisheit und Tüchtigkeit betrifft, übertreffen die Weißen alle anderen. Warum kommen die Araber und Türken nach Uganda? Kommen sie nicht des Elfenbeins und der Sklaven wegen? Warum aber kommen die Weißen? Sie kommen, um diesen See, unsere Flüsse und Berge zu sehen und uns Gutes und Nützliches zu

lehren. Die Araber bringen Zeug, Perlen, Draht, Schießpulver und Gewehre. Und von wem haben sie alle diese Dinge? Sie sagen selbst, daß die Weißen dieselben gemacht und ihnen gegeben haben. Daher sage ich, schaff mir nur weiße Männer her, damit wir Kenntnisse erwerben und viel Gutes und Nützliches lernen. Nun rede, Stamli, und erzähle uns, was Du von den Engeln weißt.“

Die Frage hatte ihre Schwierigkeiten, allein ich versuchte, meinen Hörern deutlich und verständlich zu antworten, und ließ zuletzt noch aus meinem Lager meine Bibel holen, aus welcher ich ihnen übersetzte, was Hefekiel und Johannes über die Engel gesagt haben.

Der Kabaka warf lusterne Blicke auf die Bibel und gab seinen Wunsch zu erkennen, mehr von deren Inhalt zu erfahren. Ich stellte ihm einen Knaben Namens Dallington vor, einen Jüngling der Universitätsmission in Sansibar, welcher ihm die Bibel übersetzen könne. Von jetzt ab konnte man Dallington, Idi und mich mit der Übersetzung, den Kabaka und seine Großen mit der Lektüre der Heiligen Schrift beschäftigt sehen. Es war natürlich nur ein Auszug der Bibel, welchen ich anfertigen ließ, und Idi schrieb ihn sauber ins Keine. Als das Buch fertig war, gab es Leser genug, und Mtesa studierte eifrig darin. Darnach berief er alle seine Häuptlinge und auch die Offiziere der Leibwache zusammen und sprach zu ihnen folgendermaßen: „Als ich meinem Vater in der Regierung folgte, war ich ein Heide und hatte Wohlgefallen am Blutvergießen. Ich wußte es nicht besser und folgte dem Beispiel meiner Väter; als aber ein arabischer Kaufmann herkam, der zugleich Priester war, und uns den Islam lehrte, habe ich mich von dem schlechten Beispiel losgesagt. Ihr wißt alle, daß die Hinrichtungen seltener geworden sind, und niemand kann behaupten, daß er mich seit jener Zeit in Bombe (starkes Bier) betrunken gesehen hat. Aber es sind mir doch viele Dinge unverständlich geblieben, z. B. wie es möglich ist, daß die Menschen nach dem Tode im Paradiese noch heiraten, oder daß man auf einer haarbreiten Brücke wandeln könne, wie die Söhne des Islam lehren. Mein gesunder Menschenverstand verwirrt so etwas, und niemand war in Uganda, der mir darüber Licht verschaffte. Da ich aber in meinem Herzen den Wunsch hege, gut zu sein, so hoffe ich, Gott wird meine Thorheiten übersehen, mir vergeben und rechte Männer nach Uganda senden welche mir die Wahrheit sagen können. Nun ist, Gott sei Dank, ein weißer Mann, Stamli, gekommen mit einem Buche, das älter ist als der Koran Mohammeds; und Stamli sagt, daß Mohammed ein Lügner war, und daß viel von seinem Buche aus diesem entlehnt ist. Und dieser Knabe und Idi haben es übersetzt und mir vorgelesen, und ich finde, daß es weit besser ist als das Buch Mohammeds, abgesehen davon, daß es das erste und älteste Buch ist. Der Prophet Moses schrieb einen Teil



davon, lange bevor man von Mohammed etwas gehört hatte, und das Buch war lange vor der Geburt Mohammeds vollendet. Nun verlange ich von Euch, meine Häuptlinge und Krieger, daß Ihr mir sagt, was ich thun soll. Sollen wir an Jesus und Moses glauben, oder an Mohammed?"

Tschambarango antwortete: „Laßt uns das annehmen, was das beste ist.“

Der Kateriko sagte: „Wir wissen nicht, was das beste ist. Die Araber sagen, ihr Buch sei das beste, und die weißen Männer sagen, ihr Buch sei das beste. Wie können wir also wissen, wer die Wahrheit sagt?"

Kauta, der kaiserliche Hofmeister, ließ sich vernehmen: „Als der Kabaka ein Sohn des Islam wurde, unterrichtete er mich, und ich wurde auch einer. Wenn mein Gebieter, da er jetzt mehr Erkenntnis erlangt hat, sagt, daß er mich falsch unterrichtet hat, so mag er mir nun das Richtige beibringen. Ich harre darauf, seine Worte zu hören.“

Mtesa lächelte und entgegnete: „Kauta spricht ganz gut. Wenn ich ihn lehrte, ein Muselman zu werden, so that ich dies, weil ich glaubte, daß es gut sei. Tschambarango will das Beste annehmen. Sehr wahr, ich habe auch das Verlangen nach dem Besten; aber der Kateriko fragt: wie können wir die Wahrheit erkennen? Darauf will ich ihm antworten. Höret mir zu. — Die Araber und die Weißen benehmen sich doch so, wie es ihre heiligen Bücher vorschreiben; nicht wahr? Die Araber kaufen hier Elfenbein und Sklaven, und wir haben gesehen, daß sie nicht immer die Wahrheit sagen und daß sie Menschen, selbst von ihrer eigenen Farbe, kaufen und schlecht behandeln, indem sie dieselben schlagen und in Ketten legen. Wenn man dagegen den weißen Männern Sklaven anbietet, so nehmen sie dieselben gar nicht an und sagen: ‚Sollen wir unsere Brüder zu Sklaven machen? Rein, wir sind alle Gottes Kinder.‘ Ich habe bis jetzt noch keinen Weißen eine Lüge sagen hören. Speke kam hierher, benahm sich gut und machte sich wieder auf den Heimweg mit seinem Bruder Grant. Sie kauften keine Sklaven und waren sehr gut. Stamli ist hier und will keine Sklaven annehmen. Abdul Aziz Bey — (damit war der Oberst Linant gemeint, welcher in ägyptischen Diensten stand) — ist hier gewesen und fortgegangen und hat keine Sklaven mitgenommen. Welcher Araber würde so wie diese Weißen Sklaven ausgeschlagen haben? Obgleich wir mit Sklaven handeln, so ist das noch kein Beweis, daß wir recht daran thun. Aber wenn ich bedenke, daß die Araber und die Weißen so handeln, wie es ihnen vorgeschrieben wird, so muß ich die Weißen für besser halten; und ich glaube deshalb, daß ihr Buch besser sein muß als das des Mohammed. Und von allem, was mir Stamli aus seinem Buche vorgelesen hat, erscheint mir nichts so bedenklich und beschwerlich, daß ich es nicht glauben könnte. Das Buch beginnt mit dem Uraufang der Welt und sagt uns, wie

und in wie viel Tagen dieselbe geschaffen wurde, giebt uns die Worte Gottes selbst und des Moses und des Propheten Salomo und Jesu, des Sohnes der Maria. Ich habe auf dies alles mit Wohlgefallen gelauscht, und nun frage ich Euch, sollen wir dieses Buch oder das Buch Mohammeds als unsern Führer annehmen? "

Da alle merkten, wohin sich die Gefinnung und Meinung ihres Kaisers neigte, so antworteten sie: „Wir wollen das Buch der Weißen annehmen.“

Mtesa war erfreut und kündigte seinen Entschluß an, seiner neuen Religion treu anzuhängen, eine Kirche zu bauen, alles, was in seiner Macht stehe, zu thun, um die Ausbreitung christlicher Gefinnungen in seinem Volke zu befördern, und sich selbst, so weit er dies irgend vermöge, nach den heiligen Geboten zu richten. Andererseits versprach ich, stolz auf meinen Neubekehrten und voller Hoffnung auf eine folgenreiche Zukunft, daß ich Dallington auf seinen Wunsch aus meinen Diensten entlassen wolle, damit er hierbleibe, aus der Bibel vorlese, und Gottesdienst halte, bis die guten Menschen in Europa einen Priester senden würden.

„Stamli,“ sagte Mtesa zu mir, als wir voneinander Abschied nahmen, „sage den Weißen, wenn Du an sie schreibst, daß ich einem Menschen gleiche, der in der Finsternis sitzt oder blind geboren ist, und daß mein Verlangen nur dahin steht, daß man mich sehen lehre, und ich werde als Christ leben und sterben.“

Mtesa hat eine christliche Kirche bauen lassen und harret der Weißen, die er mit allem versehen will, was sie nur brauchen. Werden die Weißen ihre Mission erfüllen? \*

\* Die Antwort auf dies Bittgeschrei war, daß sofort einige englische Missionsfreunde über hunderttausend Dollars zusammenbrachten und die englische Missionsgesellschaft inskandtekte, eine wohlausgerüstete Expedition an den Viktoria-Nyanza-See zu entsenden. Im Juni 1877 hatten die Missionare ihr Ziel erreicht, aber einer von ihnen war schon unterwegs gestorben, zwei andere wurden auf einer Insel des Sees von den Eingeborenen getödet. Zwei neue Expeditionen wurden ausgesandt und im Februar 1879 ein wirklicher Anfang mit der Arbeit gemacht. Jetzt erschienen aber auch zwei französische Jesuiten in Rubaga, um den Protestanten entgegenzuwirken, und gleichzeitig sängen arabische Händler an, die Missionare beim König zu verdächtigen. Fast wäre es ihnen gelungen. Nur die Kunst des für den kranken König unentbehrlichen Missionsarztes rettete die Mission. Aber neue Angriffe wurden gemacht und alles schien auf dem Spiel zu stehen, zumal als das landesübliche Deidentum sein Haupt erhob und ein „Gott“ die Vertreibung der Prediger verlangte. Aber gerade in dieser Notzeit traten die ersten Spuren eines geistlichen Lebens bei einigen Schülern der Missionare zu Tage. Dann kamen auch die Gesandten des Königs, welche auf Kosten der Mission nach England gereist waren, mit Geschenken und allerlei Wunderberichten nach Uganda zurück, und vom Herbst 1880 an konnte so ziemlich im Frieden gewirkt werden. Im Winter von 1881 auf 1882 wurden die fünf Erstlinge getauft. Im No-

Schließlich wollen wir den Kaiser noch in seinem Herrscheramte kennen lernen und begeben uns zu diesem Zweck in eine öffentliche Audienz.

Auf den breiten und geebneten Wegen, welche zu dem Gipfel des Berges führen, wo die kaiserlichen Häuser gelegen sind, drängen sich die Eingeborenen, weiß oder lebhaft rot oder schlicht braun gekleidet. Sie harren unter dem Schatten der Pisangbäume oder plaudern an den verschlossenen Pforten der kaiserlichen Höfe. Plötzlich verstummt das Gemurmel der Stimmen, und man hört den rasselnden Ton der großen Kesselpaule, welche anzeigt, daß der Kabaka auf seinem Thronessel Platz genommen habe. Die Thore werden zur Seite geschoben, und Häuptlinge, Soldaten, Bauern, Fremde drängen sich durch acht bis zehn Höfe vor. An ihrer lärmenden Hast kann man die ersten Anzeichen jener kriechenden Dienerei erkennen, welche der Despotismus erzeugt. Sie gruppieren sich um eine Grasshütte, welche 25 Fuß hoch und 60 Fuß lang ist. Das große Thor derselben ist geöffnet, und man blickt in eine Halle, an deren Ende ein Mann mit weißem Kleide und gestickter Scharlach-Jacke auf einem Armsessel sitzt. Es ist der Kabaka. Vor ihm liegt ein polierter Elefantenzahn, an seinen Seiten stehen zwei mit Flinten bewaffnete Leibwächter und zwei Speerträger.

Die Häuptlinge und andere vornehme Personen eilen herbei und verbeugen sich tief. Einige küssen dem Kabaka nach mohammedanischer Sitte die flache rechte Hand oder die Rückseite derselben, andere halten an den ursprünglichen Gebräuchen des Landes und werfen sich auf die Kniee, indem sie die Hände vorstrecken und ihr „Twanzi, anzi, anzi!“ rufen. Alle verfügen sich zu ihren nach der Rangordnung bestimmten Sizen und bilden zwei lange Reihen an den Wänden der Audienzhalle, während der Mittelraum leer bleibt. Auch ich habe das Vorrecht erhalten, dem feierlichen Staatsakte beizuwohnen, und nehme meinen Sitz zur rechten Seite neben dem Kateriko ein, von wo ich den Monarchen gemächlich beobachten kann. Sein Kopf ist glatt abrasiert und mit einem Fes bedeckt, die nackten Füße ruhen auf einem Leopardenfell, die roten Pantoffeln stehen neben dem Elefantenzahn; mit den langen Fingern der rechten Hand umfaßt er das

---

vember 1882 gingen die Jesuiten von Rubaga fort. Aber die Mohammedaner waren noch auf dem Platz. Es gab neue, heftige Kämpfe mit ihnen. Der König war bald voll Leutseligkeit, bald voll Mißtrauen und je und je sogar voll Gehässigkeit gegen die Missionare. Aber die Zahl der Schüler wuchs. Bibeltexte und Gebete wurden übersezt. Die Tausen mehrten sich. Sogar zwei Töchter Mtesas wurden gläubig. An ihm selber aber hat sich das Wort erfüllt von den Ersten, welche zu Letzten werden. Am 10. Oktober 1884 ist er als Heide gestorben.

Die Redaktion.

goldene Gefäß eines arabischen Säbels. Was sein Gesicht vor allen andern auszeichnet, das sind die glühenden, unruhigen großen Augen, welche alles auf einen Blick aufzufassen scheinen.

Doch still! Zehn bis zwölf Männer schreiten jetzt auf den Thron zu, werfen sich vor ihm nieder und beginnen durch ihren Sprecher eine Anrede, auf die der Kaiser sonderbarerweise gar nicht zu hören scheint. Ich erfahre unterdessen von Tori, daß es die Gesandtschaft des berücktigten Häuptlings Mirambo ist, welcher die Rache des mächtigen Kabaka fürchtet und dieselbe durch demütige Erklärungen und Geschenke abwenden will. Die Gaben werden darauf vor aller Augen zur Schau gestellt und gezählt — so und so viel Zeug, so viel Draht, ein halbes Duzend Teller von europäischer Arbeit, ein großes Kaffeebrett, ein arabischer Dolch mit silbernem Griff und ein Scharlachrock.

Mtesa hat inzwischen, um die Gesandtschaft unbekümmert, mit seinen Häuptlingen gesprochen, aber plötzlich strahlen seine großen Augen und er spricht schnell und entschieden: „Sagt Mirambo von mir, daß ich seine Geschenke nicht brauche, daß ich aber den Kopf jenes Mannes haben muß, der zu seinen Leuten gehört, und der vor einem Jahre meinen Häuptling Singiri erschlug, als er von Sansibar nach Uganda zurückkehrte — den Kopf jenes Mannes muß ich haben, oder ich will auf Mirambo Jagd machen mit mehr Speerträgern, als in seinem Lande Bäume sind. Geht!“

Jetzt kommt eine andere Gesellschaft heran. Es ist ein Häuptling gestorben, und sie wünschen zu wissen, wer sein Nachfolger sein soll. Sie haben zugleich die Söhne des Verstorbenen mitgebracht, damit der Kaiser seine Wahl treffen könne.

Mtesa lächelt und fordert seine Häuptlinge auf, ihm den Nachfolger zu nennen. Der eine nennt Bugomba, der andere Taniziwa, ein dritter Kafesche, ein vierter Sempa. Die Häuptlinge können sich nicht einigen, und Mtesa fragt scherzend: „Wer ist denn nun der rechte Häuptling?“ worauf sich die Mehrheit für Taniziwa entscheidet. Nun tritt der Erwählte vor, erniedrigt sich in den Staub und spricht unter vielfachen Twianziß seine heißen Gelübde des Gehorsams und der Treue aus.

In diesem Augenblick gerade erscheint eine lange Prozession von alten und jungen Frauen. Bei ihren Anblick erhebt sich Mtesa, und alle anderen folgen seinem Beispiel. Neugierig frage ich, wer sie sind, und erfahre, daß sie von Suma II. und dessen Vorgänger abstammen und Mündel und Mitglieder der kaiserlichen Familie sind.

Man muß wissen, daß der Hofstaat 5000 Frauen zählt, wozu die eigentlichen Kaiserinnen, die Sklavinnen und die von den früheren Herrschern hinterlassenen Frauen gehören. Je mehr Frauen ein Mann in Uganda hat, desto mehr arbeitende Hände stehen zu seinem Dienst, und für desto

reicher gilt er. Die Großen des Landes stellen darum ihren Besitz an Frauen gern zur Schau und nehmen dieselben bei Jagden, Festen und sogar bei Kriegszügen in ihr Gefolge auf. Mtesa scheint ein gütiger Herr seiner Frauen zu sein. Ich habe ihn zuweilen auf einem der inneren Höfe gefunden, wie er mit ihnen Soldbätchen spielte, indem er seine Amazonen selbst kommandierte und einen kleinen Trommler dazu wirbeln ließ. Zuweilen plauderte und lachte er mit einigen seiner Lieblingsfrauen, während die kleinen Kinder herumsaßen und spielten. Zuweilen sah man ihn, wie er, nur von einer seiner Frauen bedient, im Schatten der Feigenbäume ein einfaches Mittagmahl verzehrte, das aus geronnener Milch und reifen Bananen bestand. Als ich ihm meine Geschenke überreicht hatte, ließ er sie in die Schatzkammern bringen, wo die arabischen, türkischen und europäischen Gaben aufgespeichert sind, und zog auch seine Frauen hinzu, um alle die Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen.

Doch ich lehre zur Audienz zurück.

Während die Damen der kaiserlichen Familie bis an den Teppich von Leopardenfell vorgetreten, begrüßt Mtesa eine jede mit freundlichen Worten und nötigt sie, Platz zu nehmen. Darauf geht er zu den einzelnen hin, setzt sich zu ihnen und umarmt sie. Er küßt sie nicht, denn wie ich glaube, ist der Kuß unter Negern nicht Sitte; da die Haut mit Butter eingerieben wird, so möchte derselbe auch mit einem fremdartigen Nachgeschmack verbunden sein. — Als Vergeltung für die kaiserlichen Gunstbezeugungen schenken die Damen lebendiges Federvieh. Mtesa nimmt die Hühner mit eigener Hand in Empfang und übergiebt sie Stück für Stück den Häuptlingen zum Halten; es soll durchaus nicht scheinen, daß er irgend eine dieser kleinen Gaben verschmähe. Wenn ein so despotischer Monarch so leutselig sich gegen Frauen herabläßt, so muß er doch ein gutmütiges Herz haben.

Der Kaiser leidet diesen Morgen am Schnupfen, was die aufmerksamen Häuptlinge längst beobachtet haben. Kaum zeigt sich ein Symptom desselben, als sofort ein halbes Duzend vorwärts stürzt, auf die Kniee fällt, und die Kopftücher darbietet, damit die kaiserliche Nase sich darin erleichtere.

Mtesa biegt sich zurück und in ein herzliches Lachen ausbrechend sagt er: „O, die brauche ich nicht alle!“

„Ich bitte, das meinige zu nehmen,“ sagt einer.

„Nein, das meinige, Kabaka, das meinige,“ riefen die andern dazwischen. „Meines ist weiß und aus feinem weichen Zeuge gemacht.“

Mtesa läßt sich erbitten und nimmt das weiße und weiche Gewebe, worin er die schnupfige Nase erleichtert. Als er daselbe dem Eigentümer zurückreicht, faltet dieser es mit vergnügter Miene zusammen und steckt es in die Tasche.

Plötzlich hört man aus einer Ecke der Halle ein Husten und Räuspern, wie wenn jemand vom Katarth befallen wird. Dies ist ein Berstoß gegen die Hofetikette, und Mtesa richtet einen verwunderten Blick auf den Unglücklichen. Die Häuptlinge aber rufen: „Hinaus mit Dir, hinaus! Schnell!“ Sofort sind Pagen, Leibwächter und ein halbes Duzend der „Herren vom Stricke“ bei der Hand, ergreifen den armen Berschnupften und werfen ihn unsanft zur Thür hinaus.

Nach dieser mißliebigen Unterbrechung läßt der Hofharfenist sein Gezwitscher hören. Er spielt mit Genehmigung des Kaisers, um als ein zweiter David den bösen Geist Sauls zu beschwichtigen. Leider gelingt es ihm nicht, denn während wir alle auf die eintönige Musik hören, die kaum eine bestimmte Melodie erkennen läßt, fahren wir bei dem lauten Knall einer Flinte zusammen. Draußen ist ein Schuß gefallen.

Ein Duzend Ausrufe und Drohungen werden vernommen, und ebensoviele Häuptlinge stürzen hinaus, um sich nach der Ursache einer so bedenklichen Störung zu erkundigen. Die gewandteren „Herren vom Stricke“ sind ihnen schon zuvorgekommen. Sie haben ihre Schlingen um den Hals eines Mannes geworfen und zerrn ihn, indem sie ihn beinahe erdroßeln, vor den Kaiser. Dieser zieht die Mundwinkel zusammen und rollt drohend die feurigen Augen. Die Scharfrichter fallen auf die Kniee und berichten, der Mann habe Wache gestanden und dabei sein Gewehr fallen lassen. Ihre gierigen Augen scheinen zu fragen: „Was sollen wir thun?“

„Gebt ihm fünfzig Stockschläge,“ sagte Mtesa ärgerlich, und damit ist die Sache abgethan.

Jetzt hört man auf dem Hofe Kindergebrüll. Während es sich nähert und immer lauter wird, tritt ein Mann herein und sagt nach einem Fußfall und vielen inbrünstigen Twianzis, daß er ein Geschenk von Mantorongo, dem Könige von Usui, gebracht habe. „Hm! Geh, Katefiro, und sieh die Herde an. Gib ein Stück meinem Hofmeister Kauta und laß jedem Häuptlinge einen Ochsen zukommen, meiner Leibwache aber zehn.“

Über diese Freigiebigkeit erfreut, stürzen alle Häuptlinge herbei, werfen sich in den Staub und schreien laut ihre Twianzis.

Gleich darauf wird ein Bote hereingeführt, welcher eine wichtige Nachricht mitzuteilen hat. Er kommt von dem jenseitigen Ufer des Viktoria-Nil, der den Ausfluß des großen Sees bildet und sich mit dem weißen Nil vereinigt, und berichtet, daß Namiondschu, der Häuptling von Nataranga, dem Kabaka den G e h o r s a m a u f g e s a g t und mit dem Könige von Unyoro verräterische Unterhandlungen angeknüpft habe.

Mtesa zuckt zusammen, seine Hand faßt krampfhaft den Griff des Säbels, die Augäpfel treten aus den Augenhöhlen hervor und scheinen Feuer und Flammen zu speien. „Was?“ ruft er laut. „Sind alle meine

Untertanen in Nkaranga tot? Habe ich kein Volk, keinen Häuptling mehr übrig, daß Namiondschu mich also behandeln darf?"

Diesem Aufrufe folgen alle anwesenden Häuptlinge, indem sie lärmend auf die Füße springen und zur Thür hinausstürzen, um ihre Speere zu holen. Sie kehren zurück, treten vor ihren Gebieter und schwingen mit wilden und ausdrucksvollen Gesten ihre Waffen, indem sie den Kabaka auffordern, seine zu Befehl stehenden Häuptlinge anzusehen und sie zu zählen. Und so tumultuarisch sind ihre Bewegungen und so drohend ihre Rufe, daß ein Fremder meinen möchte, es sei eine Palastrevolution ausgebrochen. Mtesa antwortet jedoch ganz ruhig: „Es ist gut,“ worauf die Häuptlinge ihre Speere draußen hinstellen und ihre Sitze wieder einnehmen.

Nachdem er nun seine forschenden Blicke hat umherschweifen lassen, wählt er einen jungen Häuptling von kühnem Wesen und Aussehen und ruft: „Maurugungu!“

Der Berufene eilt augenblicklich von seinem Sitze herbei, und sich auf den Boden werfend, versetzt er:

„Hier, Kabaka, hier bin ich und erwarte Deinen Befehl. Twianzi, anzi, anzi!“

„Eile, Maurugungu,“ befiehlt Mtesa, „nimm drei Obersten und Deine Leute und zehre Namiondschus Land und Namen auf!“

Damit hat der Kabaka einen wichtigen Staatsakt vollzogen, er hat Maurugungu das Land und zugleich den Namen Namiondschus übertragen. Maurugungu wird den untreuen Fürsten mit Krieg überziehen, ihn hinrichten lassen und dem Kabaka Tausende von Kindern, Sklaven und Sklavinnen zu Füßen legen, worauf er Namiondschu heißen und über Nkaranga herrschen wird. Dies ist die althergebrachte Staatsraison. Maurugungu weint vor Freude und winselt unzählige Twianzis, indem er seine Wangen im Staube des Erdbodens reibt. Dann aber springt er auf, holt den Speer und hält ihn hoch, als wollte er ihn schleudern.

„Ich gehe auf Befehl des Kabaka und will Namiondschus Namen und Land gänzlich aufzehren, und aus Maurugungu soll Namiondschu werden. O Kabaka, sieh mich hier zu Deinem Befehl!“ — Und wieder fällt er auf den Boden und schreit mit knechtischer Erniedrigung seine Twianzis. — Endlich erhebt sich Mtesa. Die Trommler wirbeln, und alle Sitzenden springen plötzlich auf. Ohne ein Wort mehr zu sagen, zieht sich der Herrscher durch eine Seitenthür in die inneren Höfe und Häuser zurück, und die Audienz hat ein Ende. — So weit Stanley. — Aber der berühmte Reisende hatte Gelegenheit, seinem Freunde Mtesa noch einen zweiten sehr wichtigen Dienst zu leisten, indem er einen gefährlichen Krieg zu seinen Gunsten beendigte. Davon und zum bessern Verständnis des eigentümlichen Regesstaates und seines Monarchen werden wir später berichten.

## Fliegende Hunde.



Daß es fliegende Hunde geben soll, das wird dem Leser kaum glaublich scheinen. Wenn er aber die beigegebene Abbildung betrachtet, dann merkt er gleich, daß es sich hier um eine Fledermausart handelt, der man ihrer Größe und ihrer Hundegestalt wegen ihren Namen gegeben hat.

Die Fledermäuse sind kuriose Geschöpfe: eine Mischung von Säugtier und Vogel. Ganz passend nennt man sie Fleder-, d. h. Flattermause.



Daß man sie ihres Flugvermögens wegen früher den Vögeln beigeßelte, war thöricht: sie sind ja mit Haaren bedeckt, gebären lebendige Junge und säugen diese mit Milch. Aber sonderbare Tiere sind und bleiben sie. Betrachtet nur einmal, wenn euch ein solches Geschöpf zu Gesicht kommt, die langen, dünnen Finger, über welche sich der dünnhäutige Flugmantel hinzieht, und den kleinen nach oben gerichteten, mit scharfem, gekrümmtem Nagel bewaffneten Daumen!

Die bei uns heimischen Fledermäuse sind nur klein. Ganz ansehnliche Tiere sind aber die Flughunde (*Flying Foxes*), die auf den indischen Inseln, namentlich auf Java und Sumatra, und in Indien leben. Ihr Leib wird 16 Zoll lang, mit ausgestreckten Flügeln messen sie  $4\frac{3}{4}$  Fuß. Sie ernähren sich nicht wie unsere Fledermäuse von Insekten, die sie in der Dämmerzeit im Fluge fangen, sondern — und das verargt ihnen der Mensch gar sehr — von Früchten des Feigen-, Bananen- und Mango-baumes. Tagsüber hängen sie mit ihren Hinterfüßen an den Bäumen gleich großen Früchten, hüllen sich in ihre Flugmäntel und lassen sich von der heißen Sonne beinahe rösten, wodurch sie, wie auch durch die großen Rotmassen, die sich unter den Bäumen anhäufen, einen so scharfen Geruch verbreiten, daß die Nase sie in der Regel eher wahrnimmt als das Auge. Oft hängen sie in solchen Mengen nebeneinander, daß starke Äste durch ihr Gewicht abbrechen.

Erst wenn die Sonne zur Küste geht, recken und dehnen sie sich, weiten ihre Schwingen und fliegen in großen Scharen am Waldesaum entlang, nach Früchten spähend. Hat ein Flughund etwas Freßbares gefunden, so hat er seine liebe Not, seine zudringlichen Genossen von sich abzuhalten und einen sicheren Platz zu erreichen, wo er ungestört ist. Er hängt sich dann an einem Fuße auf, faßt die Frucht mit dem anderen und führt dieselbe damit zum Maule. Beim Trinken hängt er sich an einen tief über dem Wasser befindlichen Zweig und schlappt die Flüssigkeit wie ein Hund auf. Auch das Fischen versteht der Flughund. Er schwebt dabei dicht über dem Wasser und ergreift den Fisch mit den Füßen.

Um den Flughund zu fangen, bedient man sich gemeinlich einer einfachen Falle. An den Ästen eines Baumes befestigt man zwei lange Stangen, die man mit Rollen versieht, so daß man eine Leine leicht heraus- und herunterziehen kann. An dieser Leine befestigt man Netze. An diese haften sich die Flughunde. Werden dieselben dann plötzlich heruntergezogen, so können die Tiere nicht schnell genug sich losmachen.

Warum man die Tiere fängt? — Nun, um sie zu essen! An der Mahlzeit möchten unsere Leser schwerlich teilnehmen. Und auch die europäischen Reisenden berichten, daß sie Ekel vor derartiger Speise

empfinden. Hätten sie den aber einmal überwunden, so sei der Braten gar nicht so übel, namentlich in der Feiſtzeit der Flughunde nicht, während der ganze Leib nur ein in Fett gewickeltes Stück Fleisch iſt. Manche Eingeborene werfen den Flughund mit Haut und Haar auf ein Kohlenfeuer und wenden ihn ſo lange, bis er gar iſt. Proſit Mahlzeit — da thuen wir nicht mit!

D.



## Auf ihre Hand.



Du treue Hand, die ohne Beben  
Einſt meiner Hand ſo feſt vertraut,  
Haſt mit mir ein zerfall'nes Leben  
Zu neuer Schönheit aufgebaut.

Du weiche Hand, in trüben Tagen  
Haſt du ſo freundlich mich gepflegt,  
Liebreich geſorgt für mein Behagen  
Und mir den Pfühl zurecht gelegt.

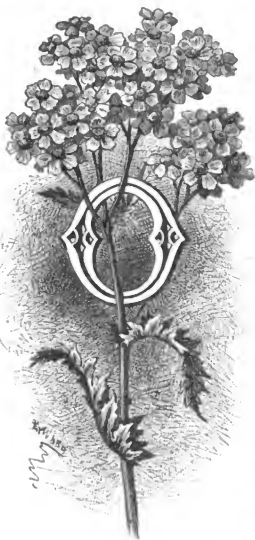
Du fluge Hand, die Melodien,  
Die mir die blüh'nde Lippe ſingt,  
Begleitest du mit Harmonien,  
Daß voll das Lied zum Herzen dringt.

Du fromme Hand, in heil'gen Stunden,  
Haſt du die meine ſanft gedrückt,  
Wenn uns die heiligſte der Kunden,  
Das teure Gotteswort, erquickt.

Du fleiß'ge Hand, die nur zum Dienen  
Von früh bis Abend froh bereit,  
In dir iſt mir das Bild erſchienen  
Der echten deutſchen Weiblichkeit.

Drum ſchwärmt auch raſtlos mein Gedanke,  
Mein Lieb, um deine ſchöne Hand,  
Ein Falter, den die Blumenranke  
In ihren Zauberkreis gebannt.

Julius Sturm.



## Ein Tag im indischen Ochsenkarren.

Nach eigenen Erlebnissen beschrieben von  
Miss. W. Schmolck.

ihr guten Ochslein! he, he! Kinder-  
chen, warum lauft ihr heute so  
schlecht? Warum spielt ihr mir ge-  
rade heute den Streich, so miserabel  
einherzuschleichen? Ist's nicht eine  
Schande? Sibt denn nicht der große  
Sahib,\* die Madama und der kleine  
Sahib in dem Wagen? Hat mir  
nicht der Sahib gestern abend 8 Annas  
(= 25 Cents) gegeben? Hab ich nicht  
dafür 4 Maß Linsen, 6 Maß Kleie und  
3 Hände voll Salz gekauft? Und als  
sich heute der Himmel im Osten rötete,  
habt ihr es euch da nicht schmecken  
lassen? Hab ich heute früh euch nicht

euer weißes Fell abgerieben, eure Beine geknetet? Warum so langsam?  
Auf, ihr dummen Walbochsen! Ja, ja! Der Sahib ist ein guter Sahib;  
die Madama ist eine gute Madama; der kleine Sahib ist ein gutes Kind!  
Kommen wir bald an, so giebt's eine große Inam (Trinkgeld). Eine  
Rupie (50 Cents)? Nein! Zwei Rupies? Ja, zwei Rupies giebt der  
große Sahib! Hört ihr? He! ihr Kälbchen ziehet, ziehet recht!"

Diese lange Standrede hält unser halbnachter schwarzer Kutscher, der  
auf dem aus Bambusstäben gebildeten Dreieck sitzt, das auf dem hintern  
Ende der Deichsel befestigt ist, und zwar redete er so laut, daß nicht nur die  
lieben Ochslein, sondern auch der „große Sahib“, der hinter ihm im Karren  
mit Frau und Kind auf der Reijematrake kauert, jedes Wort deutlich ver-  
nehmen kann. Und so ist's recht; denn im Grunde ist diese Rede ja auf  
den Spender der 4 Maß Linsen und der Zubehör von Salz und Kleie

\* Sahib = Herr; allgemeine Bezeichnung der Missionare in Malabar. Im  
Kanarenschen heißen sie Padre. Madama = Madame.

gemünzt und nicht auf die Kuhfunder, nach dem Sprichwort: „Auf den Sack schlagen und den Egel meinen.“ Aber diese wohldurchdachte, wohlgelesene und schlaue berechnete Rede bringt beim großen Sahib nicht den gewünschten Eindruck hervor; dazu ist dieser schon zu oft mit indischen Dönsentlern im Verkehr gewesen; es ist ihm ja auch nicht entgangen, daß der Kutscher diesen Morgen beim Fahren durch den Bazar von einem Mohammedaner ein rotes Kopftuch erstanden hat, das gerade etwa acht Annas gekostet haben mag, während augenscheinlich die armen Dönslein statt des Linsengerichtes, von dem ihr Treiber geredet, nur ein Bündel Reisstroh zu verzehren hatten. — Je höher die Sonne heraufsteigt, desto gemächlicher gehen die Dönslein. Geht's eine kleine Anhöhe hinauf, so bittet der Kutscher Vorübergehende ein wenig schieben zu helfen; bergab aber ist es gerade wie bei der Pickwickianischen Post\*, nämlich das Fuhrwerk ist so barmherzig und schiebt die armen Dönslein die Anhöhe hinab. Ich selbst, aus Mitleid mit der seufzenden Kreatur, habe schon längst den Karren um die Last meines eigenen Körpergewichts erleichtert. Endlich um 11 Uhr vormittags langten wir, ich natürlich zu Fuß, im langersehnten Reisehaus an. Die Sonne ist beinahe im Zenith. Wie wohlthuend ist da der kühle Schatten des Reisehauses! Nun pflanzt sich der Kutscher mit tiefer Verbeugung in der Zimmerthüre auf, um den ausbedungenen Lohn in Empfang zu nehmen für seine eigenen Heldenthaten, wie für die glänzenden Leistungen seiner Tiere, und nachdem er die blanken Rupien schmunzelnd eingefstrichen hat, wirft er noch einen flehenden und liebevollen Blick auf uns, und endlich tönt's zwischen seinen Fingern, mit denen er den Mund bedeckt, hervor: „Saiwe, Saiwe, Inam!“ Herr, das Trinkgeld! — Da deutet der Sahib aber auf das rote Kopftuch, unter dem der schwarze Zopf verstoßen hervorguckt und sagt: „Dort ist die Inam. Mit einem „Ayok, Ayok, Saiwe!“ O Herr! schleicht der bescheidene Jüngling weg. Er hat offenbar die Beziehungen zwischen dem Trinkgeld und dem Kopftuche verstanden. —

Nun ruhen wir 2 bis 3 Stunden im kühlen Reisehaus von dem Gerüttelt- und Geschütteltwerden auf der 15 Meilen langen Tour. Ein einfaches Douchebad (d. h.: das Übergießen mit 3 oder 4 Gefäßen Wassers), eine Tasse Thee, Reis und Curry frischet uns so auf, daß wir um 2 Uhr unsere Reise fortsetzen können. Bereits steht ein anderes Gespann vor der Thüre. Die Fahrt geht also aufs neue an. Die Schnelligkeit der Dönsen läßt nichts zu wünschen übrig. Wie junge Pferde galoppieren die Tiere. Freilich setzt das im Innern des Gefährtes Stöße ab, von denen man sich im kultivierten Europa\*\* nichts träumen läßt. Da aber Bewegung in In-

\* Pickwick-Papers von Charles Dickens. — \*\* Eher wahrscheinlich im „unkultivierten“ Amerika, wo die „Dreckwege“ manchmal auch „nicht ohne“ sind.

dien besonders gesund sein soll, so ergeben wir uns mit stoischer Ruhe in unser Schicksal. Unser neuer Bursche scheint ein fixer, junger Bursche zu sein, der mit der Zunge schnalzen kann, wie es überhaupt nur ein indischer Postillon versteht. Aber kein Ding ist vor seiner Endentwicklung zu loben. Eben geht's im Galopp den Berg hinab; paus! da liegt die ganze Herrlichkeit niederträchtig im Staube. Der Karren auf der Seite, die In-fassen mit Reisegepäck, Strohbindel, Laterne, Wasserkrug, Kochgeschirre, Matratze und noch vielem andern in ganz polizeiwidriger Unordnung durcheinander in der Tiefe des Fuhrwerks. Das eine Rad ruht frei und ledig im Straßengraben; nur der Kutscher steht völlig unverfehrt da neben seinen Ochsen, die er bereits vom Joch freigemacht hat. Als ich mich mit Familie herausgearbeitet habe und wieder indischen Boden unter den Füßen spüre, entspinnt sich zwischen mir und dem Kutscher folgendes Zwiegespräch: „Wo ist der Achsen Nagel? — „Weiß nicht, Herr!“ — „Wohl auf dem Gipfel des Himalaya? Geh und such ihn, er muß rückwärts auf der Straße liegen!“ — „Dort liegt er nicht, Herr!“ — „Nun, wo sonst denn?“ — „In meinem Hause!“ — „Was! in Deinem Hause?“ — „Ja, Herr! Wo sollte er sonst anders sein?“ — „Ja, aber um alles in der Welt, warum stecktest Du ihn denn nicht beim Abfahren in das Achsenloch, wohin er gehört?“ — „Darum, daß ihn Diebe nicht stehlen, Saiwe!“ — „Was fangen wir aber jetzt an?“ — „Das weiß ich nicht.“ Mit unvergleichlicher Gemütsruhe setzt sich nun der Kutscher, nachdem er die Ochsen an einen Baum gebunden, auf einen Steinhaufen am Straßenrand, nimmt sein Kopftuch von seinem glattrasierten Schädel, entfaltet es und breitet es auf seinem Schoß aus, wobei ein vollständiges Lager aller zum Klauen nötigen Substanzen, als: Arekanüsse, Betelblätter, Muschelfalk und Tabakpfriemchen zum Vorschein kommt. Erst schneidet er eine schöne gelbe Arekanuß in feine Scheibchen, schiebt einige in den Mund und fängt an sie mit den Zähnen klein zu mahlen; hierauf beschmiert er Betelblätter mit etwas Kalk, fügt ein Pfriemchen Tabak bei, rollt es sorgfältig wie einen Kollpudding zusammen und schiebt es mit feierlicher Würde in den Mund und schmaht und kaut, als ob ihn meine Sorgen keinen Pfifferling angingen. Und ich bin daher gezwungen, wohl oder übel gute Miene zu dem bösen Spiele zu machen.

Nach halbständigem Sinnen komme ich zu dem Schluß, daß ich gerade so klug sei wie eine halbe Stunde zuvor, und daß guter Rat teuer ist. Weit und breit kein Mensch, geschweige denn ein Schmied. Auch können wir beide, der Kutscher und ich, allein den Wagen nicht aufrichten; und ohne Achsennägel noch einmal zu reisen, ist zu gefährlich; wenn auch in der Ebene die Karren oft tagelang ohne Nägel fahren, da das Rad nach und nach in die Achse eine Kerbe einschleift, so geht das hier in den Bergen nicht. End-

lich dämmert am Horizont ein Hoffnungstern auf in der Gestalt von drei Ochsenkarren, die auf der staubigen Straße sich uns nähern. Sobald sie in Hörweite gekommen sind, rufe ich den Treibern ein energisches „Halt“ zu und bitte sie, uns zu helfen den Wagen aufzurichten und das Rad einzu-



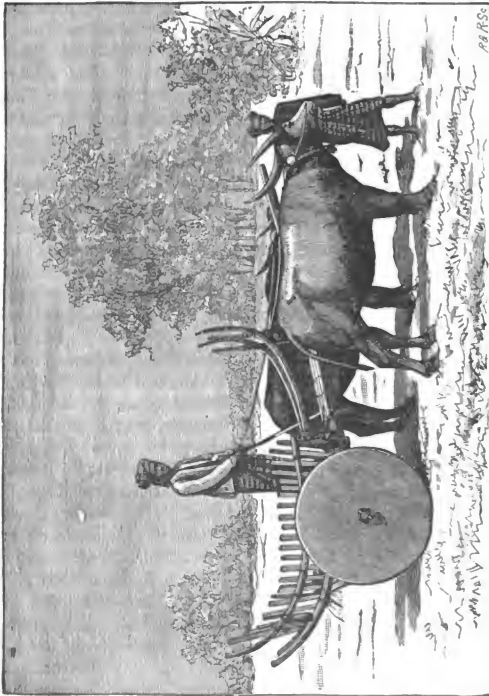
Fuhrwerk für vornehme indische Frauen.

setzen. Nach einiger Beratung und nachdem das Trinkgeld auf den Pfennig hinaus festgesetzt und vor Zeugen das Versprechen desselben bekräftigt ist, geht's an die Sache selbst, und diese ist schnell abgethan. Doch nun kommt der Nerv der Sache zur Sprache, der Radnagel. Mein Ochsenlenker sagt freilich, wir brauchen keinen, wir seien schon drei Meilen weit ohne einen

folchen gekommen. Allein „Madama“ verwahrt sich energisch gegen eine zweite so gefährliche Fahrt. Daher frage ich nun die Leute, ob sie keine Nägel bei sich hätten. „Nein, Herr!“ ist die Antwort. Da stelle ich mich verzweifelt mit meinem Reifestock mitten in die Straße und sage: „So, da kommt keiner von Euch durch, bis ich einen Nagel habe!“ Nun geht's an ein Parlamentieren und Feilschen. Nachdem ich das Dreifache des Preises geboten, holt einer der drei Schelme ein Säckchen aus seinem Wagen, in dessen Tiefe ein wahrer Schatz von Nägeln aller Art verborgen liegt. Bald habe ich, was ich brauche; die Fuhrleute streichen schmunzelnd ihren Raub ein, und alle insgesamt ziehen fröhlich ihre Straße. Die Sonne brennt noch sehr heiß, und die Ochsen werden immer matter, und die Zunge heraushängend, gehen sie immer langsamer und langsamer; da auf einmal haben sie in der Ferne, zur Seite der Straße die glänzende Fläche eines heiligen Teiches entdeckt. Nun ist kein Aufhalten mehr; im Galopp sauft das Fuhrwerk die sanft abgedachte Böschung hinab mit seinen Insassen in die heilige Flut, so daß das Wasser beinahe unser Lager im Wagen erreicht. Da plätschern die guten Bierfüßler herum und richten unter den glänzend roten Lotusblumen, die die Wasserfläche bedecken, große Verwüstungen an, so daß selbst die Alligatoren des Teiches sich etwas zurückziehen und erst in einiger Entfernung wieder auftauchen, um die fremden Eindringlinge anzuglocken. Unser Kutscher steht auch bis über die Lenden im Wasser und reinigt Gesicht und Oberkörper, spült Mund, Nase und wäscht schließlich sein staubiges Lendentuch. Wir aber im Karren warten ruhig der Dinge, die noch kommen sollen. Jetzt geht es denn auch wieder die Böschung hinauf, und wir setzen unsern Weg fort im Schatten hoher Banianenbäume. Eine Schar von 40 bis 50 Affen begleitet uns wohl eine halbe Meile weit, von Baum zu Baum springend, und wenn wir, um das Schauspiel näher anzusehen, den Kopf aus dem Wagen hinausstecken, senden sie ganze Salven roter Banianenfrüchte auf uns herab.

Die Schatten werden immer länger, und wir müssen den Ochsentreiber anspornen, daß er uns noch vor Sonnenuntergang über den eine Viertelstunde breiten Fluß bringt, den wir noch zu passieren haben. Doch da sind wir schon an der Anfurt. Hinab geht's die hohe Böschung in einem so fürchterlichen Hohlweg, daß die Räder bis an die Achse in die Geleise einsinken, was aber das Gute hat, daß der Wagen unter keinen Umständen umfallen kann. Und so sind wir glücklich unten angelangt, im tiefen Sand. Und nun so gut als möglich durch die Geröll- und Sandwüste des ausgetrockneten Flußbettes, bis wir an der etwa hundert Fuß breiten Wasserrinne, auf der rechten Seite des Flußbettes, anlangen. Der in der Regenzeit so gewaltige Strom ist bis auf diesen Arm eingeschrumpft, der aber doch noch so ansehnlich ist, daß unsere Ochsen einen Augenblick stutzen; doch stürzen

sie sich endlich mit dem Karren in das nasse Element, und das Ding geht so leiblich, obwohl das Wasser bereits hinten und vorne in den Wagen einzudringen anfängt. Wir selbst, die weißen Insassen, flüchten uns um ein



Indischer Ochsenkarren.

Stoßwerk höher, indem wir von der Reisematrake aufs Reisegepäck steigen und die Beine möglichst hoch hinaufziehen, während unser Kutscher auf der Deichsel steht und zwischen den Ochsen, die nur den Kopf aus dem Wasser stecken, hin- und herbalanciert und ihnen Mut einspricht. Diese halten es



fürs Beste mit dem Strom, anstatt gegen ihn zu schwimmen; doch haben wir immer noch Boden. Da, ein Ruck, ein Krach, — und das hölzerne Joch, das unser Schicksal noch immer an das der Ochsen gekettet hat, ist mitten entzwei, — die Ochsen schwimmen vergnügt ans Ufer und wir, — wir sitzen mitten in der Batsche! Das Wasser strömt zwischen unsern Füßen durch und über unsere Schuhe hin. Unser Gefährt taucht aus dem Strom wie eine einsame Insel im Ozean, und im Geiste sieht Madama schon die gierigen Alligatoren sich an uns gütlich thun. Der kleine sechsjährige Sahib aber macht seinen Gefühlen zuerst Luft in den Worten: „Ayoh Papa, wéllam, wéllam!“ Oh, Papa, das Wasser! Doch auch mir ist bereits klar geworden, daß wir mitten in den Fluten des heiligen Bonaniflusses sitzen. Was nun weiter zu thun unter so bewandten Umständen, ist sonnenklar. Wir thun, was in Indien in tausend solcher Fälle das Klügste ist, wir warten. Und nicht umsonst; denn schon nach einer geschlagenen Viertelstunde löst sich eine schwarze Gestalt von dem am Ufer versammelten Menschenhaufen ab und wadet, bis an den Hals im Wasser, die hundert Schritte herüber zu uns. Da ist er auch schon und bringt vor allem den jungen Herrn aufs Trockene, dieser aber rennt am Ufer wie besessen auf und ab und schreit immer: „Ach, mein Papa und meine Mama kommen um!“

Doch nun kommt die Reihe auch an uns. Ein großer Karren mit zwei langgehörnten, wasserfesten Büffeln zieht von ungefähr dieselbe StraÙe durch den Strom und fährt so dicht an unser Gefährt heran, daß mit Hilfe der Fuhrleute Madama glücklich auf den Büffelkarren hinüber bugliert wird. Nun kommt das Gepäck, und meine Wenigkeit an die Reihe. Nachdem mir ein gewagter Sprung von dem Brack in die rettende Arche gelungen ist, beruhigt sich auch mein Stammhalter, den herbeigelauene Weiber mit Bananen und Zuckerwerk zu beruhigen suchen; bald haben sie ihn auch so weit, daß er einer jeden einen weißen Kuß giebt auf ihre schwarze Wange.

Mittlerweile ist unser Büffelkarren, wenn auch hundert Schritte unterhalb der Anfurt, an der steilen Böschung sicher vor Anker, und Kulis befördern zuerst Madama auf ihren Armen ans Ufer. Meine Leiblichkeit wägen sie erst prüfend auf den Armen und fällen dann den Wahrspruch: „Saivinu Kanam illa.“ „Der Herr hat kein Gewicht.“ Nachdem jeder sein Trinkgeld empfangen, muß nun ein neues Gefährt aufgetrieben werden. Nachdem wir endlich das Doppelte der gewöhnlichen Tare versprochen hatten, läßt sich ein kleiner vierzehnjähriger Bengel herbei, uns auf seinem verlotterten Karren mit zwei fragwürdigen gehörnten Gestalten im Joch vollends nach der Missionsstation zu schaffen.

Es geht nun in den Abendkühle so recht im Schneidenschritt voran. Selbst der kleine Sahib fühlt sich zu einer Bemerkung über die Tugenden

dieser Ochsen bewogen, und ruft dem Kutscher zu: „Deine Ochsen sind rein nichts nutz.“ Eine solche Schmach ist dem Jungen noch nie widerfahren; rasch faßt er die Schwänze der Ochsen und beißt aus Leibesträften in die lahlen Stellen derselben. Die Wirkung ist eine geradezu augenblickliche im vollen Sinn des Wortes, — die Ochsen rennen, so lange die Kinnladen ihres Treibers die Schwänze bearbeiten, und sobald diese wieder in ihrer natürlichen Stellung sind, gehen auch die Ochsen wieder gemächlich.

Doch alle Nöten, auch die Reisenöten eines indischen Reisetages nehmen ein Ende. Schon taucht das gastliche Dach des Missionshauses unter den vom Abendrot vergoldeten Palmwipfeln auf; bald sind wir im freundlichen Gastzimmer, erquicken uns an einem frischen Bad und stärken uns an dem Essen, und erzählen dann im kühlen Abendwind vor dem Hause sitzend, zum Dank derselben die Reiseabenteuer des verfloffenen Tages. —

Es ist eine unvergleichliche Sache, so eine Reise im urwüchsigem indischen Ochsenkarren. Einmal lernt man Land und Leute und namentlich die Ochsentreiber mit ihren Tugenden und Untugenden gründlich kennen; sodann aber bekommt man auch prächtige Gelegenheit zur Ablegung einer ganz gewöhnlichen Untugend, der Ungebuld, besonders einer Abart derselben: der Reiseungebuld. Allen meinen lieben Landsleuten, die an dieser Krankheit leiden, wie z. B. den Eisenbahn- und Omnibus-Reisenden, die so viel über Verspätung der Züge, über Grobheit der Kondukteure und anderer Post- und Eisenbahnbeamten zu klagen haben, möchte ich als Kur gegen das Übel der Ungebuld eine achttägige Reise im indischen Ochsenkarren als sehr heilsam empfehlen.





## Der rechte Wundermann.

Eine Erzählung von E. Herzog.

Am äußersten Ende eines langgestreckten, erzgebirgischen Dorfes lag dicht am Waldesraum eine kleine, elende Hütte. Auch die Sauberkeit ihrer Umgebung, des winzigen Gärtchens, des steingefassten Brunnens und ihrer kleinen Fensterscheiben konnte die Armut ihres Aussehens nicht aufheben, nur etwas mildern. Vor der Thür saß ein etwa zwölfjähriges Mädchen, Anna, die Tochter der Witwe Neumann, die in der Hütte wohnte. Sie hatte den Klöppelsack vor sich; breite, kunstvolle Spitze entstand unter ihren flinken Fingern. Die reiche Dame, welche sich einst damit schmücken würde, hätte sich gewundert, wenn ihr Auge die blasse, elende Verfertigerin erblickte. Hunger, Not und kostbare Spitze, wie wenig gehören die scheinbar zusammen! Jetzt näherte sich ein Wagen und hielt in geringer Entfernung von dem Kinde an. Die Thür des Wagens ward geöffnet, und ein Dienstmädchen sprang schnell heraus.

„Kannst Du mir ein Glas leihen, Kleine?“ rief es dem Mädchen zu.

„Ein Glas nicht, aber einen Becher,“ lautete die Antwort. „Sie wollen wohl trinken?“

„Meine Dame hat Durst, ich nicht,“ erwiderte die Dienerin. „Sie will immer 'mal was,“ setzte sie vertraulich hinzu, „jetzt dies und dann das; sie plagt einen den ganzen Tag. Na freilich, sie wird noch mehr geplagt von der Gicht.“

Anna holte den Becher, und während sie ihn am Brunnen auspülte und füllte, erzählte ihr das gesprächige Mädchen, daß ihre Dame nach Teplitz fahre, um dort durch die Heilquellen gesund zu werden.

„Werden alle Leute dort gesund?“ fragte Anna.

„Ei gewiß, der Doktor hat's gesagt,“ versicherte das Mädchen. „Wenn wir nur erst dort wären! Aber die Reise geht so langsam, weil meine Dame behauptet, mit der Eisenbahn könne sie nicht reisen, — das sind solche Schrullen.“

Das Mädchen trug nun den Becher zum Wagen und Anna folgte ihm gedankenvoll mit langsamen Schritten.

„Dein Wasser ist wundervoll!“ rief eine Stimme aus dem Wagen, und ein feines blaßes Gesicht zeigte sich am Fenster. „Hole mir noch einen Becher voll, gutes Kind!“

Bereitwillig sprang Anna zurück und pflückte in der Eile auch noch ein paar Vergißmeinnicht, die neben dem Brunnen wuchsen.

Die Dame nahm die Blumen gerührt und sagte: „Möchten sie mir Glück bringen! Wäre ich nur erst in Teplitz! Aber ich muß so langsam fahren, weil der Wagen sonst so sehr stößt. Meine gelähmten Glieder fühlen jeden Stein auf dem Wege!“

„Ist's noch weit?“ fragte Anna.

„Drei Stunden wird es wohl noch dauern,“ antwortete die Dame und legte sich erschöpft zurück, indem sie den Becher zurückgab.

„Leb' wohl, Kleine; vielen Dank für die schönen Blumen,“ fügte sie hinzu. Das Mädchen drückte Anna auf den Wink der Dame noch ein Geldstück in die Hand. Voll Erstaunen erkannte das Kind ein Fünzigpfennigstück. Ehe es sich aber genug gesammelt hatte, um dafür zu danken, hatten die Pferde angezogen, und der Wagen war fortgerollt.

Anna lehrte auf ihren Platz vor der Hüttenthür zurück und sang wieder an, die Finger fleißig zu regen. Niemand hätte es dem über die Arbeit gebeugten Gesichte angesehen, was für große Gedanken dahinter reisten. Die Sonne war untergegangen; kühl wehte die Luft vom Walde her. Anna trug ihre Arbeit ins Haus und kam dann mit einem Topfe voll Kartoffeln, die sie am Brunnen wusch, wieder heraus. Da hörte sie Schritte sich nahen.

„Bist Du's, Fritz?“ fragte sie, ohne sich umzusehen.

„Ja, willst Du etwas von mir?“ lautete die Antwort. Ein Knabe, der einige Jahre älter als Anna und ebenso blaß und mager wie sie war, trat zu ihr.

„Fritz, ich habe was erlebt; ach, und mir geht seitdem was im Kopfe herum!“ sagte Anna aufgeregt. Auf dem steinernen Rande des Brunnens sitzend, erzählte sie ihrem Bruder von der Begegnung mit der kranken Dame, die nach Teplitz ins Bad gewollt und ihr fünfzig Pfennig Trinkgeld gegeben hatte.

„Denke nur, so viel!“ rief sie.

„Was geht Dir nun im Kopfe herum?“ fragte der Bruder, nachdem er das Geldstück bewundert hatte.

„Ja, ich dachte, ob wir es nicht möglich machen könnten, die Mutter nach Teplitz zu bringen; dann würde sie dort auch gesund werden. Es wird damit wohl sein wie mit dem Teiche Bethesda, und wenn die Mutter uns beide hätte, so brauchte sie nicht so lange zu warten, wie der Mann, der achtunddreißig Jahre krank gelegen. Wir würden schon aufpassen, wenn der Engel käme, damit wir die Mutter gleich hineinließen. Nur wie wir sie hinbringen, das ist das Schwierige; denn tragen können wir sie doch nicht.“

„Aber fahren könnten wir sie am Ende,“ sagte Fritz nachdenklich.

„Fahren?“ wiederholte Anna, „doch worin?“

„Der Müller hat ein altes Wägelchen, das er nur selten benutzt,“ sagte Fritz, „ich denke er würde es mir wohl für einige Tage leihen, wenn ich ihn für die Mutter darum bäte!“

Die Kinder beredeten nun noch alles, was ihnen nötig schien. Anna sollte ihre Spitze erst fertig abliefern, und Fritz, der dem Kohlenbrenner half, seinen Wochenlohn abwarten; die geschenkten fünfzig Pfennig wollten sie auch aufheben, damit alles als Verzehrung benutzt werden konnte. Die Hütte sollte zugeschlossen und der Schlüssel einer freundlichen Nachbarin anvertraut werden. Die Kinder waren überzeugt, daß durch ein einmaliges Eintauchen in das heilkräftige Wasser ihre Mutter ebenso sicher genesen werde wie die Kranken am Teiche Bethesda. Unter diesen Beratungen hatte Anna die Kartoffeln im Vorraume der Hütte, der zugleich die Küche war, gekocht und trug sie nun dampfend in irdener Schüssel in die Stube.

Hier lag auf elendem Bette, das aber von äußerster Sauberkeit glänzte, die Mutter der Kinder, Frau Neumann. Ihrem blassen, eingefallenen Gesichte mit den hohlen Augen sah man die lange Krankheit an; aber den Ausdruck von Frieden um den Mund und in den Augen hatten Schmerzen und Not nicht weggewischt, eher verstärkt.

Sogleich wurde der Mutter mitgeteilt, was die Kinder sich überlegt hatten. Mit stillem Lächeln hörte diese zu.

„Nicht wahr, Mutter, Du läßt Dich von uns hinfahren?“ fragte Anna zärtlich.

„Liebe Kinder, ich fürchte, meine Last wird größer für Euch sein, als Ihr denkt,“ sagte sie.

„Mütterchen,“ antwortete Anna, „ich hatte gar nicht gewußt, daß es jezt noch solche Heilquellen giebt, wie der Teich Bethesda war; das hat uns der liebe Gott doch nun sagen lassen. Er wird uns gewiß auch die Kraft geben, dich ohne Unfall hin zu bringen. Es geht ja auch nur bergab; zurück kannst Du dann mit uns gehen.“

„Ob aber die Mutter das nach so langer Krankheit gleich können wird?“ meinte Fritz etwas bedenklich.

„Ja, das kann sie,“ versicherte Anna mit Bestimmtheit. „Der Kranke am Teiche Bethesda war viel länger krank gewesen — die Mutter ist es doch erst seit des Vaters Tode —, und doch konnte er gleich sein Bett tragen. Denke 'mal,; das hätte die Mutter doch gar nicht nötig.“

„Ja, der Kranke wurde aber nicht durch das Wasser, sondern durch unsern Heiland selbst gesund gemacht,“ gab Fritz zu bedenken.

„Das ist doch ganz gleich,“ behauptete Anna, „denn wer hat die Kraft in das Wasser gelegt, wenn nicht der liebe Gott? Er ist doch allein der rechte Wundermann.“

Damit waren alle Einwände beseitigt und die Reise nach Teplitz beschlossen. Am Ende des Tages las Anna noch ihrer Mutter Georg Neumarks Lied vom rechten Wundermann vor, und die Mutter schloß ein mit den Worten auf den Lippen: „Denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht.“



Auf dem Königshügel bei Teplitz spazierten zwei Herren. Den einen kennzeichnete sein langer, schwarzer Rock und die weiße Halsbinde als Geistlichen; der andere schien ein behäbiger, wohlhabender Landwirt oder Kaufmann zu sein.

„Sie müssen mich nicht für gottlos halten,“ sprach der letztere; „auch ich glaube an ein Walten der Vorsehung; nur Ihr Wunderglaube scheint mir befremdlich und eines denkenden Mannes unwürdig.“

„Ei, wie kann man so reden, da doch so viele Wunder uns rings umgeben!“ rief der Geistliche aus. „Den letzten Grund der Dinge kann auch der schärfste Denker nicht erklären; wir stehen bei den Gesetzen, nach denen die Natur erklärt wird, am Ende mit unserm ‚warum?‘ immer vor einem ‚darum‘. Was wir aber nicht zu erklären vermögen, ist ein Wunder. Wie geht es zum Beispiel zu, daß das warme Wasser von Teplitz so viel Heilkraft hat, während anderes warmes Wasser sie entbehren muß?“

„Das wird wohl von der chemischen Zusammensetzung dieses Wassers kommen, lieber Pastor,“ versetzte der andere mit überlegenem Lächeln; „aber freilich, wenn sie es so nehmen, dann ist die ganze Natur voll von Wundern; derartige meine ich aber nicht; denn das sind, wenn Sie mir so zu sagen erlauben, gesetzmäßige Wunder; ich dachte aber bei meinen Worten an die biblischen; die erscheinen mir völlig überflüssig. Ist es nicht sehr gering von dem höchsten Wesen gedacht, wenn man annimmt, seine

Schöpfung sei so mangelhaft, daß es immer seines persönlichen Eingreifens bedürfe, um die Sache im Gange zu erhalten?“

„Bedarf es in einer großen Fabrik nie des persönlichen Eingreifens seitens des Herrn?“ fragte der Pastor lächelnd.

„Das wohl,“ gab der andere zu; „aber lieber Pastor, das ist doch auch ein Unterschied. Wenn Gott ist, wie Ihr ihn schildert, allmächtig und allweise, dann muß er gar kein Eingreifen mehr nötig haben.“

„Da Er allmächtig und allweise ist, wer will sich erkönnen, Ihm und Seinem Thun Grenzen zu setzen, Ihm zu sagen: Das darfst Du, jenes darfst Du nicht, weil ich es nicht verstehe! Vielleicht findet Er, daß Seinen Kindern tröstlich ist, zu wissen, daß sie auf ihr Gebet auch unmittelbare Antwort erhalten.“

„Das gerade ist so vermessen von dem kleinen Menschen gedacht; wenn es einen großen, allmächtigen Gott im Himmel giebt, wie kann der sich um das Gebet jedes einzelnen Menschenwurmes bekümmern?“

„Das ist eben Seine Größe, daß Ihm auch das Kleinste nicht zu klein ist. Was ist überhaupt klein, und was ist groß vor Gott? Dafür fehlt uns der rechte Maßstab. Aber warten Sie nur, lieber Schröder, Sie werden selbst noch in ihrem Leben Beispiele von Wundern erfahren; achten sie nur darauf. Wenn es Ihnen ehrlich darum zu thun ist, wird der Herr sich Ihnen auch als der rechte Wundermann, als der Gott, der alle Wunder thut, erweisen. Solche Erfahrung wird Ihnen aber mehr helfen als alle Beweisführungen von meiner Seite.“

Bald nachher trennten sich die Herren voneinander; der Pastor ging in ein einfaches Privathaus, während Herr Schröder, der reiche Fabrikant, dem Kaiserbade zuschlenderte, wo er Wohnung genommen hatte. Vor der Thür stand ein Kellner und grüßte den reichen Kurgast mit noch etwas mehr als der gewöhnlichen Teplitzer Höflichkeit. Solche Gäste waren ihm sehr liebe Erscheinungen; sie sorgten nicht nur gut für sich, sondern ließen auch bei jeder Gelegenheit reiche Trinkgelber fließen. Seine nimmermüde Aufmerksamkeit ward jetzt auf ein sonderbares Gefährt gelenkt, das eben um die Ecke bog. Es war ein roh zusammengezimmertes Bretterwäglein, in dem, von blaufarbigem Federkissen gestützt, eine blasse, abgeehrte Frau lag; davor waren zwei Kinder gespannt, ein Knabe und ein Mädchen, beide staubig und erhitzt. Jetzt hielt das Fuhrwerk vor dem Kaiserbade, und der Knabe trat auf den Kellner zu.

„Ach, lieber Herr,“ sagte er, „bitte, wollen Sie uns wohl sagen, wo die Teplitzer Heilquellen sind?“

„Bäder sind hier im Hause,“ erwiderte der Kellner mit einem mißlichen Blick auf die armseligen Gestalten; „was wollt Ihr denn damit?“

„Wir wollten gern unsere Mutter baden,“ sagte Fritz, „damit sie näher gesund mit uns nach Hause gehen kann.“

„Kann der Engel aber auch hier herein?“ fragte Anna, verwundert das schöne, stattliche Haus musternd.

„Von welchem Engel redest Du, Kleine?“ fragte der Kellner.

„Nun, von dem Engel, der das Wasser bewegt,“ antwortete Anna; „ich hatte gedacht, die Heilquellen wären unter freiem Himmel.“

Der Kellner schüttelte verständnislos den Kopf; er schien im Worte Gottes weniger bewandert zu sein als Anna, hätte aber auch bei größerer Bibelfkenntnis kaum die Geschichte vom Teiche Bethesda mit dem Bade in Teplitz in Verbindung gebracht.

„Dürfen wir denn hinein, um die Mutter zu baden?“ fragte Fritz.

„Das Bad kostet fünfundsiebzig Kreuzer,“ sagte der Kellner nachlässig; die Verhandlung fing an, ihn zu langweilen.

„Fünfundsiebzig Kreuzer!“ schrie Anna auf, „das ist ja mehr, als wir haben! Davon steht doch in der Bibel nichts, daß es etwas kostete, wenn man ins Wasser steigen wollte!“

Der Kellner starrte das Mädchen verdutzt an; ihm war's, als ob es türkisch spräche. Endlich sagte er: „Es giebt auch Bäder für Arme.“

Fritz hatte unterdes die kleine Barschaft nachgezählt. „Wird die Mutter nach dem Bade auch gleich ganz gesund?“ fragte er.

„Ja, wie kann ich das wissen!“ erwiderte lachend der Kellner, „ich weiß ja nicht, was Eurer Mutter fehlt, und wie viele Bäder sie nehmen muß!“

Noch verschiedene Leute, Badewärterinnen und Wärter, auch der Bademeister hatte sich hinzugefunden; zu denen wandte sich der Kellner mit der halblauten Bemerkung: „Mir scheint es, als hätten die Leute besser in eine Irrenanstalt, als nach Teplitz gepakt!“

In demselben Augenblick kam Herr Schröder, zur Mittagstafel gelleidet, die Treppe herab. Die schwäzende und lachende Versammlung zog seine Aufmerksamkeit auf sich. „Was giebt's denn hier?“ fragte er.

„Hier sind ein Paar Kinder, bei denen es im Oberstübchen nicht richtig zu sein scheint, Euer Gnaden,“ sagte eine der Badewärterinnen; „man wird aus dem, was sie wollen, nicht recht klug; sie plauschen halt was zusammen von Engeln und Bädern und scheinen gar kein Geld zu haben.“

Herrn Schröders Blicke waren auf Anna gefallen, deren blaßes, unschuldiges Gesicht mehr verwundert als erschrocken dreinschaute. Dann musterte er auch die abgehärmte Gestalt der Mutter und die des Knaben; Endlich trat er zu der Frau, deren friedenvoller Ausdruck ihn anzog, und sagte freundlich: „Was wollt Ihr wissen, gute Frau? Kann ich Euch mit irgend etwas helfen?“



„Lieber Herr,“ antwortete die Frau, „hier muß irgend ein Irrtum vorliegen; nur weiß ich noch nicht recht, was für einer?“ Dann erzählte sie ihm, wie sie von den Heilquellen in Tepliz gehört, dabei an die Geschichte von dem Kranken am Teiche Bethesda gedacht, und wie die Kinder gesparr und sie über die Berge hergefahren hätten. „Ach,“ setzte sie hinzu, „hätte ich gewußt, was für ein weiter und steiler Weg das ist, ich hätte es den Kindern nie erlaubt!“

„Wenn Du nur gesund wirst, Mütterchen,“ sagte Anna, zärtlich ihre welcke Hand streichelnd. „Nicht wahr, lieber Herr, Sie sagen uns, wo der Teich ist, damit Mütterchen gleich hinein kann, wenn der Engel das Wasser bewegt; denn, sehen Sie, lange können wir, der Arbeit wegen, nicht fortbleiben.“

„Liebe Leute,“ sagte Herr Schröder, „ich fürchte, es ist alles ganz anders, als Ihr denkt.“ Er hätte über den unschuldigen Glauben der einfachen Leute lachen können, wenn er nicht zu gutmütig gewesen wäre, um ihnen wehe zu thun.

„Habt Ihr wirklich die Gicht?“ wandte er sich fragend an die Witwe, „hat der Arzt gesagt, daß die Bäder von Tepliz gut für Euch sind?“

„Ach, lieber Herr, ein Arzt!“ sagte die Witwe lächelnd, „zu uns ist seit Jahren kein Arzt gekommen!“

„Der liebe Gott hilft jedem, der gläubig zu ihm kommt,“ fügte Anna, treuherzig zu dem freundlichen Herrn ausblickend, hinzu.

„Es ist nicht geraten, daß ihr die Bäder hier besucht, ohne vorher ein ärztliches Urtheil gehört zu haben, gute Frau,“ sagte Herr Schröder. „Das Wasser von Tepliz kann ebenso viel schaden als nützen, man muß vorsichtig damit sein. Aber ich hoffe Euch helfen zu können; im Hause eines guten Bekannten von mir ist ein billiges Stübchen frei; dorthin will ich Euch bringen; dann wollen wir erst hören, was der Arzt sagt.“

„Aber um ein Stübchen zu mieten, fehlt es mir an Geld,“ wandte die Witwe ein.

„Ei, das laßt meine Sorge sein; wer den Vorschlag macht, muß auch die Kosten tragen,“ versicherte Herr Schröder lächelnd.

Das Haus, in welches er seine unerwarteten Gäste führte, war das, worin der Pastor wohnte.

Nachdem Herr Schröder die Familie Neumann untergebracht und wegen ihrer Beköstigung mit der Wirtin das Nötige abgemacht hatte, sprach er bei dem Pastor vor, der eben zum Essen gehen wollte. Er erzählte ihm unterwegs die sonderbare Geschichte und fügte dann halb ärgerlich hinzu: „Sie sehen, Herr Pastor, was bei dem Wunderglauben herauskommt, nichts als Dummheiten. Erschienen solche Wunder den Leuten nicht als das Einfachste und Natürlichste von der Welt, so wären sie ruhig zu Hause

geblieben; denn mir ahnt, daß Teplitz gar nichts für die Frau ist, die wohl wie eine Hungerleidende, aber nicht wie eine Gichtbrüchige aussieht. Wie die armen Kinder die Frau nun wieder die Berge hinaufbringen werden, das ist mir unverständlich. Ein Gott, der sich so persönlich um die einzelnen Menschen kümmerte, würde das gar nicht zugelassen haben; es ist die reine Tierquälerei.“

So brummte und murrte Herr Schröder, und es brachte ihn immer mehr auf, daß der Pastor mit keinem Worte etwas dagegen sagte, sondern ihm schweigend mit stillem Lächeln zuhörte.

Am Nachmittag kam Herrn Schröders Arzt, um die Kranke zu untersuchen. Die Verhandlung dauerte ziemlich lange; endlich kam der Medizinalrat zu Herrn Schröder, der in des Pastors Stube auf ihn wartete.

„Das ist kein Fall für uns,“ sagte der Arzt; „Teplitz kann hier nichts thun. Die Frau leidet an vollständiger Entkräftung, durch Not, Kummer und falsche Ernährung hervorgerufen. Außerdem fand ich den Anfang eines Lungenleidens, das jetzt bei mildem Klima und guter Nahrung noch sehr wohl heilbar wäre; aber in der rauhen Luft des Erzgebirges und bei der dort beliebten kärglichen Nahrung wird die Frau bald zu Grunde gehen. Vielleicht macht sie noch den nächsten Winter durch, einen zweiten aber kaum.“

Herr Schröder stand noch in Gedanken versunken. Ehe der Arzt ging, ließ er sich von ihm noch alle nötigen Vorschriften geben und sich versprechen, daß der Medizinalrat ab und zu nach der Kranken sehen wolle; dann begab er sich zu Frau Neumann.

„Seht Ihr, gute Frau, redete er sie an, ich hatte recht; Teplitz ist nichts für Euch; mit dem Teiche Bethesda war's also auch nichts.“

„Weg hat Er allerwegen; an Mitteln fehlt's Ihn nicht!“ antwortete die Witwe leise. Sie hatte die mageren Hände gefaltet und blickte mit klaren Augen und ungetrübtem Frieden zu Herrn Schröder auf. Er mußte seine Augen vor ihr niederschlagen. Diese Frau war doch in einer wahrhaft gräßlichen Lage; was gab ihr nur die ruhige Freudeigkeit? Doch nichts als der geschmähte Wunderglaube!

„Nun, vorläufig bleibt Ihr hier,“ sagte er endlich, „wir wollen 'mal sehen, ob die bessere Kost Euch vielleicht auf die Beine bringen kann.“

„Sehen Sie, lieber Herr, wie treu der Vater im Himmel für mich sorgt,“ entgegnete ihm die Witwe mit dankbarem Lächeln, da hat Er mir in Ihnen einen Seiner Engel gesandt!“ —

„Na, das muß ich gestehen, mit einem Engel habe ich doch wahrlich keine Ähnlichkeit!“ sagte Herr Schröder nachher zu dem Pastor, indem er an seiner behäbigen Gestalt hinuntersah.

Wieder hatte der Pastor als Antwort nur ein Lächeln, das Herrn Schröder spöttisch zu sein schien, aber nur schalkhaft war. —

Herr Schröder besuchte seine Schützlinge mit wachsender Teilnahme. Bald hatte er die ganze, einfache Geschichte der Frau erfahren; sie bestand aus einer Kette von Mühsalen und dabei doch demüthigen Festhaltens an der Vaterhand Gottes, aus der nur gute und vollkommene Gabe kommen kann. Seit dem Tode des Mannes, während dessen Krankheit sich Frau Neumann über Gebühr angestrengt hatte, war es mit der Gesundheit schnell bergab gegangen, bis sie gar nicht mehr arbeiten konnte. Herr Schröder hörte auch, daß die Witwe in allerlei feinen, weiblichen Handarbeiten erfahren war, gut klöppeln und sticken konnte. Mutter und Kinder gefielen ihm immer besser, und endlich reifte ein Plan in ihm, den er schließlich dem Pastor zur Begutachtung vorlegte. Er hatte eine große Fabrik in den südlichen Rheinlanden, in geschützter Lage. Für die vielen Mädchen, die in der Fabrik arbeiteten, brauchte er eine Aufseherin, eine erfahrene und zuverlässige Person; diese sollte Frau Neumann werden; denn die bisherige war während seiner Abwesenheit gestorben. —

„Ihre Gesundheit fängt schon an, sich zu bessern,“ sagte er eines Tages; „eine treuere Seele könnte ich zu dem Posten nicht finden, und für die Kinder wird auch gesorgt. Friß kann meinem Gärtner zur Hand gehen; er hatte schon längst einen Gehilfen nötig, und Anna, na, die kann vielleicht meiner Frau in der Wirtschaft oder bei den Kindern helfen, wenn sie ihr gefällt; sonst findet sich immer Arbeit für solch ein flinkes, geschicktes und bescheidenes Mädchen.“

Mit tausend Freuden und mit warmem Danke nahm die Witwe Herrn Schröders Vorschlag an.

„Gott vergelte Ihnen, was Sie an mir und meinen Kindern thun,“ sagte Frau Neumann, „wir wollen uns nach Kräften bemühen, daß Sie Ihre Güte nie zu bereuen haben.“

„Siehst Du, Mütterchen,“ rief Anna, „es ist, wie es im Liede heißt: Gott ist der rechte Wundermann!“

„Ja, der rechte,“ stimmte die Mutter ein, „das will sagen, Er thut nicht nur Wunder, wie wir es uns eingebildet haben, sondern so, wie es am besten für uns ist.“

Der Pastor warf Herrn Schröder einen lächelnden Blick zu und sagte: „Nun, lieber Freund, was sagen Sie hierzu?“

„Es ist Unsinn,“ polterte Herr Schröder; „ich sehe nichts von einem Wunder oder einem Wundermann; es ist ja alles natürlich zugegangen, und ohne meine Hilfe wäre auch das nicht einmal zustande gekommen!“

„Aber wer hat es gefügt, daß Sie gerade jetzt in Teplitz sind und nicht vier Wochen früher, wie Sie wollten, und wie es Ihrer Krankheit

wegen zu Ihrem Verdrusse nicht ging? Wer hat Ihre Aufseherin gerade jetzt abgerufen und Frau Neumann hierher geführt, als Sie da waren, der der Familie helfen konnte? Wer hat, anders zwar, als die Leute hofften, aber doch so wunderbar geholfen?"

Herr Schröder sah den Pastor starr an; es schien ihm wie Schuppen von den Augen zu fallen; endlich fing er an zu lachen und rief: „Daß doch die Pastoren immer das letzte Wort haben müssen; anders thun sie's nicht!"

„Wir nicht, aber der rechte Wundermann; der will allerdings immer das letzte Wort haben und wird's wohl auch behalten,“ sagte der Pastor ernst.



## Grabschrift eines Kindes.

Du blühest frisch und rosenrot,  
Früh knickte dich der bleiche Tod;  
Doch Englein zur höchsten Lust  
Dich trugen an des Heilands Brust.

Manch Blümlein Winters untergeht,  
Doch Frühlings wieder neuersteht;  
So folgt aus deiner Schlummernacht  
Des Auferstehens Wunderpracht.

Wir haben dich so heiß geliebt;  
Die Trennung hat uns tief betrübt.  
Gott schenk uns frohes Wiedersehn  
In jenen sel'gen Himmelshöhn.



## Auf der Schwelle der Neuen Welt.

Ein Streifzug durch den New Yorker Hafen.

Von Gustav Maxfeldt.

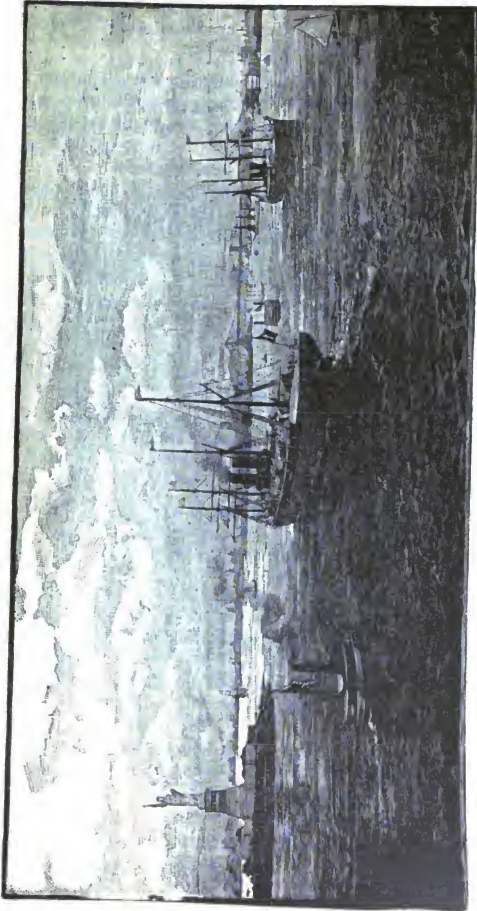


Alles steht spähend auf dem Verdeck der „Servia“ von der Cunardlinie, denn dieser „schwimmende Palast“, der mit Einschluß der 150 Köpfe starken Mannschaft an tausend Personen in seinem Rumpfe birgt, nähert sich seinem Ziele: New York.

Diese gewaltige Millionenstadt bildet ja für die meisten Einwanderer und Touristen die Pforte der Neuen Welt; die Schwelle dieser Pforte wiederum aber ist das New Yorker Custom House (Hauptzollamt) mit den dazu gehörigen Bauten und Einrichtungen, die wir nebst dem darin herrschenden Leben und Treiben unseren Lesern nachstehend etwas eingehender zu schildern gedenken.

Links in der Ferne erscheint jetzt der hochragende Leuchtturm von Sandyhook als das freudig begrüßte Wahrzeichen der Neuen Welt und das erste Zeugnis amerikanischen Schaffens. An ihm vorüber gleitet der Dampfer, wir nähern uns mehr und mehr einem hügeligen Waldlande, dessen Saum zahllose Städtchen und Dörfer begrenzen, während prächtige Landsitze die Gipfel der Uferhöhen krönen. Nun fahren wir durch die von Forts künstlich befestigte Meeresstraße zwischen den beiden Inseln Long Island und Staten Island, welche die „Narrows“ (enge Durchfahrt) heißt und den eigentlichen Thorweg der Neuen westlichen Welt darstellt.

Jetzt sind wir in die Bai von New York eingefahren, und vor uns liegt der gewaltige Hafen mit seinen Tausenden und aber Tausenden von Schiffen. Hinter dem von Bedloes Island emporragenden Niesenstandbilde der „Freiheit“ dehnt sich ein ungeheures Häusermeer aus; in der Mitte New York selbst auf der Insel Manhattan, die heiderseits von den Armen des Hudson umspannt wird; rechts Brooklyn, eine Stadt, die für sich allein so groß wie Berlin ist, und wohin die berühmte Hängebrücke führt, links Hoboken. Diese drei zusammen aber bilden eine Stadt, die an Größe und Einwohnerzahl alle Städte der Alten Welt, mit alleiniger Ausnahme von London, übertrifft. Das Ganze bildet ein Panorama, so groß-



Einfahrt in den Hafen von New York.

artig und eigenartig schön, wie man es kaum ein zweites Mal wieder trifft, und das sich kühn selbst neben dem Busen von Neapel, dem Goldenen Horn und der Bai von Rio de Janeiro sehen lassen darf.

Schon von Fire Island aus wurde unser Dampfer telegraphisch angemeldet. Während wir wohl noch dreihundert englische Meilen vom Lande waren, ist schon ein Lotsenboot auf uns zugekommen und hat den erfahrenen Schiffsleiter bei uns an Bord gesetzt,

dessen Hand seitdem das Steuer lenkt. Jetzt kommt eine zweite Ruffschale dem einlaufenden Kiesen entgegen: der Zollkutter, dessen Insassen sich gleichfalls an Bord begeben.

Von diesen Beamten des Custom House prüft der Oberste im Rang die Schiffspapiere, die ihm der Kapitän übergiebt, bescheinigt deren Durchsicht und versiegelt dann die Luken und übrigen Öffnungen des Dampfers, worauf dieser der Bewachung verschiedener Inspektoren des Zollamtes überwiesen wird.

Inzwischen müssen alle Passagiere vor anderen Beamten einzeln erklären, wie viel Gepäckstücke jeder bei sich führt, was deren Inhalt ist, und insbesondere, ob zollpflichtige Gegenstände darunter sind. Über jede Aussage wird ein kurzes Protokoll aufgenommen, das man zu unterschreiben hat. Alsdann werden die einem Passagier oder einer Familie gehörigen Gepäckstücke mit einer Nummer versehen, und die gleiche Nummer steht auf einem Schein, den man eingehändigst bekommt.

Wer von den Passagieren aber gedenkt, den Zollbeamten ein Schnippchen zu schlagen und durch einen kleinen Schmuggel das New Yorker Zollamt um den ihm zukommen-

den Betrag zu bringen, der irrt sich sehr, wenn er etwa wähnen sollte, mit der geschilderten Formalität an Bord bereits allen Jährlichkeiten entronnen zu sein. Die eigentliche Visitation kommt vielmehr erst noch.

Der Dampfer ist mittlerweile in den North River eingelaufen und am Quai vor Anker gegangen. Die hölzerne Verbindungsbrücke wird niedergelassen, und wir betreten den Boden der Neuen Welt, während unser Ge-



Die Freiheitsstatue.

pät zunächst nach der unmittelbar am Ufer gelegenen Barge-Office (Schiffsamt) gebracht wird.

Hier befinden sich in dem durch einen Turm ausgezeichneten steinernen Hauptbau die Revisionsbureaux, während in einem kolossalen hölzernen Anbau das Gepäck der Kajütenpassagiere aufgestapelt wird. An den Wänden sind in bestimmten Zwischenräumen große Buchstaben angebracht, und jeder Reisende findet sein Eigentum unter dem Buchstaben wieder, mit dem sein Name anfängt.



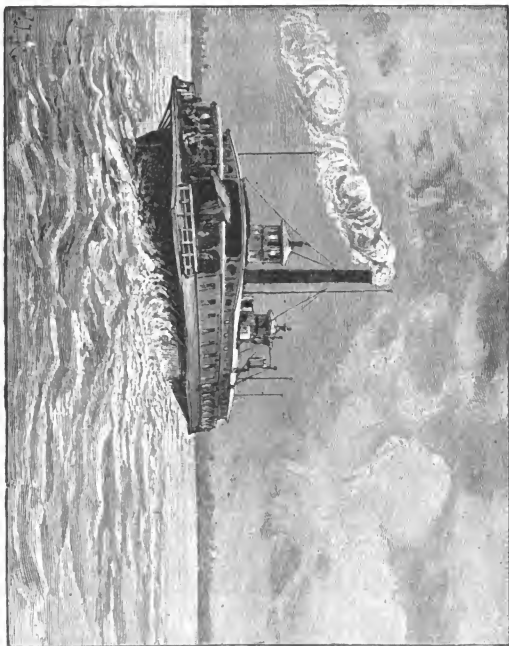
Die East River-Brücke.

Die New Yorker Zollbeamten sind höfliche und coulante Leute, dabei aber meist so scharfblickend und erfahren in ihrem Fach durch stete Übung, daß ihnen wohl nur selten steuerpflichtige Gegenstände durchschlüpfen. Verhältnismäßig oft sollen nach Mitteilungen unserer Zolloffizianten Damen den Versuch wagen, den Fiskus um die von ihm erhobene Abgabe zu prellen, und deswegen sind auch stets weibliche Inspektoren zur Stelle, die in besonderen Gemächern verdächtige Personen ihres Geschlechts zu



untersuchen haben. Diese Beamten sind nicht minder scharfsichtig und gewandt wie ihre männlichen Kollegen, und sie fördern meist schon nach sehr kurzer Zeit aus verborgenen Kleidertaschen goldene Uhren oder andere Pretiosen zu Tage, sowie Spitzen und sonstige Webstoffe, welche die

Ein Fährboot im New Yorker Hafen.



ertappte Schmugglerin sich um den Leib gewickelt hat, und was dergleichen Kniffe und Schliche mehr sind.

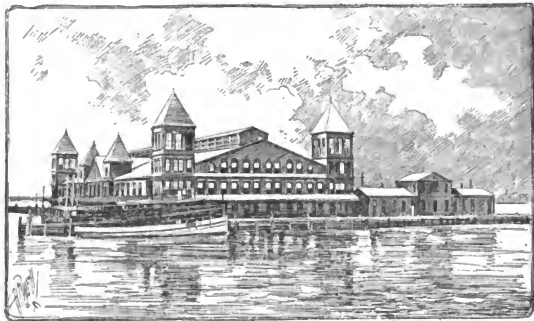
Die Kajütenpassagiere sind verhältnismäßig rasch abgefertigt, und auch die Zwischendeckpassagiere, das Gros der Ankömmlinge, nehmen nicht viel längere Zeit in Anspruch, da sie erfahrungsmäßig nur selten zu schmuggeln versuchen. Es sind dies fast sämtlich Einwanderer, die sich in den Ver-



Errapt!

einigten Staaten von Nordamerika eine neue Heimat suchen wollen und deren Anzahl sich in der Zeit von 1821 bis 1892 auf 16,838,833 Köpfe belief.

Während bis in die neueste Zeit der Zuzug solcher Auswanderer als ein Segen für das Land betrachtet wurde, haben sich die Anschauungen darüber jetzt geändert, und bereits am 28. Februar 1891 genehmigte der Kongreß in Washington eine Einwanderungsbill, durch welche der ferneren Aufnahme mittelloser Personen ein Riegel vorgeschoben wurde, weil die massenhafte Ansammlung von Proletariat bereits zu einem öffentlichen Notstande geworden war. Dabei wurde den zuständigen Behörden ein weitgehendes Ermessen über die Vermögenslage der Einwanderer beigelegt.



Ellis Island, der Landungsplatz der Einwanderer.

Fernere wichtige Gesetze über die Einwanderung und über die Quarantäne sind Anfangs 1898, in den ersten Monaten der Präsidentschaft Harrisons zustande gekommen. Nach ihren Bestimmungen müssen alle Schiffe, bevor sie zur Ausladung zugelassen werden, vom amerikanischen Konsul des Ausgangshafens ein Zeugnis darüber beibringen, daß alle bezüglich der Gesundheit vorgeschriebenen Maßnahmen getroffen seien. Nach einem anderen Gesetze müssen jetzt die Dampfschiffgesellschaften am Abgangshafen eine amtliche Namensliste der Auswanderer jedes Schiffes aufnehmen, die bei der Ankunft den Inspektoren eingehändigt wird. Personen, die nicht nachweisen können, daß sie dem Staate nicht zur Last fallen werden, dürfen unter keinen Umständen mehr zugelassen werden.

Bisher nahmen besondere kleine Dampfer jedesmal die Zwischendecks-

passagiere auf und brachten sie von dem Auswandererschiffe in Castle Garden ans Land. Castle Garden ist eine weite runde Halle an der Südspitze der Manhattan-Insel, auf der New York erbaut ist, zur Kontrolle und zur Unterstützung der Einwanderung bestimmt. Ursprünglich als Cirkus errichtet, wurde das Gebäude später als Musentempel benützt, in dem Jenny Lind, die „Schwedische Nachtigall“, zum erstenmale auf amerikanischem Boden sang. Vom 1. August 1855 ab diente Castle Garden dann



Beim Geldwechsler.

bis in die neueste Zeit als Einwandererlandungsplatz, und als erster Ankömmling wurde am 5. August jenes Jahres ein Deutscher, Namens Heinrich Krehbiel, der mit der Bark „Europa“ anlangte, daselbst gelandet.

Neuerdings ist dies Einwandererlandungsdepot von Castle Garden nach Ellis Island verlegt worden. Hier wird genau Buch geführt über die ankommenden Dampfer, über Zahl und Namen der Auswanderer, über Todesfälle und Geburten während der Reise, sowie über ihre Pro-

fession und ihre ferneren Bestimmungsorte, hier findet eine, wenn auch, wie schon bemerkt, nur flüchtige Inspektion ihres Gepäcks statt, und hier haben sich die sämtlichen Zwischendeckspassagiere vor der Einwanderungskommission über die ihnen zu Gebote stehenden Mittel auszuweisen. Haben



Das Patrouille-Boot.

sie nicht mindestens 30 Dollars im Besitz, oder aber Verwandte in Amerika, so dürfen sie nicht in die Stadt, sondern müssen unmittelbar aus dem Depot mit dem nächsten Dampfer wieder nach ihrer Heimat zurückkehren.

Es sind besondere Einwanderungsinspektoren da, welche sich in dem Depot der Ankömmlinge hilfreich annehmen, ihnen ihr europäisches Geld

in amerikanisches umwechseln und ihnen die Adressen ordentlicher Logierhäuser angeben. Auch ist ein Arbeitsnachweisebureau mit dem Depot verbunden; diejenigen Leute aber, welche gleich weiter landeinwärts wollen, erhalten die Fahrkarten auf den kürzesten Strecken und ihre Gepäckscheine



Hafenpolizei im Kampfe mit Schmugglern.

beforgt, um sie nach Möglichkeit vor den Gaunern zu schützen, welche mit Vorliebe auf die „Grünhörner“, die frisch Angekommenen und Unerfahrenen, lauern.

Der Kapitän des eingelaufenen Dampfers muß persönlich auf dem Zollamte seine Papiere, insbesondere den Ausweis über Passagiere und

Ladung, abgeben und deren Richtigkeit beschwören. Binnen achtundvierzig Stunden hat er außerdem noch ein Verzeichnis der geladenen Spirituosen und der Schiffsvorräte einzuliefern, eine nach der Kopfzahl seiner Mannschaft sich richtende Summe an den Hospitalfonds für Seeleute zu entrichten, und bekommt dann die Erlaubnis zum Löschen seiner Ladung.

Die Aufsicht bei diesem Geschäft führen die seit dem Einlaufen des Dampfers an Bord verbliebenen Inspektoren, welche die Güter vor dem Ausladen — soweit dies erforderlich ist — wägen, messen oder eichen lassen. Erlaubt das Gesetz ihre Einführung nicht, so werden sie mit Beschlag belegt, während man die wirklich ausgeladenen Waren aufzeichnet, um diese Angaben nachher mit dem Schiffsregister im Zollamte zu vergleichen.

Für gewöhnlich darf an den Quais nur von Sonnenauf- bis Untergang entladen werden, und nur in besonderen Ausnahmefällen kann man eine weitergehende Ermächtigung erhalten. Sonst verschließen beim Dunkelwerden die Inspektoren die Luken des Schiffes, worauf das in zwei Wachen vor und nach Mitternacht geteilte Corps der Nachtspektoren den Sicherheitsdienst am Hafen übernimmt. Die Leute sind uniformiert und wohlbewaffnet; ihre Hauptaufgabe ist es, den Schmuggel an der Küste zu verhüten, der zeitweise einen sehr großen Umfang annimmt und noch nie gänzlich hat ausgerottet werden können.

Die Schliche der Schmuggler sind hier, wie überall, mitunter äußerst sinnreich. Häufig haben aus Cuba kommende Dampfer Passagiere an Bord, welche wertvolle Cigarren, in Gummi säden bewahrt, im unteren Teil der Bai ins Wasser werfen. Mit ihnen im Einvernehmen befindliche Personen suchen in Rähnen diese Pakete aufzufischen und sie dann auf am Strande bereitstehenden Wagen schleunigst fortzuschaffen.

Mächtige Klöße von fremdländischen Hölzern erwiesen sich bei genauer Untersuchung als ausgehöhlt und mit Cigarren, Spirituosen und dergleichen angefüllt. Große Kisten enthielten ganz richtig, wie in dem Register angegeben war, Stiefeln, aber in den Abfäßen der letzteren fand man zierliche Damenuhren, wie in den Doppelwänden der Koffer mitunter Spitzen, Schmucksachen und andere Schätze.

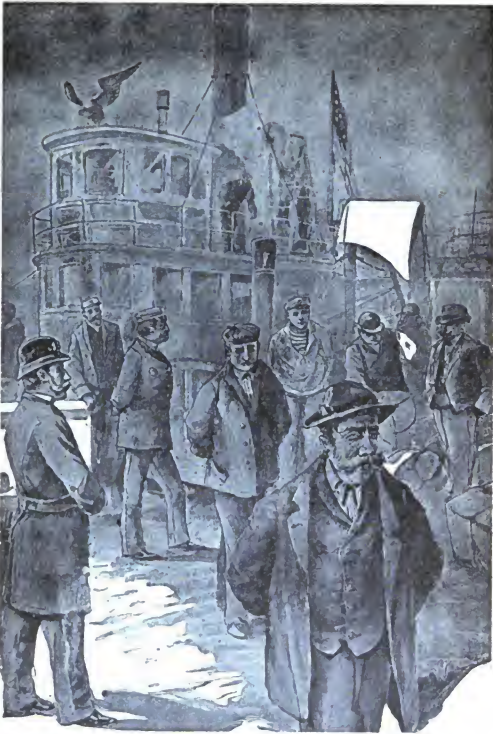
Alles, was beschlagnahmt wurde, gelangt in ein besonderes Bureau, den Seizure Room (Konfiskationszimmer), wo natürlich die verschiedenartigsten Gegenstände zusammenkommen. Leicht dem Verderben ausgelegte Waren versteigert man baldmöglichst öffentlich; das übrige wird eine bestimmte Zeit aufbewahrt, um unter gewissen gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen den Eigentümern auf Verlangen wieder ausgeliefert zu werden.

Die Centralbehörde aller dieser Beamten, welche auch alle Reklamationen entgegennimmt u. s. w., ist das Custom House, das Hauptzollamt von



Ein Schlußpunkt.





Das Abführen gefangener Schmuggler.

New York, dessen der Wallstreet zugekehrte Frontseite 200 Fuß mißt, bei einer Tiefe von 160 und einer Höhe von 77 Fuß. Zwölf dorische Säulen bilden einen imposanten Portikus; im Innern ist besonders bemerkenswert die Rotunde, deren Kuppel auf acht Säulen aus buntem, italienischem Marmor ruht. In diesem geräumigen Saale, der den Mittelpunkt des ganzen Gebäudes bildet, versammeln sich während der Geschäftsstunden die

Hauptbeamten des Zollamts, hier strömt fortwährend eine Menge von Kaufleuten, Beamten und Commis ab und zu. Ist ein Schiff eingelaufen, so eilen die Empfänger der Waren oder ihre Makler ins Zollamt, um die Herausgabe zu beschleunigen; sie geben ihre Fakturen und Verladungsscheine ab, damit diese bezüglich ihrer Übereinstimmung mit dem Schiffsregister geprüft werden.

Dies für den gesamten Handelsverkehr so wichtige Gebäude war in den siebziger Jahren berüchtigt wegen der unglaublichen Korruption seiner Beamten, vom obersten angefangen bis zum letzten Zollbiener. „Es war,“ wie E. v. Hesse-Wartegg schreibt, „der Hort des politischen ‚Ringwessens‘ von Amerika, und das ganze Zollamt übte bei den oft in den Rot der Niedertracht herabsinkenden Wahlumtrieben häufig seinen käuflichen, verwerflichen Einfluß aus. Gleichzeitig stand die Bestechlichkeit hier in der vollsten Blüte, und es wurde kein Stück Seide, kein Stückchen Ware im im Hafen von New York eingeführt, ohne daß nicht eine bedeutende Summe als Schandgeld in die Taschen der Beamten gefallen wäre. Ja, die letzteren gingen in ihrer Kühnheit so weit, selbst die Passagiere der in New York landenden Dampfer um ihren Sündenpreis anzubetteln, und so schon die Ehre des Beamtenstandes den aus Europa kommenden Reisenden zu verkaufen, ehe diese noch den Boden Amerikas betraten.“ . . .

Vom Zollamte unabhängig, aber doch in unmittelbarer Beziehung zu ihm, besteht eine äußerst tüchtige geheime Hafenpolizei, die sowohl die Seeleute, wie die importierenden Händler und die Zollbeamten selbst überwacht.

Um was für Riesensummen und um welche gewaltigen Interessen es sich in dem Zollamte handelt, mag die Angabe darthun, daß sich in dem am 30. Juni 1893 schließenden Finanzjahre die Zölle der Vereinigten Staaten insgesamt auf nicht weniger als 203,355,017 Dollars beliefen, und daß die Einfuhr aus Europa allein in den Jahren 1891 bis 1893 458,450,000 Dollars betrug. Chef des Zollamtes ist der „Collector of the port of New York“ (Einnahmer des New Yorker Hafens), welcher nebst den drei nächst hohen Beamten unter ihm durch den jedesmaligen Präsidenten ernannt und vom Senate bestätigt wird; sie behalten ihre verantwortungsvollen Posten für die Dauer der Präsidentschaft, also vier Jahre lang, falls sie nicht aus sachlichen Gründen vorher derselben durch einen Beschluß enthoben werden, den Präsident und Senat gemeinsam fassen müssen.





## Bald kommt der Herr zum Weltgerichte.

Für „Blätter und Blüten“ von L. D.

Bald kommt der Herr zum Weltgerichte!  
O Menschenkind, bist du bereit?  
Der Sünde Freuden gehn zunichte,  
Zu Ende eilt die Erdenzeit,  
Und bist du dann nicht neugeboren,  
So gehst auf ewig du verloren.

Bald kommt der Herr zum Weltgerichte!  
O höret doch dies ernste Wort!  
Entsaget schnell dem Bösewichte,  
Und fliehet aus der Sünde fort,  
Und suchet Heil in Jesu Wunden,  
Dann werdet ihr bereit erfunden.

Bald kommt der Herr zum Weltgerichte!  
O jub'le laut, du Christenschar,  
Blick auf mit frohem Angesichte;  
Es naht vom Himmel wunderbar  
Erlösung dir ans allen Plagen,  
Und Rettung ans den Jammertagen.

Bald kommt der Herr zum Weltgerichte!  
Bald tagt die gold'ne Ewigkeit,  
Dann schweben wir im Himmelslichte  
Vor Gottes Thron voll Seligkeit.  
O Jesu, Jesu, komm hernieder  
Und rette deines Leibes Glieder!



## Gopinath Nandy, der Märtyrer von Allahabad.

Ein Bild aus der Heidenmission.

Für „Blätter und Blüten“ von P. W. D. J. Rißemann.



er Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinewillen, der wird's finden.“ Dieses köstliche Wort aus dem Munde der ewigen Wahrheit ist fast ganz und gar in Vergessenheit geraten, und doch steht es so stark und gewaltig da. Draußen aber in der Heidenwelt, wo das Wort der Wahrheit zur Seligkeit Schritt für Schritt seine Siegesbahn zieht und seine Gnadenwunder an den in Finsternis und Todes Schatten sitzenden Völkern ausrichtet, be-

schämen uns in dieser Beziehung gar manche neu bekehrte Christen. Dies ist wohl nirgends herrlicher und großartiger zu Tage getreten, als während des schrecklichen Militär-Aufstandes in Indien im Jahre 1857. Unter den dortigen eingeborenen Christen, die damals alles um ihres Glaubens willen zu dulden bereit waren, leuchtet uns ganz besonders der Name eines Mannes entgegen, dessen Geschichte in diesen wenigen Blättern den Lesern mitgeteilt werden soll. Gopinath Nandy ist der Name dieses Helden.

Ostindien, wo dieser treffliche Mann lebte, litt und starb, gehört den Engländern. Vor etwa 180 Jahren kamen englische Kaufleute nach diesem reichen und großen Lande und legten da und dort Handelsniederlassungen

an. Aus diesen Kaufleuten wurden nach und nach mächtige Herren, die sogar Truppen anwarben und ganze Heere im Solde hatten. Durch Kampf und Eroberung nahmen sie große Provinzen, ja Königreiche in Besitz, bis endlich fast ganz Indien unter ihrer Botmäßigkeit stand. Die Armeen aber, mit denen sie das Land erobert hatten, bestanden meist aus lauter eingeborenen Soldaten, die man Sipahis nennt. Nur die Offiziere waren Engländer, und sie waren es, die diese Sipahis in allen Kriegskünsten einzulernen verstanden. Es war ein schönes, tapferes und kriegerisches Heer, diese 2 bis 3000 Sipahis, die in Indien unter englischen Offizieren standen. Diese Heeresstruppen waren über das ganze Land verteilt, und sie genossen so großes Vertrauen, daß man die wichtigsten Festungen, Arsenale und Waffenplätze ihrer Obhut überwies. Niemand dachte daran, daß diese kriegs- und sieggewohnten Söldner einmal ihre Waffen gegen ihre englischen Herren richten und Tod und Verderben über sie bringen könnten. Und doch kam es endlich dazu. Lange schon gährte im Verborgenen die Unzufriedenheit. Namentlich waren es die Mohammedaner, welche einst das Land regiert hatten und schon längst den Untergang der Engländer herbeiwünschten. Haß gegen die Fremdherrschaft und noch größerer Haß gegen das Christentum stachelten die Sipahi-Regimenter zur Empörung. Niemand hatte auch nur eine entfernte Ahnung davon. Da brach plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, das Ungewitter los. Ein Regiment um das andere empörte sich gegen die bestehende Ordnung, und wie unmenshlich grausam die Meuterer gegen alles, was den Christennamen trug, Eingeborene sowohl als Europäer, wütheten, kann man sich denken. Eine einzelne Scene aus dieser furchtbaren Drangsalzeit und zwar in Allahabad, wo Gopinath Pandey sich befand, wird uns in Folgendem vor Augen geführt.

### 1. Der Aufstand in Allahabad.

Es war am 10. Mai 1857, als in der indobritischen Garnisonsstadt Mirat das erste Sipahi-Regiment sich zur Meuterei erhob und damit die Losung zum allgemeinen Aufstand gab. Am Tage darauf brach das Feuer des Aufruhrs in Delhi aus, dieser alten Residenz der Großmoguln, und gleich einem Waldbrand, der vom Sturmwind weiter getragen wird, verbreitete sich die Meuterei mit unglaublicher Schnelligkeit über den ganzen Norden Indiens. Mohammedaner und Hindus machten zum erstenmal, seitdem beide nebeneinander in Indien wohnten, gemeinschaftliche Sache und schienen wie ein Mann sich erhoben zu haben, nicht nur die britische Herrschaft in Indien zu stürzen, sondern vornehmlich alles, was den Christennamen trug, Ausländer wie Eingeborene, bis auf die Wurzel aus-

zurotten und auf ewige Zeit zu vernichten. Eine Schreckensscene folgte der anderen. Nachdem am 10. Mai 31 Europäer der Wut der Rebellen zum Opfer gefallen, wurden in den folgenden Tagen zu Delhi 40 Frauen und 54 Kinder kalten Blutes geschlachtet; in Agra erlagen 33 Personen; in Khanpur während der erstmaligen Schlägerei zwischen drei- und vierhundert. In der verhängnisvollen Nacht des 16. Juli wurden ebendasselbst weitere dreihundert Männer, Frauen und Kinder auf Befehl des berücktigten Anna Sahib hingemordet. Täglich kamen neue Opfer dazu, bis man nach Tausenden zu zählen anfang. „Von jener Zeit an,“ schreibt einer der überlebenden Engländer, „begann eine Reihe von Greueln und Grausamkeiten, derengleichen die Geschichte kaum irgendwo sonst aufzuweisen vermag. An einer Menge von Orten in Ober-Indien waren englische Männer, Frauen und Kinder den allerentsetzlichsten Prüfungen, den grausamsten Leiden und Gefahren ausgesetzt und sahen sich in einen gemeinsamen Untergang hineingerissen. Sie wurden gleich dem Wild von Ort zu Ort gehetzt und verfolgt; wo man sie fand, wurden sie mit Striden zusammengetrieben, an Bäume und Pfosten gebunden und, obgleich unbewaffnet und hilflos, in viehischem Blutdurst hingeschlachtet. Mehrere Monate lang ging das Morden, Plündern, Sengen und Brennen fort, und auf Hunderte von Meilen weit lagen alle Wohnungen unserer Landsleute in Trümmern. Die Landstraßen waren von Räubern und Mördern blockiert; aller Handel und Wandel war zu Ende, und Hunderte unserer ermordeten Mitbrüder und Mitschwester lagen unbeerdigt auf den verödeten Feldern umher, eine Beute der Schakale und Geier.“

Zu der Zahl der Opfer, die in jenen Tagen des Bluts und des Schreckens fielen, lieferten die eingeborenen Christen ein nicht geringes Contingent, — zum Beweis, daß es nicht bloß die Ausrottung der britischen Fremdherrschaft, sondern die Vernichtung des Christentums in Indien galt. Allerdings waren manche dieser jungen Christen noch nicht stark genug, um des Namens Jesu willen den Raub ihrer Güter zu ertragen und Weib und Kind und selbst das eigene Leben zum Opfer zu bringen. Da und dort hat ein eingeborener Christ sein Leben mit der Verleugnung seines Christenglaubens erkauf. Aber diesen wenigen Abtrünnigen steht die große Mehrzahl derer gegenüber, die lieber alles erduldeten, ja lieber das Leben ließen, als daß sie den Namen Jesu gelästert und die Hoffnung des ewigen Erbes weggeworfen hätten. Märtyrer, wie Bilajat und Ali in Delhi und viele andere, glänzen in nicht geringerer Krone, als die edelsten Blutzengen der ersten Christenheit. Sie sind ein unwidersprechliches Zeugnis, daß die Mission in Indien dieselben herrlichen Früchte getragen hat und noch trägt, wie einst in den ersten drei Jahrhunderten die Predigt des Evangeliums im römischen Reich.

Beim Ausbruch der Militär- Meuterei war es natürlich den Führern derselben vor allem daran gelegen, die festen Plätze, wo große Waffen- und Munitionsvorräte lagen, in ihre Hände zu bekommen. In Nord-Indien ist in dieser Beziehung kein wichtigerer Platz als Allahabad. Wenn man von den Mündungen des Ganges an aufwärts diesem gewaltigen Strom folgt, so gelangt man etwa halbwegs zwischen seinem Ursprung, der in den Himalaya-Bergen liegt, und seinem Ausfluß ins Meer an die Stelle, wo die klaren Fluten der Dschamuna mit den gelblich getrübbten Wassern der Ganga sich vermischen. Durch den Zusammenfluß dieser beiden Gewässer wird die Landzunge gebildet, auf welcher Allahabad liegt. Beide Ströme sind dem Hindu heilig, der Ort ihrer Vereinigung ist also doppelt heilig. Allahabad ist daher ein vielbesuchter Wallfahrtsort, weil es hier am verdienstlichsten ist, sich in die entsündigenden Fluten beider Geschwisterströme zu stürzen und das dort geschöpfte Wasser in die Heimat zu tragen. Wenn ein Pilger ankommt, so setzt er sich am Uferande nieder und läßt Haupt und Körper so scheren, daß jedes Haar ins Wasser fällt, denn die heiligen Schriften versprechen ihm für jedes einzelne so geopferte Haar eine Million Jahre Aufenthalt im Himmel. Nachdem er geschoren ist, badet er sich, an demselben oder spätestens am nächsten Tag verrichtet er die Totenfeier für seine verstorbenen Vorfahren. Viele dieser „Frommen“ machen ihrem Leben hier ein Ende, indem sie sich in einem Boot nach der Stelle rudern lassen, wo beide Ströme zusammenkommen, um sich dann, nachdem gewisse Feierlichkeiten vollbracht sind, mit drei großen um den Körper befestigten Wasserkrügen in den Strom zu senken. Andere haben sich mit solcher Hast in die heilige Flut gestürzt, daß man sie nicht wieder auftauchen sah. Arme, betrogene Menschen! Besonders im Monat Februar kommen Tausende solcher Wallfahrer, Reiche und Arme, hier zusammen, welche mit denselben Empfindungen den göttlichen Strom erblicken, wie der verschmachtende Wanderer in der Wüste die Brunnen der Oase; die ganze Seele fühlt sich gehoben, neue Kräfte beleben den Ermüdeten, und indem sich seine Schritte verdoppeln, hört man ihn den Namen seines Gottes immer lebhafter anrufen und preisen.

Allahabad besteht eigentlich aus drei Abteilungen: dem Fort auf jener Landzunge, die vom Zusammenfluß der Dschamuna und Ganga gebildet wird, dann aus der Eingeborenenstadt, welche sich nordwestlich von jenem an der 1200 Yards breiten Dschamuna ausbreitet, und endlich aus den zwischen beiden weit nach Norden und Osten sich erstreckenden Kantonnements, d. h. aus den Kasernen und den um sie her liegenden Europäerwohnungen.

In den Kasernen befand sich an jenen Tagen nur ein Sipahi-Infanterie-Regiment Nr. 6; im Fort aber lagen vier Kompanien Sikhs, etwa 400 Mann, samt etwa 80 Mann des Sipahi-Infanterie-Regiments, denen

die Hauptpunkte der Festung zur Bewachung anvertraut waren, während an europäischen Truppen außer den Offizieren nichts als eine kleine Zahl von sogenannten „Pensionärs“, d. h. auf der Invalidenliste stehenden Artilleristen, im Fort sich befand. Es mochten ihrer etwa 65 sein. Von Kalkutta her wurde allerdings sofort eine Abteilung europäischer Truppen nach diesem wichtigen Platze beordert; aber der weite Weg, die Gefahren und Kämpfe unterwegs, der Mangel an Transportmitteln, der Hilfeschrei von allen Seiten zugleich, die entsetzliche Hitze gerade in der heissesten Zeit des Jahres — alles wirkte zusammen, um das wirkliche Eintreffen der Hilfstuppen lange, lange zu verzögern.

Während unter den Sipahis in Allahabad bereits der satanische Plan zur Meuterei gefaßt war, wußten sie doch ihre Offiziere zu täuschen, daß lange Zeit kaum eine Spur von Verdacht in diesen auftauchte. Hatten doch die Heuchler wieder und wieder ihre unschütterliche Fahrentreue beteuert, ja sogar wiederholt um die besondere Vergünstigung gebeten, gegen die Meuterei in Delhi marschieren und in dem Blute derselben die Schmach auslöschen zu dürfen, welche sich durch ihren Verrat und durch die vielen von ihnen begangenen Grausamkeiten auf den bis dahin unbefleckten Namen der Sipahis gebracht hatten! Sie lieferten sogar mehr als einmal fremde Spione aus, die sich in die Kantonnements von Allahabad geschlichen und das Regiment zum Abfall zu bewegen versucht hatten. Durch dies alles wurde der Glaube an ihrer Treue so stark, daß Lord Canning, der Generalgouverneur in Kalkutta, selber in einem eigenen Schreiben ihnen den Dank der Regierung aussprach. Ehe dieses Dankeschreiben in Allahabad eintraf, langte ein Telegramm von Sir Henry Lawrence, dem unvergeßlichen Befehlshaber von Lucknow, an, das ganz anders lautete. Es enthielt die Weisung, alle Europäer in und um Allahabad mit Ausnahme der dienstthuenden Offiziere in den Kantonnements ins Fort zu bringen und da zu behalten, bis alles sicher sei. Der Grund dieses beängstigenden Befehls lag, wie man alsbald erfuhr, nicht in einem besonderen Verdacht gegen die Treue des Sipahi-Regiments in Allahabad, sondern vielmehr in dem Umstand, daß auch in dem weiter stromabwärts gelegenen Benares die Meuterei ausgebrochen war. Die dortigen Rebellen wurden zwar überwältigt, aber auf ihrer raschen Flucht, die man nicht verhindern konnte, schlugen sie den Weg nach Allahabad ein, und man fürchtete mit Recht, daß sie für diesen wichtigen Waffenplatz gefährlich werden könnten. Das Telegramm verbreitete nicht geringe Bestürzung unter der europäischen Bevölkerung in Allahabad, und alles, — Männer, Frauen und Kinder, selbst ein Teil der eingeborenen Christen — eilte ins Fort, um daselbst Schutz zu suchen. Noch am selben Abend ließen sich alle waffenfähigen Europäer zu einer Art Miliz formieren und versehen sich mit Gewehren und Schießbe-



darf aus dem Arsenal, so daß die Gesamtzahl der bewaffneten und dienstfähigen Männer, die Offiziere abgerechnet, sich auf etwa 120 bis bis 130 belief. Doch ging die Nacht vom 4. auf den 5. Juni ruhig vorüber. Man erholte sich wieder vom Schrecken. Man hoffte, daß die Benares-Rebellen auf dem Wege zersprengt oder vernichtet worden seien, zumal da kein weiteres Telegramm von Patna her einlief (der Telegraphendraht war in derselben Nacht von jenen Rebellen durchgeschnitten worden!). Als nun vollends am 5. früh das Dankeschreiben des Generalgouverneurs eintraf, worin die Sipahis in den Kantonnements von Allahabad so überschwenglich gelobt wurden um ihrer Treue willen, da wich die Besorgnis schnell und man gab neuer Zuversicht Raum. Die meisten Europäer verließen am Morgen wieder das Fort, zumal da die engen Räume desselben um der glühenden Hitze willen für die sich zusammendrängenden Massen fast unträglich waren, und bezogen wieder ihre eigenen Wohnungen. Am Abend des 5. Juni wurde das Sipahi-Regiment auf dem Paradeplatz versammelt, um das öffentliche Dankeschreiben des Lord Cannings verlesen zu hören. Die Begeisterung der Truppen über diese glänzende Anerkennung ihrer Treue schien grenzenlos. Mit einem dreimaligen Hurra auf dem Generalgouverneur, auf die britische Regierung, auf die Offiziere ihres Corps wurde darauf geantwortet. Nach dieser Scene und nach abgehaltener Parade, nachdem bereits die Offiziere den Platz wieder verlassen hatten, ging ein Subadar oder eingeborener Unteroffizier zu Lieutenant Slaines und machte ihm im Namen des Regiments gewissermaßen Vorwürfe darüber, daß er und seine Mit-Offiziere auch nur einen Augenblick an der Treue des Corps hätten zweifeln können. „Kommen Sie zu uns,“ sagte der Subadar, „wir sind treu, wir lieben unsere Herren und Führer; wir wollen Euch gegen jede Gefahr mit unserem Leben schirmen, aber es schmerzt uns, zu sehen, daß Ihr uns nicht trauet.“ Slaines, sowie seine Gattin, die dieser Unterredung beiwohnte, wurde bis zu Thränen gerührt über der einfachen Beredsamkeit, welche diesem Manne so tief und frisch vom Herzen zu kommen schien, und er begriff selbst nicht, wie er nur einen Augenblick an der Treue des Regiments habe zweifeln können. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, blieb nichts anders übrig, als zu dem noch auf dem Paradeplatz versammelten Regiment sofort zurückzukehren und ihm die volle ungetrübte Liebe, das volle ungetheilte Vertrauen zu bezeugen. Slaines und die übrigen dienstthuenden Offiziere, sogar teilweise begleitet von ihren Familien, — es war ja die gewohnte Stunde des Spaziergangs in der Abendkühle — eilten auf den Paradeplatz, wo ihrer eine Scene wartete, von der alle Anwesenden aufs tiefste gerührt wurden. Diejenigen Sipahis, die man besonders im Verdacht gehabt hatte, standen in Reihe und Glied da, um die Offiziere zu empfangen, und bewillkommneten sie mit einem dreifachen

laut durch die Lüfte schallenden Hoch. Die eingeborenen Unterofficiere, die dabei standen, scheinbar unfähig ihrer Gefühle Meister zu werden, liefen — aller militärischen Ordnung zum Trotz — auf die englischen Herren zu, fielen ihnen um den Hals und küßten sie auf beide Wangen. Die Versöhnung war vollständig, das Vertrauen rückhaltslos wieder hergestellt.

Um 9 Uhr desselben Abends gingen im Fort zwei der englischen Herren auf den Wällen spazieren, um die erquickende Abendkühle zu genießen. Da flog in einiger Entfernung eine Rakete in die Luft. „Was ist das?“ rief etwas bestürzt der eine der Herren. „O,“ sagte der andere, „es wird eine Hindu-Hochzeit mit Feuerwerk sein!“ — Aber siehe, eine zweite Rakete folgte. Es war das Signal zum Ausbruch des Verrats, — das Signal für dasselbe Regiment, das drei Stunden zuvor den Dank der Regierung für seine Treue vernommen und seine Liebe zu seinen Offizieren in so rührender Weise kundgethan hatte! Eilen wir hinab in die Kantonnements, um zu sehen, wie es da zuging.

In jeder indobritischen Garnison befindet sich ein sogenanntes Messhaus (vom englischen Wort mess, d. h. Gericht, Schüssel). Es ist dies ein Lokal, wo die Offiziere regelmäßig zusammenkommen, um ihre Mahlzeiten einzunehmen, und wo sie ihre gemeinschaftliche Bibliothek samt Zeitungen, ihre Spiele zc. haben. In diesem Messhaus nun befanden sich an jenem Abend fast sämtliche Offiziere. Nur wer Dienst hatte, war abwesend. Namentlich befand sich ein starker Wachtposten des Regiments unter einem englischen Offizier mit zwei Kanonen bei der Schiffbrücke, welche über den Ganges führt, weil man in jedem Augenblick die Ankunft der Benares-Rebellen dort erwartete. Plötzlich ertönte auf dem Paradeplatz die Alarmentrommel. „Die Rebellen von Benares sind gekommen!“ hieß es im Messhaus, und sofort eilten sämtliche Offiziere auf ihren Posten zu dem Regiment, das bereits in Reih und Glied und in völliger Bereitschaft stand. Die Sipahis lassen ihre Führer erst alle herbeikommen und vor der Front sich sammeln. Plötzlich folgt ein Schuß und — das Morden beginnt. Wie Tiger fallen die Unmenschen über ihre Offiziere her und schlachten, was in ihre unbarmherzigen Hände fällt. Verteidigung ist unmöglich. Mann um Mann fällt. Das nahe Messhaus, wo noch eine Anzahl jüngere Militärs sich befindet, wird erstürmt, und alles, was darin ist, niedergemetzelt. Dann geht es an die Wohnungen der Offiziere und Civilbeamten, und auch hier wird Mann und Weib und Kind niedergemacht, was nicht in der Dunkelheit der Nacht entkommen kann. Und diese Teufel waren nicht zufrieden mit einfachem Morden. Manche ihrer Opfer wurden langsam in Stücke gehauen; eine ganze Familie, die aus Großeltern, Kindern und Enkeln bestand, wurde lebendig verbrannt, andern wurden zuerst Ohren, Nasen, Lippen, Finger und Zehen abgehauen, und dann die größeren

Gliedmaßen Stück für Stück vom Leibe getrennt, bis der Tod die Unglücklichen von der Marter erlöste. Selbst unschuldige Kindlein entgingen den Händen dieser blutdürstigen Tyrannen nicht; sie wurden vor den Augen ihrer Eltern entzweigerissen oder in Stücke zerhackt. Auf diese Weise erlagen fünfzig Europäer einem schrecklichen Tode. Einzelne Rotten durchzogen die Stadt und raubten oder zerstörten das Eigenthum der Europäer, entschlossen, nicht eine Spur der Fremden übrig zu lassen.

Und das Fort? Konnte dieser wichtigste Platz Nord-Indiens noch gerettet werden? — Hören wir einen Augenzeugen darüber. „Um 9 Uhr 20 Minuten abends hörten wir vom Kantonement her das rollende Feuer von Musketen. Die Wache am Festungsthor, aus Sipahis von dem verrätherischen 6. Regiment bestehend, blies Alarm; wir eilten auf unsere Posten und die Zugbrücken wurden aufgezogen. Wir alle glaubten, die längst von Benares her erwarteten Rebellenhaufen seien erschienen und das 6. Infanterie-Regiment schlug sich mit ihnen; denn das Musketenfeuer war ganz regelmäßig und Salve auf Salve folgte. ‚O,‘ riefen wir alle, ‚unsere braven Sipahis! Wie prächtig sie die Rebellen bewillkommen! Wie brav sie sich schlagen! Der Sieg ist auf unserer Seite.‘ Denn das Schießen zog sich immer weiter in die Ferne und wurde schwächer, gerade als wenn ein Feind in die Flucht geschlagen würde. Siehe, da jagte der Offizier, welcher die Schiffbrücke am Ganges mit zwei Kanonen und mit zwei Kompanien des 6. Sipahi-Regiments zu bewachen hatte, atemlos den Festungsweg herauf und brachte die Schreckenskunde, daß die Schurken von Sipahis sich empört, daß sie der zwei Kanonen sich bemächtigt und nach den Kantonements marschirt seien. Er selbst sei auf sein Pferd gesprungen und mit knapper Not entkommen; in den Kantonements aber gehe alles drunter und drüber, das ganze 6. Regiment sei in vollem Aufstand. Bald zeigten sich auch die Flammen, die von den in Brand gesteckten Wohnungen der Europäer aufstiegen, wie wahr der Bericht sei. Der Augenblick für uns im Fort war furchtbar. Wir hatten eine Kompanie von diesem meuterischen Regiment (80 Mann) bei uns in der Festung, und sie bildeten die Hauptwache am Hauptfestungsthor; außerdem waren vier Kompanien Sikhs bei uns (400 Mann), und nur etwa 60—70 europäische Invaliden und gegen 100 Freiwillige, die sich zu einer Miliz formirt hatten. Wenn das Fort und damit der wichtigste Waffenplatz Nord-Indiens nicht verloren gehen sollte, so war keine Zeit zu veräumen. Das erste, was daher zu thun war, war die Entwaffnung des Sipahi-Wachpostens. Die der Artillerie angehörenden Invaliden brachten drei Keunpsünder, mit Kartätschen geladen, vor die Hauptwache, und wir, die Freiwilligen, umringten das Ganze. Man befahl den Sipahis, die Waffen zu strecken. Anfangs schwankten sie, aber endlich entfiel ihnen der Mut; sie ergaben sich.

Ihre Gewehre waren sämtlich geladen und mit Zündhütchen versehen. Um aber jeden Versuch von seiten der Neuterer, sich dieser Gewehre wieder zu bemächtigen, unmöglich zu machen, sägten wir in aller Eile die Schäfte ab und warfen die Läufe über die Mauern des Ganges.

Mittlerweile blieb Major Brazier, der sich bewunderungsmächtig hielt, mitten unter den Sikhs, denen ebenfalls nicht zu trauen war. Er beorderte sie nach den Wällen. Zwar schienen auch sie Miene zu machen, dem Befehl sich zu widersetzen; aber sie faßten sich und marschierten partienweise ab. Das Fort war gerettet, und damit ein Stützpunkt für ganz Nord-Indien. Bald darauf kamen einzelne schwer verwundete Flüchtlinge aus den Kantonnements bei uns an. Aus der Ferne sahen wir die brennenden Häuser auf allen Seiten. Die Nacht ging in peinlichster Angst und Spannung dahin. Wir standen natürlich die ganze Nacht unter Waffen. Fünf Offiziere kamen nacheinander an, die sämtlich auf wunderbare Weise den Mörderhänden entronnen waren, — drei von ihnen halbnackt, indem sie sich durch Schwimmen über den Ganges gerettet hatten. Am Morgen legten wir uns in den Kleidern traurig und erschöpft auf unsere elenden Lager hin, jeden Augenblick erwartend, wieder zu den Waffen gerufen zu werden. In den folgenden fünf Tagen sah man Rotten von Rebellen überall hinlaufen, plündernd, sengend und brennend. Tag und Nacht hielten wir die Wälle besetzt mitten unter der heißen glühenden Sonne, und Tag und Nacht donnerten die Kanonen und Mörser fort, Kugeln und Kartätschen auf die verräterische Stadt, und die Sipahis auseinander sprengend, wo sie sich sehen ließen.

Schon am 7. Juni, den zweiten Tag nach dem Aufstand, kam eine Abteilung europäischer Madras-Scharfschützen bei uns an, und bald darnach rückten noch weitere Hilfstruppen nach. Die Sorge für unsere Sicherheit wich dem süßen Gefühl vollständiger Rettung . . .“

So schreibt ein Mann, der selbst jene Schreckenstage mit durchlebt hat. Wir müssen aber noch einmal hinab in die Kantonnements. Sobald das verräterische Sipahi-Regiment sich gegen die britische Oberherrschaft erhoben hatte, stellte sich sofort ein Maulwi oder mohammedanischer Religionslehrer an die Spitze des Aufstandes und nannte sich Statthalter des Kaisers von Delhi. Unter seinem Oberbefehl sammelten sich sofort etwa 4000 Rebellen. Denn auch die Gefängnisse wurden erbrochen und die Gefangenen losgelassen. Er erließ den strengen Befehl, alle Europäer ohne Erbarmen zu schlachten, und viele dieser Unglücklichen, die im ersten nächtlichen Tumult sich irgendwo in einem Versteck zu retten gewußt, wurden in den folgenden Tagen aufgespürt, vor dem Maulwi gebracht und auf seinen Befehl gemordet.

Im ganzen fielen in jenen Tagen von den älteren und jüngeren Offizieren, die im Kantonement sich befanden, siebenzehn unter den Händen der Mörder, unter ihnen neun junge Kadetten und Fähnriche! Außerdem büßten über dreißig andere Europäer — Männer, Frauen und Kinder — ihr Leben ein.

## 2. Gopinath Rands Flucht.

Die Lage der eingeborenen Christen zu Allahabad in jenen Schreckenstagen war eine bejammernswerte. Schon im Jahre 1828 war in dieser Stadt eine Mission begonnen worden und zwar durch den eifrigen und ausgezeichneten Missionar Crawford, der neben der Sorge für die seiner Pflege anvertrauten Europäer auch noch ein brennendes Verlangen nach der Rettung seiner heidnischen Umgebung im Herzen trug. Unterstützt durch die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, stellte er einen wackeren eingeborenen Katechisten an, der unermüdet im Predigen des Evangeliums von Jesu Christo, dem Sünderheiland, und in der Verteilung christlicher Traktate war. Nach und nach versammelte sich eine kleine Gemeinde um den Katechisten, während in einer Knabenschule mehr als 100 junge Hindus in der evangelischen Wahrheit zur Seligkeit und in den gewöhnlichen Schulfächern unterrichtet wurden. Ein zweiter Katechist wurde nötig, und das Werk des Herrn ging in sichtbarem Segen vorwärts. Aber Crawfords Gesundheit fing an zu wanken, und er wurde genötigt, zur Erholung nach Kalkutta zu gehen. Statt leiblicher Gesundheit fand er dort die ewige Ruhe, zu der er im Frieden eingehen durfte.

Die Missionsgesellschaft unterhielt noch eine Zeitlang die beiden Katechisten in Allahabad; als aber im Jahre 1835 die amerikanischen Presbyterianer eine Mission daselbst errichteten, überließen sie diesen die Arbeit und zogen sich ganz von Allahabad zurück. Als die Militärrevolution ausbrach, stand das Werk der Amerikaner dort in vollster Blüte. Die Missionsstation lag übrigens weder in der Eingeborenen-Stadt, noch in den Kantonements, sondern etwa drei englische Meilen vom Fort entfernt, hart am Ufer der Dschamuna. Hier befanden sich die Wohnungen der Missionare, die Kapelle, die Schulhäuser und die zahlreichen Hütten der Christen. Als die Meuterei am 5. Juni ausbrach, hatten die Missionare mit ihren Familien glücklicherweise bereits Zuflucht im Fort gefunden. Viele der eingeborenen Christen aber hielten es nicht für notwendig, im Fort ihre Zuflucht zu suchen, indem sie als Landeskinder sich für hinreichend sicher hielten. Aber wie bitterlich wurden sie getäuscht! Sie und ihre Familien wurden auf Befehl jenes Maulwi, der sich als Statthalter des Kaisers von

Delhi gebürdet, ergriffen und nach der Stadt gebracht. Die Weiber und Kinder wurden sofort in den Kerker geworfen und aller möglichen Mißhandlung und Entbehrung preisgegeben. Die eingeborenen Lehrer und Prediger aber legte man in den Stock und ließ sie da unter freiem Himmel liegen, beinahe eine Woche lang, und zwar fast ohne Nahrung. Dabei schwangen die wütenden Feinde oft ihre Schwerter über den Häuptern der Unglücklichen und drohten ihnen mit den fürchterlichsten Verstümmelungen und dem grausamsten Tode, wenn sie nicht ihren Christenglauben abschwören und den Glauben der Mohammedaner annehmen würden.

Unter jenen Unglücklichen hatte keiner den Grimm der Feinde mehr auf sich gezogen, als Gopinath Pandey, seit einer Reihe von Jahren ordinierter Missionar und reichgeegneter Prediger unter seinen Landsleuten. Er war um das Jahr 1807 in Kalkutta geboren, wo seine Eltern, obwohl einer der niederen Kasten angehörig, doch als geachtete Leute im Wohlstand lebten. Schon in früherer Jugend ließen sie ihn zu Hause unterrichten, bis er später reif war, in eine höhere Schule einzutreten. Denn die englische Sprache und europäische Kenntnisse sollte der junge Gopinath sich aneignen, um durch sie auf sicherem Wege zu Reichtum und Auszeichnung zu gelangen. Da kam aber eine böse Zeit über ihn, voll Versuchung und Gefahr. Der Unterricht, welchen die Hindu-Jünglinge in jener Anstalt empfangen, war ein völlig glaubensloser. Die Frucht davon ließ nicht lange auf sich warten. Die unzähligen Thorheiten des Heidentums wurden von der europäischen Wissenschaft schonungslos aufgedeckt; was ihnen bisher als heilig und verehrungswürdig galt, wurde von den jungen Leuten als nichtig erkannt; aber etwas anderes, was zur Befriedigung des Herzens und Gewissens dienen konnte und daher not that, ward ihnen nicht geboten. Mit den Fesseln der überlieferten Satzungen schwand auch der letzte Halt, mit dem alten Aberglauben überhaupt alle Religion — Unglauben und Freidenkerei galt für Bildung und Ehrensache. Auch Gopinath war nahe daran, von diesem Strudel verschlungen zu werden und darin unterzugehen. Aber der Herr hatte ihn zu einem Zeugen seiner Gnade, Liebe und Barmherzigkeit ausersehen; darum bewahrte ihn eine Hand, die er nicht sah, vor dem völligen Versinken und Untergehen.

Um jene Zeit fingen vier Missionare in Kalkutta an, öffentliche Vorträge über die Grundlehren des Christentums zu halten. Ihr Zweck war, jenen verderblichen Strom des Unglaubens durch einfache Darlegung der christlichen Wahrheit womöglich aufzuhalten. Die Sache machte großes Aufsehen unter den jungen gebildeten Hindus. Auch Gopinath wohnte den Vorträgen bei. Er war schon längst von der Falschheit des Hinduismus überzeugt; nun aber wurde er durch einen Vortrag von Missionar Dr. Duff so mächtig getroffen, daß sein Entschluß, ein Christ zu werden,

bald feststand. Duff selbst erzählt: In den ersten Dezembertagen 1832, eines Morgens frühe, trat ein Jüngling in mein Studierzimmer. Nach der gewöhnlichen Begrüßung setzte er sich nieder; eine Viertelstunde saß er da, ohne seine Lippen zu öffnen. An dem Ausdruck seiner Gesichtszüge konnte ich wohl wahrnehmen, daß es in seinem Innern gewaltig arbeitete und auf und nieder wogte; ich konnte aber nicht gewiß werden, was in ihm vorging. Endlich in Thränen ausbrechend und unter der heftigsten Gemütsbewegung rief er aus: Kann ich noch gerettet werden? Kann ich des herrlichen Namens eines Kindes Gottes und eines Dieners Jesu Christi theilhaftig werden? Kann ich seiner heiligen Gemeinde einverleibt werden? Dieser Jüngling war Gopinath Rany. Bald darauf hatte Dr. Duff die Freude, ihn durch die heilige Taufe in die Gemeinde Christi aufzunehmen. Er selbst schreibt weiter von ihm: „Gopinath war einer der Erstlinge unserer eigenen (schottischen) Mission, und wurde mit mehreren anderen Bekehrten von mir getauft. Etwa zwei Jahre nach seiner Taufe ging er nach Fatehpur im Nordwesten des Landes (zwischen Allahabad und Kranpur), um die Leitung einer Schule zu übernehmen, die von einigen frommen britischen Beamten gegründet und unterhalten wurde. Als unsere Brüder sich in jener Gegend niederließen, schloß er sich ihnen an. Da Gopinath in jeder Beziehung ein Mann von ausgezeichneten Gaben war, so konnte er den amerikanischen Missionaren bei ihrer Ankunft und ihren ersten Arbeiten von großem Nutzen sein, und schließlich haben sie ihm, da er ihnen in jeder Hinsicht dessen würdig schien, die Ordination erteilt. Um seiner Talente, seiner bewundernswürdigen Charakterfestigkeit und seines untadeligen Wandels willen drangen wiederholt hohe und angesehenere Civilbeamte der Ostindischen Kompanie in ihn, ehrenvolle Anstellungen in ihrem Dienste anzunehmen, mit einem Gehalt, der doppelt, drei- und vierfach so groß war, als er je im Dienste der Mission hätte erwarten können. Aber zu seinem Ruhme darf ich sagen, daß er allen diesen Lockungen mannhaft widerstand und daß er viel lieber auch mit dem niedrigsten Gehalt unmittelbar der Sache des Evangeliums Christi dienen wollte, als mit einem Gehalt von Tausenden eine weltliche Beamtenstelle annehmen, so ehrenvoll sie an sich auch sein mochte. Man sieht an ihm, was das Evangelium aus den Eingeborenen Indiens zu machen vermag.“

Nachdem Gopinath eine Zeitlang an der Seite der amerikanischen Missionare im Segen gearbeitet hatte, kehrte er auf seine frühere Arbeitsstätte zurück, wo er allein und ohne einen europäischen Mitarbeiter wirkte. Fatehpur ist eine britische Station ohne Militär und somit ohne einen englischen Kaplan. Deshalb hatte Gopinath ebenso die Engländer daselbst, als die eingeborenen Christen mit dem Evangelium zu bedienen, und die christlich gesinnten Briten in Fatehpur wußten stets seine Predigten aufs höchste zu

schägen. Es gelang ihm, mit ihrer Hilfe ein Missionshaus, eine Kapelle und mehrere Schulen zu erbauen, und, was mehr ist, er sammelte unter Gottes Gnadenbeistand und durch treue Arbeiter eine eingeborene Gemeinde von 60 bis 70 Seelen, die unter seiner geistlichen Pflege lieblich emporblühte. Seine Thätigkeit zog auch auswärts so sehr die Aufmerksamkeit auf sich, daß im Jahre 1855 der Statthalter von Agra ihn besuchte, seine Schulen besichtigte und die höchste Befriedigung über alles aussprach, was er dort wahrnahm.

Als im Mai 1857 die gräßlichen Schlächtereien in Mirat und Delhi ihren Anfang nahmen, da sahen auch in Fatehpur die Dinge so bedenklich aus, daß der dortige Regierungsbeamte allen europäischen Frauen, sowie allen eingeborenen Christinnen die Weisung zugehen ließ, sich nach Allahabad zu begeben und im dortigen Fort Schutz zu suchen. Gopinath hielt es für seine Pflicht, dieser Weisung zu folgen, und machte sich mit Frau und Kindern, sowie mit den Weibern und Kindern seiner Gemeindeglieder nach Allahabad auf, in der Absicht, auf seinen Posten zurückzukehren, sobald er alle in Sicherheit gebracht hätte. Als er jedoch Allahabad erreichte, fand er bald, daß die Dinge dort gerade so drohend ausfahen, als in Fatehpur, nur freilich mit dem Unterschied, daß dort ein Fort sich befand, wohin man sich flüchten konnte. Aber selbst die Festung schien ihm eben so unsicher als die Stadt, denn niemand traute den Sikhs, denen vornehmlich die Bewachung des Forts anvertraut war, während es an einer genügenden europäischen Besatzung fehlte. Es kam ihm nun vor, ihm und seiner Familie könnte, da sie Eingeborene seien, für den Fall des Ausbruchs von Meuterei die Flucht eher gelingen, wenn sie außerhalb des Forts wären, und so verließ er daselbe am Morgen desselben Tages, an welchem abends die Meuterei losbrach, und logierte sich in einer der Wohnungen der amerikanischen Missionare (etwa drei Meilen vom Fort am Ufer der Dschamuna) mit den Seinigen ein. Die Missionare selbst aber waren, wie oben erwähnt, im Fort, oder hatten mit ihren Familien sonstwo Zuflucht und Sicherheit gesucht.

Am Abend des 5. Juni wurde Gopinath aufgeschreckt durch die weit hin leuchtenden Flammen, die aus den Kantonnements emporloderten, durch das anhaltende Musketenfeuer und durch das verworrene, aus der Ferne noch vernehmbare Lärmen und Schreien einer wütenden Volksmenge. Er konnte nicht darüber im Zweifel sein, was dies alles bedeute. Abgeschnitten vom Fort und von den Europäern, wie er und die Seinigen waren, entschlossen sie sich, nach fünf oder sechs Stunden angstvoller Spannung, vor Anbruch des neuen Tages auf einem Boot über die Dschamuna zu setzen und dann den Landweg nach Mirzapur (etwa 60 englische Meilen entfernt) einzuschlagen. Nachdem sie ihre bessere Kleidung mit groben Ge-



wandern vertauscht und etliche Rupies zu sich gesteckt hatten, ließen sie all ihre Habe zurück, erreichten glücklich gegen Tagesanbruch das jenseitige Ufer des Flusses und zogen zu Fuß weiter, Mirzapur zu. Die Familie bestand aus Gopinath, seiner Frau, drei Knaben, von denen die beiden älteren Zwillinge waren im Alter von sechs Jahren, der jüngste noch ein Säugling; von den Knechten hatte keiner, trotz des Versprechens reichlicher Belohnung, den Mut gehabt, sie zu begleiten. Nachdem sie ein Stück des Weges bei glühender Sonnenhitze gewandert waren, versagten ihre wunden Füße den Dienst, und halb ohnmächtig sanken sie nieder. „In dieser entsetzlichen Lage,“ schreibt Gopinath selbst, „wo wir nicht wußten, was anfangen, erhoben wir unsere Herzen zu dem, der allezeit bereit ist, das Schreien seiner armen Kinder zu hören.“ Und ihr Glaube sollte nicht zu Schanden werden. Während sie noch beteten, kam ein leerer Ochsenkarren des Weges, und der Wagentreiber fand sich ohne Schwierigkeit bereit, sie gegen eine kleine Vergütung eine Strecke weit mitzunehmen. Als sie aber in die Nähe des Ortes kamen, bis wohin sie gebracht werden sollten, setzte sie der Mann auf offenem Felde ab, ohne allen Schutz gegen die unerträgliche Hitze der Mittagssonne und gegen die verzehrende Glut der heißen Winde, welche jeden Augenblick erstickende Staubwolken ihnen ins Gesicht trieben. Doch dies war nicht alles, neben den feindlichen Elementen hatten sie plötzlich auch noch die viel schlimmere Feindseligkeit unbarmherziger Menschen zu erfahren. Es war sichtbar, daß die Kunde von den blutigen Aufsitzen in Allahabad sich bereits weithin in der Gegend verbreitet hatte; und da nun der bis dahin so starken britischen Regierung die Zügel aus den Händen gefallen waren und alle obrigkeitliche Gewalt ein Ende zu haben schien, so glaubte auch jeder thun zu können, was ihm beliebt, und alle Leidenschaften wurden entfesselt. So geschah es, daß die armen Flüchtlinge kaum vom Karren gestiegen waren, als schon die Bewohner des nahen Dorfes, mit Stöcken, Schwertern und Musketen bewaffnet, sie umringten, und ohne weiteres sie zu plündern und umzubringen Miene machten. Gopinath und die Seinen erhoben aufs neue ihre Seelen in heißem Flehen zu ihrem himmlischen Vater, dem Gott aller Barmherzigkeit, dem starken Helfer in aller Not, und wiederum sollten sie erfahren, daß er Gebete erhört und Hilfe bereit hat. Der Gutsherr des Ortes, ein Hindu, erschien plötzlich auf dem Platze, eben zu rechter Zeit. Gopinath erklärte ohne Zaudern, daß er und seine Familie Christen seien, und daß ihr Vertrauen allein auf den Gott der Christen stehe. Der Hindu, einsichtsvoller als der bewaffnete Pöbel, traute der Lage der Dinge noch nicht recht; er kannte die mächtigen Hilfsquellen der britischen Regierung, fürchtete einen raschen baldigen Umschlag und überredete deshalb die Leute, die Familie Gopinaths unbelästigt ziehen zu lassen. Ja, er sorgte selbst für einen Ochsenkarren,

der sie um einen mäßigen Preis weiter bis nach Mirzapur bringen sollte. So wurde das einfache offene Bekenntnis Gopinaths, daß sie Christen seien, statt Ursache ihres Verderbens, gerade das Mittel ihrer Rettung.

An jenem Tage kamen sie nicht weit. Gegen Sonnenuntergang erreichten sie ein Dorf, das nur vier Stunden von Allahabad entfernt war. Hier fanden sie ein Unterkommen bei einem Brahmanen, der auf seinen Lippen nichts als Versicherungen der Teilnahme und Freundschaft hatte, im Herzen aber tödlichen Haß trug. Aus einer Rede desselben, die Gopinath unmerklich anhörte, erfuhr er, daß der Brahmane nichts anderes im Schilde führte, als sie, während sie schliefen, mit kaltem Blute umzubringen und ihre Habe sich anzueignen. Diesen teuflischen Vorsatz vereitelten die armen Flüchtlinge dadurch, daß sie die ganze Nacht wach blieben und laut beteten und sangen. Am andern Morgen frühe wollten sie aufbrechen; aber der Fuhrmann hatte sich samt seinem Wagen aus dem Staube gemacht, während die Ortsbewohner eine drohende Haltung angenommen hatten. Ja, während sie hier hingehalten wurden, hatten sie eine Reihe von empörenden Greuelszenen mit anzusehen, die ihnen nur zu deutlich zeigten, daß der Mordgeist bereits im hohen Grade sich auch des Volkes bemächtigt hatte.

Das Schwerste war die angstvolle folternde Spannung, ob nicht der nächste Augenblick auch ihnen Marter und Tod bringen möchte; es war ein fortgehendes Sterben, ein Liegen unter dem Beil des Henters. So kamen sie endlich nach einem Tag der Angst und nach einer zweiten schlaflosen Nacht zu dem Beschluß, in Gottes Namen die Weiterreise zu versuchen. Der Tod sei ja doch so oder anders unvermeidlich; und es sei am Ende erträglicher, mitten in die Gefahr hineinzugehen, als in dieser qualvollen Spannung noch länger zu verharren. Demgemäß traten sie, ehe der dritte Tag sich zeigte, ihre gefahrvolle Wanderung aufs neue an. Kaum aber hatten sie die große Landstraße erreicht, so wurden sie von einer Kotte bewaffneter Gesindels unter furchtbaren Flüchen und Drohungen angehalten. Gopinath konnte nicht im Zweifel sein, was ihre Absicht war, und erklärte ihnen einfach und ohne Rückhalt, er sei ein christlicher Prediger, und sein Beruf sei, das Evangelium von Jesu Christo jedermann kund zu thun. Dieses Evangelium aber lasse sich in die Worte zusammenfassen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Sein und der Seinigen Eigentum und Leben sei nun in ihren Händen, sie könnten damit machen, was ihnen beliebe, er und die Seinigen würden sich in demütiger Ergebung dem Willen Gottes unterwerfen. Die durchleuchtende Aufrichtigkeit und die besänftigende Kraft dieser Worte schien selbst auf diese rohen Heiden nicht ohne Eindruck zu bleiben. Doch seine Habe mußte ihnen werden, auch wenn sie ihm und den Seinen das Leben schenken wollten. Gopinath bat sie, ihm wenigstens die Bandage

zu lassen, die er wegen eines inneren Schadens zu tragen genötigt war, sowie auch seine englische Bibel, die ihnen ja doch von keinem Nutzen sein könnte. Aber nein, sie wollten alles haben, Kleider, Bündel, Bandage, Bibel und alles! Nachdem sie so ihn und die Seinen vollständig ausgeplündert, singen diese Räuber an, untereinander um die Beute zu streiten. Der Zanf wurde heftiger, und als es allmählich zu Thätlichkeiten kam, nahm Gopinath den Augenblick wahr, mit den Seinen unbemerkt zu entkommen.

So viel war nun klar, daß es unmöglich sei, nach Mirzapur zu gelangen, da die Straße dahin überall von zuchtlosem Räuber- und Mordgesindel belagert war. So entschlossen sich die armen Flüchtlinge, sich wieder zurück nach Allahabad zu wenden, wo sie nach unfäglichen Leiden, wunderbar von Gott beschützt, endlich ankamen.

Das Missionshaus fanden sie in Asche, die schöne Kirche aller Fenster und Thüren, sowie alles inneren Schmuckes beraubt und jämmerlich zugerichtet, und allenthalben sahen sie zahllose Spuren des Raubes und der Verwüstung. Doch sie sollten nicht lange Zeit haben zu schwermütigen Betrachtungen. Es warteten ihrer noch schwerere Prüfungen.

### 3. Vor Gericht und im Gefängnis.

Raum hatten Gopinath und die Seinen den Fuß aufs Land gesetzt, so wurden sie von siegestrunkenen Mohammedanern umringt, die sie sofort als Christen erkannten und mit wütendem Geschrei ihre Köpfe verlangten. Und sie wären ohne allen Zweifel ermordet worden, hätte es der Herr nicht einem Hindu-Goldschmied ins Herz gegeben, sich ihrer zu erbarmen und sie sogleich in sein Haus zu flüchten. Ja, er selbst, sein Sohn und sein Bruder stellten sich mit gezogenen Säbeln an die äußere Thür, um die Unglücklichen gegen den Blutdurst der wütenden Muselmanen zu schirmen. Hier hörten sie, von den Meheleien im Kantonnement und von der darauffolgenden allgemeinen Plünderung und Verwüstung, mit dem weiteren, glücklicherweise unbegründeten, Beisatz, daß die Reuterer auch des Forts sich bemächtigt und alle Europäer darin hingeschlachtet hätten. Die Nachricht war ganz geeignet, die arme Familie an den Rand völligen Verzagens zu bringen.

Mittlerweile hatte, wie oben erwähnt, ein mohammedanischer Religionslehrer sich zum Herrn von Allahabad und der Umgegend aufgeworfen. Als nun der Goldschmied seine Schützlinge nicht länger gegen die Tausende zu schirmen vermochte, die nach ihrem Blute dürsteten, bat er den wütenden Pöbel, sie wenigstens nicht hier an Ort und Stelle ohne Urtheil und Recht umzubringen, sondern sie zu ihrem Herrn, dem Maulwi, zu führen, damit

er über sie das Urtheil spreche. Nur mit äußerster Mühe gelang es ihm, die aufgeregte Menge dazu zu bewegen — so erpicht war alles auf den Untergang dieser armen Christen. Selbst noch unterwegs, da man sie zu dem Maulwi führte, war es wieder und wieder nahe daran, daß man sie zu Tode schlug, denn wer einen „Ungläubigen“ — und als solche gelten alle Christen in den Augen der Mohammedaner, — ums Leben bringt, erhält den siebensten Himmel zum Lohn; und der fanatische Haufe brannte vor Begier, diese höchste Glückseligkeit sich an Gopinath und den Seinigen zu verdienen.

Endlich langte man bei dem Maulwi an, der in einem europäischen Gartenhaus seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Da saß er gleich einem Fürsten auf einem Thronessel, umgeben von einem großen Gefolge, das mit gezogenen Schwertern stets seiner Befehle gewärtig war. Nun folgte jene denkwürdige Verhandlung, die hier mit Gopinaths eigenen Worten wieder gegeben werden soll.

Derselbe schreibt: „Als ich mit meiner Frau und meinen Kindern inmitten der blutdürstigen Menge vor dem Tyrannen stand, fragte er mich: ‚Wer bist Du?‘ Ich: ‚Wir sind Christen.‘ — Maulwi: ‚Von woher kommst Du?‘ Ich: ‚Von Fatehpur.‘ — M.: ‚Was war Deine Beschäftigung?‘ Ich: ‚Ich predigte und lehrte die christliche Religion.‘ — M.: ‚So bist Du ein Padre (Missionar)?‘ Ich: ‚Ja, Herr.‘ — M.: ‚Warst Du es, der herumzulaufen pflegte und auf den Bazars und in den Dörfern christliche Büchlein austeilte und vorlas?‘ Ich: ‚Ja, Herr, ich war es und meine Katechisten.‘ — M.: ‚Wie viele hast Du zu Christen gemacht?‘ Ich: ‚Ich habe niemand zu einem Christen gemacht, denn kein Mensch vermag das Herz eines anderen umzuwandeln; Gott aber brachte durch meine Vermittlung etliche dreißig oder vierzig zum Glauben und Bekenntnis der allein wahren Religion Christi.‘

„Auf dies verlor der Maulwi ganz und gar seine Fassung und rief in großer Wut: ‚Pfui! pfui! Schande, Schande! Das ist greuliche Gotteslästerung. Gott macht nimmermehr Ungläubige (d. h. Christen); aber ihr Schurken, ihr verdreht den Leuten die Köpfe. Gott macht immer nur Muselmanen; denn der Islam, dem wir folgen, ist die einzig wahre Religion.‘

„Nach einer Pause nahm er das Verhör wieder auf und fragte: ‚Wie viele Mohammedaner hast Du zu Deiner Religion verführt?‘ — Ich: ‚Verführt habe ich niemand; aber durch Gottes Gnade haben sich etwa zwölf Mohammedaner von der Finsternis zu dem wunderbaren Lichte des Evangeliums bekehrt.‘ — Als der Maulwi diese Worte hörte, ward sein Gesicht rot vor Zorn, wie ein glühendes Eisen, und er schrie in großem Grimm: ‚Du bist ein Schurke, ein Schandbube bist Du! Du hast selbst den Glauben Deiner Vorfäter verleugnet und bist ein Kind des Teufels geworden, und dann

haft Du alles gethan, was in Deiner Macht lag, um auch andere auf dem gleichen Weg des Verderbens zu führen. Du verdienst keine gewöhnliche Strafe. Du mußt vor andern einen grausamen Tod haben. Mein Urtheilsspruch geht deshalb dahin, daß Dir Nase, Ohren und Hände abgehauen werden, und zwar zu verschiedenen Zeiten, damit Deine Qual verlängert werde. Auch Dein Weib soll dasselbe erleiden, und Deine Kinder soll man in die Sklaverei verkaufen.'

„Auf dies war es meiner Frau gegeben, ruhig und mit unerschüttertem Mut zu dem Maulwi zu sagen: ‚Da der Tod über uns beschloffen ist, so bitte ich nur um die eine Gunst, daß wir im Tode nicht von einander getrennt werden, und daß man uns, statt zu martern, ohne Verzug töte.‘ — In dieser Bitte einer zarten und schwachen Frau, und in dem Tone, womit dieselbe hervorgebracht ward, lag etwas, was auch das verhärtete Herz dieses stolzen und hochmütigen Tyrannen, der für kurze Zeit das Heft in den Händen hatte, zu rühren schien. Er blieb eine Weile stille, als sänne er über etwas nach. Mittlerweile, während der Maulwi schwieg, wandte sich meine Frau, in der gewissen Überzeugung, daß wir unsern Glauben mit unserem Blute zu besiegeln hätten, zu ihren Kindern und fing an, vor aller Ohren sie zu ermahnen: ‚Ihr, meine süßen Kinder, werdet genommen und zu Sklaven gemacht werden, wenn wir getötet sein werden; aber vergesst nicht, täglich eure Gebete zu sprechen, die wir euch gelehrt haben, und wenn die englische Herrschaft wieder hergestellt sein wird, dann fliehet zu ihnen und erzählet ihnen, wie es uns in unserem Tode ergangen. Und während sie so mit den Kindern sprach, küßte sie dieselben wieder und wieder unter Thränen. Diese mitleiderregende Scene rührte ohne Zweifel die Herzen unserer Feinde. Da brach plötzlich der Maulwi sein Schweigen mit dem Ausruf: ‚Gelobt sei Allah! Es scheint, Du bist ein Mann von Ansehen und besserem Stand; ich bedauere Dich und Deine Familie. Deshalb gebe ich Dir und den Deinigen als Freund den Rat, Mohammedaner zu werden. Thut Ihr das, so werdet Ihr nicht bloß Euer Leben retten, sondern auch zu hohen Ehren und Würden erhoben werden.‘ — Darauf erwiderte ich: ‚Lieber werden wir sterben, als uns durch irgend etwas bewegen lassen, unsern Glauben an Jesum Christum zu verleugnen. Denn er ist allein der wahre Heiland und Erlöser der Welt.‘ — Etwas betroffen über diese ruhige und bestimmte Antwort, und zugleich offenbar zweifelnd, daß dies auch der feste Entschluß meiner Gattin sein könnte, wandte er sich besonders an diese. Durch Gottes Gnade aber schwankte sie in dieser ersten Prüfung nicht einen Augenblick in ihrem Glauben, sondern erwiderte mit derselben Festigkeit und Bestimmtheit: sie werde lieber mit Freunden ihr Leben opfern, als ihren Glauben an den Herrn Jesum Christum aufgeben und seinen Namen verleugnen.

„Durch diese unerwartete Erwiderung sichtbar geärgert, wandte sich der Maulwi wieder an mich mit der Frage: ob ich jemals den Koran gelesen hätte. — ‚Ja wohl,‘ antwortete ich. — ‚Aber,‘ rief er, Du kannst ihn nicht gelesen haben in der Absicht, daraus etwas zu lernen, Du kannst nur einzelne abgerissene Stücke daraus aufgelesen haben, um mit den Muselmanen disputieren zu können.“

„Nach einigem weiteren Nachdenken, wobei er offenbar nicht recht ins Reine kommen konnte, was zu thun sei, sprach er folgenden Urtheilspruch: ‚Gut, aus Mitleid will ich Dir drei Tage Bedenkzeit geben. Während dieser Zeit wird man Dir die geeigneten Mittel an die Hand geben, daß Du den Koran studierst. Nach Ablauf derselben werde ich Dich kommen lassen. Wollt ihr dann Mohammedaner werden, so ist alles recht und gut, es soll euch nicht gereuen. Wo aber nicht, so sollen euch Nasen, Ohren und Hände abgehauen werden, wie mein erstes Urtheil gelauret hat.‘ — Darauf erwiderte ich: ‚Das ist alles umsonst; es ist nicht nötig, so lange zu warten. Denn so lange Gottes Gnade mit uns ist, werden wir nimmermehr unsern Glauben verleugnen. Und da Gott seine Gnade denen, die auf Ihn trauen, nimmermehr entzieht, so gilt es uns gleich, ob Du uns sofort oder später tötest.‘ — Darauf gab der Maulwi keine Antwort, sondern winkte seinen Dienern, uns in den Kerker abzuführen, der nicht ferne von dort war.

„Auf dem Wege zum Gefängnis erhob ich mein Herz in Preis und Anbetung zu dem HErrn Jesus Christ, daß er uns Gnade gegeben, fest zu stehen in der Stunde der Versuchung, wo es um unser Leben sich handelte, und alle die Verlockungen zum Abfall zu überwinden, mit denen der Maulwi uns zusetzte. Ich sagte laut den 11. und 12. Vers des 5. Kapitels des Matthäus her, und dankte meinem hochgelobten Heiland, daß er uns würdig erachtet hat, um seines Namens willen zu leiden.“

Als die Gefangenen den Ort der Einkerkung erreichten, waren sie erstaunt und schmerzlich bewegt, hier bereits andere europäische und eingeborene Christen vorzufinden, die gleichfalls eingefangen und hierher gebracht worden waren. Darunter befand sich ein Engländer, Namens Colemann, mit seiner Frau und fünf Kindern, worunter zwei oder drei erwachsene Töchter waren, welche insgesammt den größten Mißhandlungen und Scheußlichkeiten von Seiten ihrer gefühllosen Hüter ausgesetzt waren. Als Gopinath diese Unglücklichen alle wahrnahm, wandte er sich sofort mit der Frage an sie, ob sie nicht miteinander, da sie doch alle dem Tode geweiht seien, ihre Kniee vor dem HErrn beugen und zum Gebet sich vereinigen wollten. Und das thaten sie denn auch. Sie warfen in brünstigem Flehen ihre Sorgen auf den, der sie aus des Löwen Klauen erlösen konnte; sollte es aber nicht sein Wille sein, sie zu erretten, so möge er ihnen Kraft und Glauben schenken, auch über den grausamsten Tod zu triumphieren und

treu zu bleiben bis ans Ende. Während sie aber so im Gebet lagen und zum Herrn riefen, stürzte der Gefangenwärter auf Gopinath los, gab ihm einen heftigen Tritt auf den Rücken und befahl ihm, mit dem Beten aufzuhören; fügte aber hinzu: wenn er, wie sich's ziemt, im Namen Mohammeds beten wollte, so könnte er beten, so lange es ihm beliebe. „Dadurch,“ bemerkt Gopinath selbst, „wurden zwar unsere Lippen geschlossen, aber unsere Herzen blieben in stetem Gebet vor Gott, der nicht sowohl die Bewegung der Lippen, als vielmehr das Herz ansieht.“

„Am folgenden Tag, den 11. Juni, morgens zehn Uhr,“ erzählt Gopinath selbst weiter, „wurde ein neuer Gefangener, — es war ein junger schwerverwundeter englischer Offizier, — in den Kerker gebracht. Er wurde von zwei Männern geführt, die ihn bei den Armen hielten, nicht um sein Entrinnen zu verhüten, denn dazu war er viel zu schwach, sondern damit der Arme nicht zusammensinke. Seiner Wunden waren viele, aber drei davon waren besonders schwer. Zwei über den Kopf, die weit auseinanderkafften, und eine andere an der Kinnlade. Es waren Säbelwunden. Seine einzige Kleidung, die er anhatte, bestand in ein Paar Weinkleidern und einer Planeljacke, — aber alles war durch das viele Blut hart wie ein Stein. Schuhe und Strümpfe hatte er keine, und seine Uniform hatte man ihm abgerissen und genommen. Als er zu uns hereingeführt wurde, war er am Zusammensinken und fiel alsbald ohnmächtig zu Boden.“

Der junge Offizier war Arthur Markus Cheek, und diesen müssen wir näher kennen lernen.

Markus Cheek war der Sohn angesehenen würdiger Eltern in England, hatte eine sorgfältige und gottesfürchtige Erziehung genossen und war schon in seinen Schuljahren ein Liebling seiner Lehrer wie seiner Mitschüler gewesen. Neben Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, die unter allen Verhältnissen sich gleich blieb, neben einem tapfern, ritterlichen Sinn, der ihn schon als Knabe überall auszeichnete, und neben jenem heitern, stets fröhlichen und frischen Geiste, den eine körperlich und geistig gesunde Jugend verleiht, rühmten seine Lehrer und Freunde auch seine tiefe Ehrerbietung vor allem Heiligen und Göttlichen, besonders vor dem Worte Gottes. Markus fehlte Sonntags nie an seinem Platze in der Kirche, und die Bibel fleißig und täglich zu lesen, galt ihm nicht als eine Last, sondern als Lust und seliges Vorrecht. Als kurz vor seinem Abgang nach Indien in der Kirche, die er zu besuchen pflegte, eine Kollekte für Zwecke des Reiches Gottes veranstaltet wurde, machte ihm seine Tante, mit freundlicher Rücksicht auf die nicht selten leeren Taschen des Jünglings, das Anerbieten, ihm einen Teil der Summe zu überlassen, die sie selbst in das Becken zu legen beabsichtigte. „Nimmermehr, Tante!“ rief der junge Mann; „das würde ja Deine Gabe

und nicht die meinige sein. Ich wünsche gern mein eigenes Scherflein einzulegen, und dazu reicht wohl, was ich noch habe.“

Seine Neigung ging frühe auf eine militärische Laufbahn, und dazu war auch seine hohe, kräftige Gestalt, seine Fülle von Gesundheit und sein edler ritterlicher Sinn wie geschaffen. Die hohen Verbindungen, in denen seine Familie stand, machten seinem Vater es auch möglich, ihm eine Anstellung in der indischen Armee zu verschaffen, und am 20. März 1857 schiffte sich der kleine Kadett, der noch nicht sein 17. Lebensjahr vollendet hatte, über Ägypten nach Kalkutta ein. Schon am 18. April stieg er bei dieser „Stadt der Paläste“ ans Land und wurde dort sogleich dem sechsten eingeborenen Infanterie-Regiment, das in Allahabad stand, als Fähnrich zugeteilt. Als er aber nach einer genussreichen Reise den Ganges hinauf, bei welcher er mit vollen Zügen die wunderbaren Reize einer ihm ganz neuen tropischen Natur in sich aufnahm, die Militärstation erreichte (19. Mai 1857), war die Meuterei in Mirat und Delhi bereits zum Ausbruch gekommen, und nach weiteren zwei Wochen, ehe er sich recht in die neuen Verhältnisse eingelebt, befand er sich selbst mitten in dem schauerlichsten Wirbelsturm des Aufstands.

An jenem verhängnisvollen Abend des 5. Juni saß Markus Cheek mit den übrigen Offizieren seines Regiments, darunter den jungen Kadetten, noch wie gewöhnlich im Messhaus zusammen. Man hatte soeben auf dem Paradeplatz aus dem Munde des Sipahi-Regiments die feierlichsten Versicherungen unerschütterlicher Treue vernommen und glaubte sich neuen Hoffnungen überlassen zu dürfen. Markus verließ früher als sonst — man weiß nicht warum — die Gesellschaft und begab sich in seine eigene, nicht eben entfernte Wohnung. Hatte er in dieser ersten Zeit das Bedürfnis, mehr die heimliche Stille aufzusuchen, um im Gebet und im Worte Gottes die Ruhe, Kraft und Fassung zu gewinnen, die in jenen Tagen der Angst einem jeden so not that? Wir wissen es nicht. Kaum war er aber daheim, so erscholl die Alarmpetete. Der junge Fähnrich wirft sich rasch in die Uniform und eilt hinaus nach dem Platz, dahin ihn die Pflicht rief. Aber schon war das Gemetzel angegangen. Bereits lagen auf dem Paradeplatz fünf der älteren Offiziere erschlagen, während eine Rotte von Mördern in das Messhaus gedrungen war und die dort noch weilenden acht Kadetten mit den Bajonetten durchbohrt hatte. Markus gerät mitten unter die wütenden Haufen, wird mit einem Schwertstreich zu Boden gestreckt und bleibt nach weiteren schweren Wunden als tot liegen. Während aber die Mörder sich anderwärts zu schaffen machen, kommt der Schwerverwundete wieder zu sich und vermag unbemerkt auf Händen und Füßen bis zu einem Wassergraben am Ganges sich weiter zu schleppen, wo er sich versteckt. Man weiß über die vier Tage, die er hier zubrachte, nichts Weiteres, als



daß er mit hier vorgefundenem Wasser während jener Zeit sich das Leben fristete und bei Nacht trotz seiner schweren Wunden auf einen Baum sich zu retten wußte, um vor den wilden Tieren gesichert zu sein. Am fünften Tag endlich ward er entdeckt und von den jubelnden blutdürstigen Feinden vor den Maulwi geschleppt, den wir bereits kennen gelernt. Ohne Zweifel machte dieser Wüterich auch bei dem jungen Fähnrich den Versuch, ihn zur Verleugnung seines Christenglaubens zu bereben, und ließ ihn zu dem Ende in denselben Kerker führen, wohin Gopinath und seine Familie gebracht worden waren.

„Als ich den unglücklichen jungen Mann,“ so fährt Gopinath zu erzählen fort, „in den Kerker hineinführen sah und seinen furchtbar leidenden Zustand wahrnahm, wallte das Herz mir vor Mitleid. Als Diener Christi fühlte ich mich verpflichtet, selbst mit Gefahr meines Lebens dem armen Leidenden nach dem Maß meiner Kraft hilfreich beizustehen. Wir hatten noch ein wenig Mehl, das ich mit Wasser vermengte und zu einer Art Suppe bereitete. Das nahm er mit großem Danke an und trank dann Wasser aus einem Gefäß, das ich ihm darreichte, mit vollen Zügen. Auf dies fühlte er sich sichtbar erquickt und schlug die Augen auf. Nun bat ich den Gefängniswärter dringend, dem unglücklichen Jüngling doch ein ordentliches Lager zu verschaffen; denn seine Wunden und Schmerzen ließen ihn auf dem harten Boden weder sitzen noch liegen, noch vermochte er zu stehen. Der hartherzige Mann ließ nur mit dem größten Widerstreben sich bewegen, meine Bitte zu gewähren, gab mir aber doch nur eine zerbrochene Britsche, auf welcher der arme Verwundete nicht ordentlich zu liegen vermochte. Als der junge Offizier meine Teilnahme für ihn sah und zugleich vernahm, daß ich ein Christ und Missionar und gleich ihm ein Gefangener sei, leuchteten seine halb erloschenen Augen wie zu einem neuen Leben auf; er öffnete mir sein Herz und teilte mir mit schwacher Stimme und vielfach von Schmerzen und Erschöpfung unterbrochen die Geschichte seiner Leiden mit, sprach von seiner lieben Mutter und seinen fernem Verwandten und nahm mir das Versprechen ab, falls ich mit dem Leben davon käme, den Seinigen Bericht von seinem Leiden und Tode zu geben. Denn er fühlte wohl, daß er selbst nicht mehr lange leben könne.“

Die Teilnahme, welche Gopinath dem jungen Offizier bewies, und die sichtbare Erquickung, welche diesem daraus erwuchs, erboste den unmenschlichen Gefängniswärter, und grausamer selbst als sein Meister, der Maulwi, beschloß er, den Gopinath nicht nur von Cheek und den andern mitgefangenen Europäern, sondern auch von seiner eigenen Familie zu trennen. Diesen unmenschlichen Vorhaben suchten die Unglücklichen einen Augenblick sich zu widersetzen. Namentlich klammerten sich Gopinaths Gattin und Kinder fest an ihn an, als wären sie entschlossen, die grausame Trennung um jeden

Preis zu verhindern. Aber nun fiel eine Rotte von umherlungern den Rebellen, die Waffen in der Hand, über die Unglücklichen her, schleppte den Gopinath hinaus ins Freie und legte dort seine Füße in den Stod; seine Frau aber griffen sie bei den Haaren und stießen sie mit der Stirn so gewaltsam gegen einen Stein, daß sie eine böse Wunde davontrug. Unter allen diesen Mißhandlungen schrieten die Wüteriche fortwährend: „Wollt Ihr Mohammedaner werden, so sollt Ihr auf der Stelle frei sein!“ In diesem herzzerreißenden Augenblick erhob sich der junge siebenzehnjährige, schwer verwundete Fähnrich Markus Cheek und rief mit dem Tone tröstender Liebe: „Padre Sahib, halte fest an Deinem Glauben! Harre aus und werde nicht weich!“ — Wie in den Christenverfolgungen der ersten drei Jahrhunderte, so geschah es auch hier wieder. Einer stärkte und tröstete den anderen, und für Gopinath, diesen erfahrenen und bewährten Christen, war ein solches Wort aus dem Munde eines Mitchristen wie eine ganze Heeresmacht von Engeln, die ihn stärkend und helfend sich um ihn gelagert hatten.

Von nun an war Gopinath von den anderen getrennt und größeren Leiden von innen und außen ausgesetzt als die anderen alle. Es war ein Wunder, daß er nur einen Tag lang es auszuhalten vermochte. Unter freiem Himmel, ohne irgend einen Schutz gegen die glühende Junisonne und die furchtbaren Sturwinde lag er da, die Füße in den Stod gespannt. Die Verheißung: „die Sonne soll dich des Tages nicht stechen,“ wurde buchstäblich an ihm erfüllt. Es ist dies um so erstaunlicher, da Gopinath infolge seiner nie rastenden geistigen Anstrengungen seit Jahren an einer Affektion des Gehirns litt. Ja, vor jenen Tagen der Verfolgung durfte er niemals der Mittagssonne sich aussetzen, ohne sofort sein Leiden aufs peinlichste zu vermehren. „Nun aber,“ wie er selbst schreibt, „ließ mein himmlischer Vater, trotz so unsäglicher Entbehrungen und Anstrengungen und ungeachtet ich fortwährend der Sonne und den heißen Winden ausgesetzt war, es nicht zu, daß mein Kopfleiden sich steigerte, sondern durch seine Gnade blieb es so, wie es zuvor gewesen war, gerade als wenn ich alle möglichen Schutzmittel dagegen gebraucht hätte. Wir waren von Mittwoch den 10. bis Dienstag den 19. Juni im Gefängnis. Diese ganze Zeit über waren unsere Leiden sehr groß; denn unsere Nahrung bestand nur in einer Handvoll gerösteter Gerstenkörner, die wir um Mittag erhielten, und abends in einem einzigen Tchapatti (einem harten in Asche gebackenen Brotkuchen). Auch Wasser, in der Regel sehr schmutzig, erhielten wir nur zweimal des Tages, und zwar sehr kärglich. Von dem Brotkuchen konnte natürlich der junge Cheek nichts genießen wegen seiner Wunde in der Kinnlade. Das einzige, was er zu seiner Nahrung hätte zu sich nehmen können, war etwas Milch; aber dies wurde ihm verweigert, obgleich ich, während ich außen im

Stoß lag, wiederholt darum bat. Sein Leben wurde nur noch durch das spärlich gereichte Wasser gestützt, nach welchem er oft stundenlang vergebens rief. Alle paar Minutenlang aber kam ein ungebildeter gemeiner Mohammedaner, las uns Abschnitte aus dem Koran (Religionsbuch der Mohammedaner) vor und drohte, uns allen Nasen und Hände abzuhauen, wenn wir unsern Glauben nicht abschwören wollten.“

So kam endlich der verhängnisvolle dritte Tag, an welchem Gopinath und der Seinigen Los sich entscheiden sollte. Es läßt sich denken, mit welcher bangen Spannung sie jeden Augenblick den Befehl des Maulwi erwarteten, vor ihm zu erscheinen und die gedrohte Todesqual zu erleiden. Aber dieser dritte Tag ging ebenso wie die anderen vorüber; der Maulwi ließ nicht rufen, — man weiß nicht warum. Erst am sechsten Tage erschien der Maulwi selbst bei den Gefangenen. Als er Gopinath im Stoß liegend wahrnahm, fragte er ihn mit einem höhnischen Blick, ob es ihm wohl gehe. „Wie kann es mir wohl gehen,“ erwiderte jener, „wenn ich so Tag und Nacht unter freiem Himmel liege, mit den Füßen im Stoß? Aber ich dulde es willig, da es also der Wille meines himmlischen Vaters ist.“ Nun drang der Maulwi aufs neue in ihn, teils mit Drohungen, teils mit Schmeicheleien und Versprechungen, Christum zu verleugnen und zum Islam sich zu bekennen; denn er war klug genug, zu erkennen, daß es ihm und dem Islam viel mehr Ehre brächte, wenn es ihm gelänge, einen christlichen Prediger und seine Familie zum Mohammedanismus zu bekehren, als wenn er ihn durch Folter und Tod zum Märtyrer des Christenglaubens machte. Doch als er sah, wie Gopinath und die Seinen unerschütterlich fest blieben, da schien endlich die Geduld dieses Mannes erschöpft zu sein; er brach mit verbissenem Zorn auf und sagte beim Weggehen, seine Langmut sei nun zu Ende; es bleibe jetzt nichts anderes übrig, als ohne Verzug die verdiente Strafe an ihm vollziehen zu lassen. Damit ging er zornig von dannen.

#### 4. Die Errettung.

Die Erlösung war den armen Gefangenen näher, als sie ahnen konnten. An demselben Tage und wenige Stunden nach jenem Besuche des Maulwi erschien plötzlich und unerwartet der treffliche Oberst Neill mit seinen Scharfschützen von Allahabad, und während er mit seiner kleinen Heldenschar eine der Vorstädte angriff, that die europäische Besatzung des Forts samt den vierhundert treugebliebenen Sikhs unter dem furchtbaren Geschützfeuer der Festung zu gleicher Zeit einen Ausfall, und so vollständig war der Sieg über die Rebellen, daß alles, was laufen konnte, mit anbrechender Nacht in eiliger Flucht die Stadt verließ. Ja, so stürmisch und

haftig geschah diese Flucht, daß niemand an die zurückgelassenen Gefangenen dachte.

Jene letzte Nacht, welche Gopinath mit seiner Familie und den übrigen Leidensgefährten im Kerker zubrachte, war eine der schrecklichsten. Er hörte das Toben des Kampfes, sah die Verwirrung und das Getümmel der Flucht. In gleicher Weise, wie um ihn her, kämpfte in seinem Innern die Furcht mit der Hoffnung. Mit jedem Augenblick mußte er erwarten, von einem der wütenden Rebellen in Stücke gehauen zu werden. Aber der Engel Gottes wachte über ihn und seine Leidensgenossen. Als der Tag anbrach, sah er sich und die anderen alle gerettet, wie durch lauter Wunder; und bald befanden sich alle miteinander im sicheren Fort, umgeben und getröstet und gepflegt von treuer christlicher Liebe. Nun konnten sie mit den anderen Geretteten ein Freuden- und Danklied anstimmen dem, der da große Wunder thut, und den Namen ihres treuen Gottes erheben, der mitten unter so tausendfachen Leiden und Prüfungen sie wunderbar erhalten, ihnen Kraft von oben gegeben, seinen glorreichen Namen selbst angesichts eines drohenden, martervollen Todes frei und freudig zu bekennen, und sie endlich so ganz unerwartet gerade in der Stunde der äußersten Gefahr aus dem Rachen des Todes errettet hatte.

Freilich, in den Reiz der Freude mischte sich auch mancher bittere Vermutstropfen. Unter den ersten Nachrichten, die er im Fort vernahm, war die von dem grausamen Tode seines alten Freundes und Wohlthäters Tucker, des trefflichen Richters von Fatehpur, sowie die von der schonungslosen Zerstörung alles Missionseigentums daselbst. Die Kirche und die Schulhäuser, das Missionshaus mit allem Hausrat und mit der schönen Bibliothek, welche Gopinath sich nach und nach gesammelt, samt allen Hütten und Wohnungen der Eingeborenen, — alles war entweder zerstört und verbrannt oder geplündert und weggetragen worden. Er selbst schreibt später: „Alle eingeborenen Gemeindeglieder zu Fatehpur waren mit ihren Familien bis auf den letzten Augenblick in dem Missionsgehöfte, wohin sie sich geflüchtet, gelieben. Als aber die Neuterer auch dieses angriffen und Kirche, Schulhäuser und Missionarswohnung in Brand steckten, flohen die Christen, so gut sie konnten, nach allen Richtungen. Einige von ihnen verbargen sich mehr als einen Monat lang im Sumpfbüschel und endlich, nach unfäglichen Gefahren und Entbehrungen, gelang es ihnen, sich nach Allahabad zu retten, wo sie Schutz und Zuflucht fanden. Von anderen weiß niemand, ob sie von den Rebellen gefangen und getötet wurden, oder ob sie den feindlichen Elementen der Jahreszeit und den Strapazen zum Opfer fielen. Einer unserer Christen kam mit abgehauener rechter Hand, seine Frau mit anderen Zeichen grausamer Mißhandlung nach Allahabad.“

Und während Gopinath so von den Leiden anderer hörte und von

feinen eigenen schweren Erlebnissen erzählte, wurde der sterbende junge Fähnrich Markus Cheek von zwei wackeren Soldaten auf einer Tragbahre durch die Thore der Festung herein und nach dem Hospital getragen. Kaum hatten nämlich die Rebellen am frühesten Morgen die Stadt in eiligster Flucht verlassen, so fanden sich einige wohlgesinnte Eingeborene bei dem Kerker ein und trugen den schwer leidenden jugendlichen Offizier nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten amerikanischen Missionsgehöfte, stillten seinen brennenden Durst mit Wasser und Melonen und ließen im Fort melden, daß ein schwerverwundeter Europäer dort liege. Sofort wurde ein kleines Dampfboot den Fluß hinauf gesandt, um ihn ins Fort abzuholen.

„Er war,“ schreibt einer der Engländer, die im Fort Zuflucht und Rettung gefunden, zwei Tage nachher an seine Verwandte, „er war in einem besammernswerten Zustand, — zu Zeiten war er bei sich, zuweilen nicht; es war schwer, etwas Zusammenhängendes von ihm zu vernehmen. Als er zu uns gebracht ward, erinnerte er sich nur des Umstandes, daß etliche Leute ihm viel Liebes bewiesen und ihm Wasser und Melonen gereicht hätten. Alles andere war unklar und verworren. Augenscheinlich hatte er Unsägliches erduldet, und die schweren Wunden und Eiterbeulen, die er an sich trug, zeigten deutlich genug, wie viel er von grausamen Menschen und von der Gewalt der Elemente erlitten. Er starb noch am gleichen Abend; seine letzten Worte, die in einem Augenblick des Bewußtseins von seinen Lippen kamen, enthielten den Wunsch, daß man seiner Mutter von seinem Tode Bericht gebe. Man begrub ihn in dem bedeckten Festungsweg, nahe am Ufer des Flusses. Ich freue mich, Ihnen neben diesen schmerzlichen Mitteilungen auch einige Bünde beifügen zu können, die Ihnen tröstlich sein werden. Der Verwalter meines Geschäfts, ein Herr Colemann, war mit seiner Frau und seinen fünf Kindern verhaftet und in dasselbe Gefängnis abgeführt worden, in welchem auch der arme Markus Cheek sich befand. Die Mohammedaner wandten alles an, um diese Unglücklichen zu bewegen, ihren Christenglauben abzuschwören und zum Islam sich zu bekehren, und dabei drohten sie beständig mit den schwersten Martern und dem grausamsten Tode, im Fall sie sich des weigern würden. Da rief der arme jugendliche Cheek, fast in den letzten Augenblicken seines vollen Bewußtseins, die Frau Colemann zu sich an sein Lager und bat und beschwor sie, lieber alles zu leiden, als Christum zu verleugnen. ‚Haltet fest an Eurem Glauben und Eurer Hoffnung,‘ sagte er, ‚und harret aus!‘ Nach diesen wenigen Worten der Ermahnung riß man die Frau Colemann von ihm hinweg. Er selbst aber entgegnete auf die Zumutung, Mohammedaner zu werden, mit den Worten: ‚Lieber alles leiden, als meinen Glauben und die Hoffnung auf meinen Heiland aufgeben!‘ Colemann und die Seinigen sind nun ins

Fort gerettet; der junge Glaubensheld aber ist in die ewige Ruhe eingegangen, wo seiner die Krone der Überwinder wartet.“

Gopinath blieb nicht lange in dem überfüllten Fort zu Allahabad. Er benutzte eines der Regierungsdampfboote, auf welchem ihm und den Seinen freie Fahrt nach Kalkutta angeboten ward, und fuhr auf dem Ganges hinab nach der Hauptstadt, wo er bei seinem treuen väterlichen Freunde, Missionar Dr. Duff, der ihn einst getauft hatte, liebevolle Aufnahme nnd gütige Pflege fand.

„Er ist nun,“ schrieb damals Duff, „seit drei Monaten bei mir und aus seinem Munde habe ich die Erlebnisse vernommen. Und wahrlich, niemand kann diese Geschichte hören, ohne darin ein glorreiches Denkmal des Triumphs der göttlichen Gnade zu erkennen. Seiner Natur und Konstitution nach ist Gopinath eben so schwächlich, furchtsam und feig wie irgend ein anderer Hindu in Bengalen. Aber wenn es um die Wahrheit Gottes sich handelt, so macht ihn sein Glaube kühn und furchtlos wie ein Löwe. Sein ganzes Verhalten während jener Prüfungszeit, und besonders seine Ruhe und männliche Standhaftigkeit, die dieser protestantische Hindu-Prediger mitten unter den Leiden und grausamen Todesdrohungen von seiten eines von Haß gegen das Christentum wütenden Mohammedaners bewies, mag wohl einen Vergleich aushalten mit dem, was je ein europäischer Prediger des Evangeliums von seiten des antichristlichen Papsttums erlitten und an Glaubens- und christlichem Zeugennut darunter bewiesen hat. Und sollte uns dies nicht zu tiefem, anbetendem Danke gegen den Herrn bewegen? Hinweg also mit jener schmachlichen Verleumdung von seiten gottloser Politiker und Weltleute, daß es in Indien noch nie einen wahrhaft bekehrten Eingeborenen gegeben habe, oder daß alle unsere eingeborenen Christen ohne Unterschied Heuchler und unlautere Taugenichtse seien! Abgesehen von den Zehntausenden von Christen in Süd-Indien und den Tausenden in anderen Gegenden, — das Beispiel Gopinath Nandys und das wirkliche Märtyrertum von Duzenden anderer Hindu-Christen in Delhi, Bareilly und Fategarh sollte für immer den gottlosen Verleumdern das Maul stopfen. Und dann — denke man an Gopinaths Frau! Auch sie war so starken Herzens wie ihr Mann, wo es das Bekenntnis Jesu galt. Auch sie war bereit, sich von ihrem Mann und ihren Kindern zu trennen und lieber ihr Leben zu lassen, als den Glauben an Jesum, ihren hochgelobten Herrn und Heiland, zu verleugnen. O wahrlich, es ist noch Hoffnung da für Indiens Frauen und Töchter! Etliche haben ihr Leben geopfert, weil sie den Namen Christi trugen, und andere haben heldenmütig gezeigt, daß sie lieber sterben als diesen teuren Namen verleugnen wollten.“

„Gopinath ist nun hier in Kalkutta. Und da er nicht müßig sein kann, wo immer er sich auch befinden mag, so predigt er fleißig in den Kapellen

der eingeborenen Christen, besucht unsere Gemeindeglieder in ihren Häusern und hilft auch kräftig Tag für Tag in unserer großen Erziehungsanstalt mit. Der Herr erhalte ihn noch lange und segne ihn in allen seinen Arbeiten.“

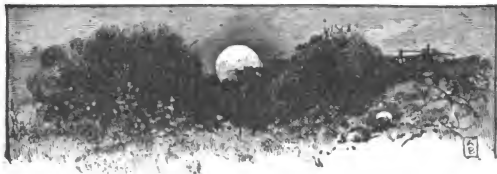
### 5. Gopinath's friedlicher Heimgang.

Der Sturm der Meuterei war inzwischen vorübergebraust. Die Gegend, wo er so furchtbar gewüthet, wurden von den Rebellen gesäubert und Ruhe und Ordnung kehrte allmählich wieder. Auch die Christengemeinden sammelten sich wieder an ihren Orten, und die Lehrer und Prediger fanden sich bei ihnen ein, um mit größerem Ernst als zuvor und demüthigem Dank für die erfahrene Rettung ihrem Herrn und Meister zu dienen. Auch Gopinath Nandy kehrte nach seiner geliebten Missionsstation Fatehpur zurück, und wenn er vorher eifrig für seinen Herrn und für das Wohl seiner ihm anvertrauten Gemeinde gewesen war, so war er es jetzt noch mehr, — jetzt, wo es galt, so viele Schäden von außen und innen wieder gut zu machen. Aber die Nachwirkungen seiner schweren Leiden waren größer und tiefer gehend, als er selbst gedacht hatte. Die neuen Anstrengungen erschöpften rasch das Maß von Kraft, das ihm noch geblieben war, sein früheres Körperleiden kehrte in verstärktem Maße wieder. Er blieb lange aufrecht und diente seinem Herrn auch mit gebrochener Kraft, bis er am 13. März 1861 nach kurzem Krankenlager zur ewigen Ruhe des Volkes Gottes und als ein „frommer und getreuer Knecht“ zur Freude seines Herrn einging. Eine gefährliche Operation, welcher er sich um jenes Leidenswillen unterzog, hatte zuletzt seinen schnellen Heimgang herbeigeführt.

„Erst vor wenigen Wochen noch,“ schrieb Dr. Duff, „war er in Kalkutta, wohin ihn ein besonderer Auftrag der Liebe und Treue geführt hatte. Da war er noch in seiner gewöhnlichen Gesundheit und hielt am Sonntag-Abend in unserer kleinen Kapelle eine Ansprache an unsere eingeborene Gemeinde, ach so köstlich, so zärtlich, so eindringlich! O, wie wenig dachte ich damals beim Abschied von ihm daran, daß ich zum letztenmal dies milde, sanfte und doch ernste Angesicht sehen sollte! Ich ließ es mir nicht träumen, als wir miteinander in meinem Studierzimmer niederknieten, um einer den andern dem himmlischen Vater anzuempfehlen, daß es das letzte Zusammensein auf Erden sei, ehe wir einander vor dem Throne des Lammes als Erlöste des Herrn wieder begrüßen dürfen. Aber so ist es. Ich traure um ihn, wie einer um einen einzigen Sohn Leid trägt, und die Thränen fließen so reichlich, bis zu Zeiten die Augen von Weinen mich schmerzen. Es ist nicht der Schmerz, der über die Fügung eines gnädigen Gottes und liebenden Vaters klagt und murren wollte. O nein; aber es

ist das Ausbrechen und Überschießen der trauernden Liebe um einen, den ich geliebt habe wie meine eigene Seele. Doch er ist zu seiner Ruhe eingegangen, ja, zu seinem Lohn. Seine Werke folgen ihm nach. Er hinterläßt geistliche Kinder in Nord-Indien, und ihrer sind nicht wenige, die über seinen Verlust — für sie ein unersehlicher Verlust! — weinen. Es sind nicht ganz vier Jahre, daß er und seine Gattin von den Neuterern gefangen genommen und von dem Maulwi zu Allahabad zum Tode verurteilt wurden. Mit einem Heldengeiste, der einem Märtyrer Ehre macht, unterwarf er sich mit seiner Gattin dem Urtheil und wollte lieber sterben, als den Herrn verleugnen, der ihn teuer erkaufte hat. Nun hat ihm der Herr einen friedlichen Heimgang und ein ehrenvolles Grab besichert. Möge sein Leib sanft ruhen bis zum Morgen einer seligen Auferstehung der Gerechten!“

Dieses köstliche Zeugnis giebt dem entschlafenen Gopinath Nandy einer der größten Missionare in Indien. Es ist an ihm schon auf Erden erfüllt worden, was der „Heilige und Wahrhaftige, der da hat die Schlüssel Davids,“ dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia sagt: „Dieweil du hast behalten das Wort meiner Geduld, will ich auch dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die da kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die da wohnen auf Erden. Siehe, ich komme bald. Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“ Nichtsdestoweniger aber auch das andere Wort des Sohnes Gottes: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Und damit nehmen wir Abschied von diesen Christen, und wünschen uns und allen liebwerten Lesern, daß unser aller Ende sei wie Gopinaths Ende: ein friedlicher Heimgang in die ewigen Hütten der selig Vollendeten und Gerechten.





## Meisen.



Haubenmeise.

Der Winter naht, der „harte Mann“. Ganze Scharen von Vögeln sind südlich gezogen, wo die Sonne auch in den Monaten, da wir gern beim Ofen sitzen, herablächelt auf die Erde und aus ihr hervortreibt, was dem Vögelgemagen behagt. Wenn erst das schneeige Leichentuch bei uns den schlummernden Boden deckt, dann ist für alle diese im sonnigen Süden sich tummelnden gefiederten Geschöpfe bei uns der Tisch nicht beladen mit „Sachen, die Freude machen“. Dennoch sind nicht alle Vögel von uns gezogen. Die Abler, die Buffarde, die

Falken, die Eulen, die Spechte, die Spazzen, die Meisen und noch manche andere sind jahraus, jahrein, im Sommer wie im Winter bei uns. Ja, im Winter mehr noch als im Sommer suchen sie unsere Nähe auf. Denn die bittere Not läßt sie ihre Scheu vergessen. Erbarme dich der kleinen bettelnden Gäste, mein lieber Leser! Erinnere dich der schönen Sitte, die in Norwegen herrscht, wo man den Vögeln zur Weihnacht einen „Christbaum“ aus Gersten- und Haferähren, um eine Stange garbenähnlich gebunden, aufrichtet, damit auch sie es merken, es werde in den Hütten ein Fest der Liebe gefeiert. Streue auch du ihnen Brofamen, die von deinem Tische fallen, oder biete ihnen Sämereien auf einem vom Schnee nicht bedeckten Brett. Wenn du im Herbst mit dem Stengel abgeschchnittene Sonnenblumen in den Schnee steckt, dann wirst du die Wintergäste heranlocken und deine Freude an ihnen haben können. Es ist gar nicht selten, daß du auf diese Weise einen ganzen Schwarm der niedlichen, bewegungslustigen Meisen — Tit-mice — anlockst. Das ist ein drolliges Völkchen. Aus ihren feinen, schwarzen Köpfschen blickt ein listiges, schwarzes Auge; fliegend und kletternd huschen sie am Strauch auf und ab; oft häkeln sie sich verkehrt fest, schwirren aber bei jedem drohenden Geräusch davon. Sehr selten sieht man sie einmal stillsitzen; darin gleichen sie ganz einem rechten und echten Jungen. — Ihr Meisen erinnert an das der Mäuse, und diesem Umstand werden sie wohl auch ihren Namen verdanken.



Schwarzkopf - Meisen.

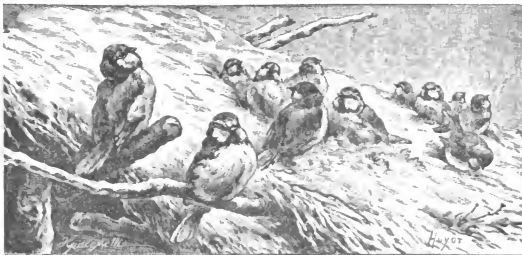
Die bekannteste unter allen amerikanischen Meisen ist die Schwarzkopfmelise — Blackcapped Titmouse, Chickadee —. Sie wird fünf Zoll lang, ist oben aschbraun, unten weißlich. Kopfobenseite und Kehle sind schwarz.

Das Nest legen die Meisen in der Regel in Baumhöhlungen mehr oder weniger hoch über dem Boden an. Es ist ein zierliches Geslecht aus Dunen, Haaren, Grashalmen und Moos. Das Gelege besteht aus acht weißen, rotbraun gefleckten Eiern. Nicht selten beobachtet man ein Nest an geräuschvollen Orten. Man fand ein solches in einem verfaulten Baumstumpf. Die Alte flog nicht vom Nest auf, ließ sich vielmehr wiederholt mit der Hand greifen und flog immer wieder zurück, um die sieben Jungen mit ihren Fittigen zu decken und die Verfolger mit kühnem Auge anzubliden. Der Beobachter konnte es nicht übers Herz gewinnen, das Tierchen länger zu stören.

Die Meisen verdienen allen Schutz. Sie sind vielleicht die thätigsten Insektenfresser unter allen Vögeln. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß eine Meise täglich an tausend Insekten und Eier vertilgt, die fast alle unsern Wäldern und Feldern zum Schaden gereichen würden. In einem gräßlichen Park in Polen zeigten sich in einem Sommer so viele Raupen, daß in wenigen Wochen alle Bäume entlaubt wurden. Millionen von Eiern bedeckten die Stämme und Äste. Alle Bemühungen der Besitzer, sie durch Menschenhand zu vertilgen, erwiesen sich als fruchtlos. Da kamen im Winter Scharen von Meisen und siebelten sich auf den, ihnen so willkommene Nahrung bietenden Bäumen an. In kurzer Zeit waren die gefürchteten Gartenfeinde verschwunden, und die Bäume standen wieder im frischesten Grün.

Darum Schutz den Meisen!

D.



## Die Guillotine und ihre Geschichte.

Von A. von Winterfeld.



Die Guillotine zur Zeit der französischen Republik.

In Frankreich feiert man jetzt die hundertjährige Wiederkehr jener Schreckensperiode, welche dieses Land in ein Meer von Blut verwandeln sollte und in welcher der Henker der wichtigste und beschäftigste Mann im Staate war. Sein Arm würde erlahmt sein, hätte er selbst den ungezählten Opfern Tag für Tag den Kopf abschlagen müssen, auch wenn seine Nerven — denn schließlich hat ein Henker doch ebenfalls Nerven — diese unaufhörliche Menschenschlächtereie ausgehalten. Daher kam eine, obgleich eher in der menschenfreundlichen Absicht, den

Tod des Verbrechers zu erleichtern, erfundene Maschine dem Bedürfnis des Massenmordes entgegen, indem sie die Thätigkeit des Henkers außerordentlich vereinfachte und die Mordarbeit in der Hauptsache selbst übernahm.

Diese Maschine hat ihre eigentümliche, nicht uninteressante Geschichte.

Ihr Erfinder, der Doktor Guillotin, gehörte zu den Leibärzten des Königs und war Mitglied der Nationalversammlung. In dieser letzteren Eigenschaft hatte er folgenden Antrag gestellt: „Die Verbrechen derselben Art werden mit derselben Art von Strafe bestraft, welches der Rang und Stand des Schuldigen auch sein möge.“ Dieser Antrag wurde in der Sitzung vom 21. Januar 1790 angenommen und zum Gesetz erhoben, welches der König mit seiner Unterschrift bestätigte. Gemäß dieser von ihm genehmigten Gleichheit der Todesstrafe wurde ihm, genau drei Jahre später, am 21. Januar 1793, der Kopf abgeschlagen.

Nicht weniger merkwürdig war es, daß Robespierre, durch den so viel Blut fließen sollte, sich nachdrücklich im Konvent gegen die Todesstrafe ausgesprochen hatte, „weil die Gesellschaft nicht das Recht habe, eines ihrer Mitglieder, obgleich strafbar und gefährlich, zu töten und weil die Todesstrafe nicht die härteste aller Strafen sei“.

Für die Vollstreckung der Todesstrafe beantragte Doktor Guillotin in

der Nationalversammlung die Anwendung der von ihm erfundenen, damals noch namenlosen Maschine, die den König, dessen Leibarzt er war und dem er aufrichtig zugethan, einst töten sollte. Wie schon gesagt, war Guillotins Absicht eine menschenfreundliche; es war seine fixe Idee, dem Menschen das Leben ohne Schmerz zu nehmen, und er war überzeugt, in seiner Maschine das Mittel dazu erfunden zu haben. Übrigens war diese Erfindung nicht etwas durchaus Neues; denn in Deutschland, Schottland, Italien und selbst in Frankreich hatte man bereits ähnliche, wenn auch unvollkommenere derartige Mordwerkzeuge gehabt.

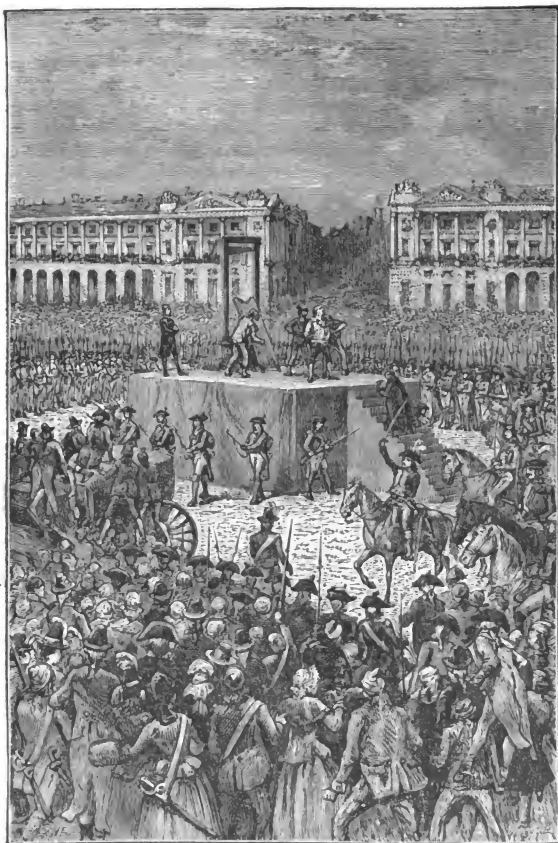
Guillotin trug stets kleine Modelle seiner Erfindung bei sich, mit denen er vor seinen Freunden kleinen Puppen den Kopf abschlug. Wie in Paris die Mode alles ergriff, so bemächtigte sie sich auch der Guillotine. Die Damen trugen kleine goldene Guillotinen als Ohrgehänge und Broschen, die Stutzer als Kravattennadeln. Auf seinen Tafeln köpfte man das Geflügel und Fische damit. Nicht wenige von denen, welche die Guillotine in dieser frivol-scherzhaften Weise benutzt hatten, werden später in furchtbarem Ernst ihre wirkliche Bekanntschaft gemacht haben.

Nach Art aller Erfinder war Doktor Guillotin begeistert von seiner Maschine. „Mit meiner Maschine,“ rief er in der Nationalversammlung, „schlage ich Ihnen im Nu den Kopf ab und Sie fühlen nichts, gar nichts, höchstens eine leichte Frische am Halse!“ Die Nationalversammlung lachte. Wie viele von denen, welche damals lachten, sollten es ebenfalls an sich erproben, ob die Maschine „höchstens eine leichte Frische am Halse“ verursachte. Leider hat uns keiner von ihnen sagen können, wie diese Probe ausgefallen. — Bis dahin hatte die Guillotine noch keinen Namen gehabt. Da erschien in einer Pariser Zeitung ein Spottgedicht nachstehenden Inhalts:

Guillotin, einem politischen Arzt, fiel es eines schönen Morgens ein, daß Hängen unmenschlich und wenig patriotisch sei. Alsbald beehrte er nach einer Hinrichtungsart, die ohne Strick und Pfahl des Henkers Amt versieht. Und seine Hand baute schnell die Maschine, die uns auf höchst einfache Art töten und die man Guillotine nennen wird. — Dieses Gedicht wurde nach einer beliebten Melodie allgemein gesungen und die Mordmaschine hieß nunmehr die „Guillotine“.

Nachdem die gesetzgebende Versammlung als Todesstrafe das Abschlagen des Kopfes bestimmt hatte, beschloß sie im März 1792 die Einführung der Enthauptungsmaschine des Doktor Guillotin, über welche sie anfänglich so gelacht hatte.

Nun kam es nur noch darauf an, sie in ihrer natürlichen Größe anzufertigen und dann zu versuchen. So viel Bertauen der menschenfreundliche Doktor auch in seine Erfindung setzte und so sehr er von der Schmerzlosig-



König Ludwig auf dem Schafott.

keit der Hinrichtung mittels seiner Maschine überzeugt war, so konnte er sie doch nicht an sich selbst probieren.

Wir werden sehen, wie man sich in dieser Hinsicht zu helfen wußte. Es war an einem trüben Aprilmorgen des Jahres 1792, an welchem die verhängnisvolle Probe in einem der Höfe des Gefängnisses von Bicetre vorgenommen wurde. Mehrere Zimmergesellen sind damit beschäftigt, unter der Leitung ihres Meisters eine seltsam gestaltete Maschine aufzuschlagen. Auf einem mit Stufen zum Hinaufschreiten versehenen Gerüst von Holz ragen zwei Balken etwa zehn Fuß senkrecht in die Höhe. Zwischen diesen beiden, mit einem Falze versehenen Balken kann eine Art von Beil in halbmondformiger Gestalt auf und nieder gleiten, welches für gewöhnlich durch eine Feder zurückgehalten wird. Ein Druck auf dieselbe, und es fällt mit einer durch ein Gewicht erhöhten Schwere hinab. Zwischen zwei Querbalken ist eine kreisförmige Öffnung angebracht, durch welche ein Mensch den Kopf stecken kann. Ist dies geschehen, so verengt sich durch einen leicht spielenden Mechanismus die Öffnung so, daß sie den Hals des Opfers fest umschließt. Vor dieser Öffnung ist ein Fallbrett angebracht. Während dieser Zurüstungen erscheinen an den vergitterten, auf den Hof hinausgehenden Fenstern bleiche, mit besorgten Mienen zuschauende Gesichter. Es sind die der Gefangenen, die sich den Vorgang nicht erklären können. Außer dem Meister, der die Maschine lachend seine „Demoiselle“ nennt, da sie noch Jungfrau sei, und ihre Vorzüge preist, nebst seinen Gesellen befinden sich noch zwei Gruppen von Personen auf dem Gefängnishofe, jede aus vier Personen bestehend. Die eine derselben bilden die Doktoren Louis, erster Leibarzt des Königs, Guillotot, ebenfalls Leibarzt, und Pinel und Cabanis. Guillotin ist aufgereggt und erklärt voll Eifer seinen Kollegen die Vorzüge seiner Erfindung, sieht sich aber öfter unruhig um, als erwarte er jemand oder etwas. In einer Ecke des Hofes befindet sich die zweite Gruppe, ebenfalls aus vier Männern bestehend, welche mit lebhaftem Interesse dem Aufschlagen der Maschine folgen, obgleich sie sich in bescheidener Entfernung halten. Ihre Teilnahme ist nur zu sehr gerechtfertigt. Es ist Samson, der Henker von Paris, ein Mann in mittleren Jahren, von hoher Gestalt, mit offenen Zügen und freundlichem Lächeln. Die drei andern sind sein Sohn und seine Gehilfen. Jetzt fährt ein von zwei Männern geschobener Karren in den Hof. „Aha! Da kommen sie endlich!“ ruft Guillotin mit Befriedigung. Auf dem Karren liegen drei Säcke und in jedem der Säcke befindet sich eine von der Hospitalverwaltung geschickte Leiche. Der Henker mit seinen Gehilfen bemächtigte sich einer der Leichen, schnallt sie an das Fallbrett und steckt ihren Kopf durch die Öffnung. Dann drückt er auf die Feder, das Messer saust hinab und der Kopf rollt auf den Boden. Guillotin stößt einen Freudenschrei aus und die Zuschauer bezeugen ihm ihren Beifall.

Der witzige Zimmermeister nennt die Maschine jetzt „Madame“. Der zweite Versuch ergab denselben Erfolg; bei dem dritten jedoch wurde der Kopf nicht gänzlich abgetrennt und mußte erst vollends mit dem Messer abgeschnitten werden. Man legte jedoch diesem Unfall, den man nicht der Maschine zuschrieb, wenig Bedeutung bei und ordnete „in Betracht der Ungeduld des Volkes“ bereits wenige Tage später, am 26. April, die Hinrichtung des als Dieb und Mörder verurteilten Jakob Nicolas Pelletier, gewissermaßen als Probe an einem Lebenden, an. Obgleich auch dieser Versuch gut ausfiel, so sollte dennoch das Mordinstrument auf merkwürdige Weise zu größerer Vollkommenheit gebracht werden.

Wie erwähnt, hatte das Fallbeil bei der dritten Leiche nicht ganz seine Schuldigkeit gethan und den Kopf derselben nur zu drei Vierteln abgetrennt. Man hatte zu dem Könige von dem Versuch im Hofe von Bicetre gesprochen und ihm auch diesen unangenehmen Zwischenfall nicht verhehlt. Die Sache interessierte Ludwig XVI., der ein guter Mechaniker und namentlich ein geschickter Schlosser war. Er ließ sich daher bei nächster Gelegenheit von seinem Leibarzte, dem Doktor Louis, der bei jenem Versuche zugegen gewesen, den Mechanismus der Maschine erklären. Um seine Erklärung recht anschaulich zu machen, nahm Doktor Louis einen Bleistift und versuchte, das Instrument zu zeichnen. Aufmerksam betrachtete der König die Zeichnung und sagte dann, indem er mit dem Finger auf das Fallbeil deutete: „Hier liegt der Fehler; das Beil sollte nicht von halbmondförmiger, sondern von dreieckiger Form und schräg wie eine Säge sein; dann würde der Mechanismus niemals versagen.“ Darauf nahm er den Bleistift und änderte damit die Zeichnung ab. In der That hatte er das Richtige getroffen und die Guillotine wurde nach seiner Angabe geändert.

Neun Monate später fiel der Kopf des unglücklichen Königs unter dem Fallbeil, wie er es selbst gezeichnet hatte.

Dem „Revolutionstribunal“ war es vorbehalten, die Vorzüge der Guillotine ins hellste Licht zu stellen. In der That „arbeitete die Tochter des Herrn Guillotin“ ganz vorzüglich. Binnen fünf Monaten schlug sie in Paris nicht weniger als 2700 Köpfe ab, ohne auch nur einmal zu versagen. Noch viel größer war die Anzahl der Opfer im gesamten übrigen Frankreich, wo die Guillotine in Hunderten von Exemplaren verbreitet war. Erst der Sturz Robespierres und das Ende der Schreckensherrschaft schränkte ihre scheußliche Thätigkeit ein.





## Das Pfarrhaus.

Ratschläge für den Bau der Pfarrwohnungen. Mit Plänen von Architekt

J. M. E. Riedel.

**G**ar häufig sind die Klagen darüber, daß die Pfarrwohnung, auch wenn bei ihrer Herstellung die Gemeinde keine Kosten scheute, nicht zweckentsprechend sei. Diese Klagen und häufigen Anfragen, wie man bauen sollte, haben den nachstehenden Artikel veranlaßt.

Herr Architekt Riedel, mit dem ich öfters über den Pfarrhausbau sprach, erklärte sich willig, uns einige Grundpläne zu liefern, die den Gemeinden als Fingerzeig dienen könnten.

Das Pfarrhaus dient einem Doppelzweck. Es ist erstens ein Wohnhaus und muß als solches der Pfarrfamilie — die mitunter vielgliedrig ist — praktisch verteilte und gut eingerichtete Wohnräume bieten. Das Pfarrhaus ist aber zugleich der Ort, wo die Gemeindeglieder ihren Pastor aufsuchen. Dasselbe muß also ein Studierzimmer enthalten, das einen separaten, von der Familienwohnung getrennten Zugang haben sollte. In Städten kommt es nicht selten, insbesondere bei Anmeldungen zum heiligen Abendmahl, vor, daß mehrere Personen den Pastor zu sprechen wünschen und oft, ja meistens, mit ihm unter vier Augen zu verkehren verlangen. Das macht ein Wartezimmer nötig, wenn man nicht die Wartenden in die Familienwohnung führen will, was immer störend ist. Diese Forderungen sind, wie wir glauben, in den beigegebenen Plänen erfüllt. Zugleich ist der Architekt allen Bedürfnissen, denen ein

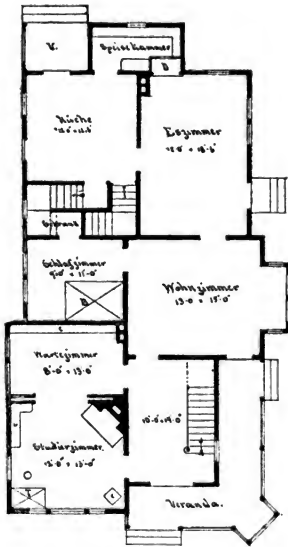


Fig. 1. Städtisches Pfarrhaus.  
Unteres Etoc.

Wohnhaus entsprechen soll, gerecht geworden. Die Betrachtung der Pläne wird das lehren.

Beginnen wir mit dem städtischen Pfarrhaus bester Ausstattung (Fig. 1 und 2).

Das Haus hat eine durchschnittliche Breite von 30 Fuß und eine Tiefe von 56 Fuß. Es enthält außer einer geräumigen Treppenhalle dreizehn größere und kleinere Zimmer, wovon dem Pastor zwei zugewiesen sind. Die Treppenstufen führen zunächst auf eine Veranda, die zum Teil neben dem Gebäude sich befindet und für die Sommerabende kühlen Sitzplatz bietet. Betritt man die geräumige „Hall“, so hat man gleich linker Hand die Thür zum Studierzimmer. Treten wir in dasselbe ein. Ein dreiteiliges Frontfenster und ein Seitensfenster geben alle gewünschte Lichtfülle. Das Pult (T) steht so, daß der Pastor mit kurzer Seitenwendung der Thür die Blicke zuwenden kann. In den Ecken sind Bücherregale (C) gleich eingefügt; sie bleiben ein- für allemal, auch beim Pastorenwechsel, im Pfarrhaus und werden gleich in den Kontrakt eingeschlossen.

In dem einen Eck befindet sich ein Kamin, an dessen Stelle selbstverständlich auch ein Ofen treten kann. Das Studierzimmer ist nur klein — allzugroße Studierzimmer sind unheimlich — steht aber durch Schiebethüren in Zusammenhang mit dem Wartezimmer, so daß die beiden Räume, wenn gewünscht, jederzeit in einen großen Raum verwandelt werden können, groß genug, um auch die Versammlungen des Kirchenrats und der Komiteen darin abzuhalten. Auch im Wartezimmer befindet sich ein Bücherrack (C). Das Wartezimmer hat einen besonderen Eingang. Die zum Abendmahl sich Anmeldenden treten durch diese Thür in das Wartezimmer und nehmen Platz, bis der Pastor die Schiebethür öffnet und sie zu sich in das Studierzimmer bittet. Nach vollendeter Anmeldung entläßt der Pastor das Ge-

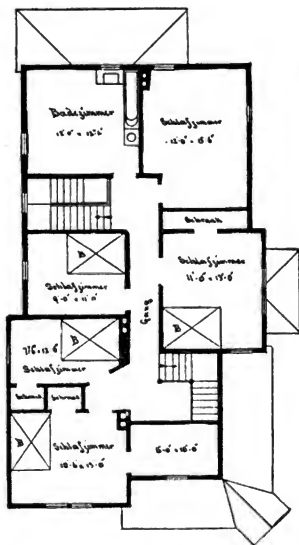


Fig. 2. Städtisches Pfarrhaus.  
Deres Stod.

meindeglied direkt durch die Thür des Studierzimmers in den Vorraum. Die Gemeindeglieder werden sich sehr bald an diese Einrichtung gewöhnen und ohne anzuklopfen durch die Wartezimmerthür eintreten. Der Vorteil dieser Anordnung springt in die Augen. Die Familie wird nicht gestört, und die Gemeindeglieder brauchen nach geschehener Anmeldung nicht wieder die noch Wartenden zu passieren.

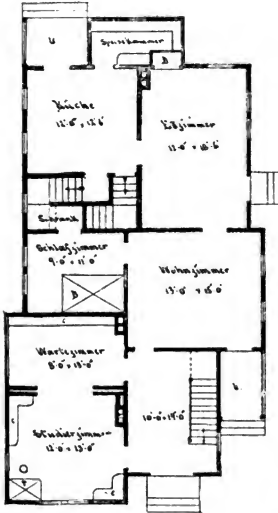


Fig. 3. Einfaches städtisches Pfarrhaus.

Unteres Etod.

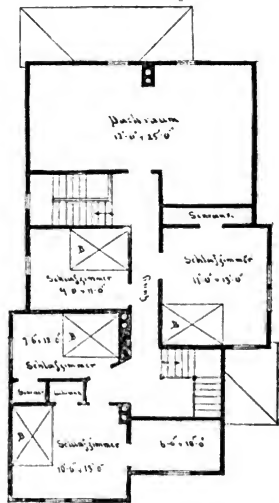


Fig. 4. Einfaches städtisches Pfarrhaus.

Oberes Etod.

Von der Vorhalle aus hat der Pastor bequemen Zutritt zu seiner Privatwohnung. Umgekehrt können Frau und Kinder leicht in Pappas Studierzimmer kommen.

Die Privatwohnung hat aber auch separate Eingänge. Zunächst einen von der Veranda aus direkt ins Wohnzimmer, das geräumig ist und einen Ausbau — Bay window — hat. Ein zweiter Eingang führt von außen

in das dahintergelegene Wohnzimmer. Bekannte, sonderlich auch die Kinder, wenn sie von der Schule kommen und schmutzige Schuhe mitbringen, werden diesen Eingang benutzen und der Pfarrfrau die Sauberhaltung des Wohnzimmers dadurch leichter machen. Denn das Wohnzimmer soll den vielgeschmähten und doch immer geforderten „Parlor“ vertreten und kann dies auch, wenn das Wohnzimmer sonderlich auch als Kinderzimmer gilt.

Neben dem Wohnzimmer liegt ein kleines Schlafzimmer, das, weil es im unteren Stock sich befindet, in Krankheitsfällen oder, wenn man tagsüber etwas ruhen will, willkommen sein wird.

Das Wohnzimmer hat einen Geschirrschrank (D), die danebenliegende Küche eine Speisekammer. Von der Küche führt eine Thür auf eine kleine Veranda und dann nach außen, andere Thüren führen in den Keller und nach oben.

Nun hinauf in das obere Stock! Hier ist vorn ein Schlafzimmer mit kleinem Nebenzimmer, in das man ein Kind betten kann. Alle anderen Zimmer haben ihren völlig gesonderten Zugang. Die Zimmer sind absichtlich klein, um ihre Zahl zu erhöhen. In Familien mit erwachsenen Kindern ist dies wünschenswert. — Es ist auch ein Bade- oder Waschzimmer vorhanden. Eine ganz willkommene Einrichtung!

Doch vielleicht ist ein solches Pfarrhaus mancher Gemeinde zu kostspielig. Was könnte in einem solchen Falle vereinfacht werden?

Das zeigen uns die Figuren 3 und 4.

Während hier die Einrichtung und auch Größe beibehalten ist, ist doch die Veranda vereinfacht und es ist das Bay window fortgelassen. Der Anbau ist nur anderthalbstöckig und liefert oben nur einen, übrigens für Wäschetrodnen

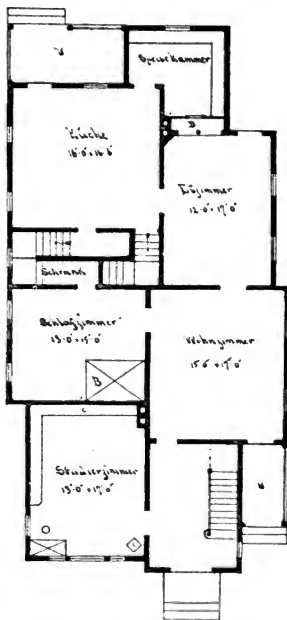


Fig. 5. Ländliches Pfarrhaus.  
Unteres Stock.

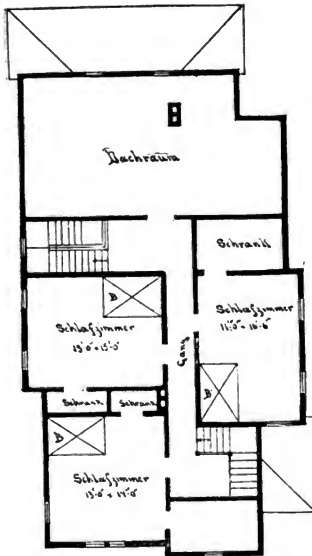


Fig. 6. Ländliches Pfarrhaus.  
unteres Eted.

und als Aufbewahrungsort für allerlei Dinge sehr willkommenen Dachraum.

Und nun das ländliche Pfarrhaus! (Fig. 5 und 6.)

Ein Wartezimmer erscheint hier entbehrlich und ist darum fortgelassen. Doch ist die separate Natur des Studierzimmers gewahrt geblieben. Küche und Speisekammer sind größer als im städtischen Pfarrhaus, wie das auch ganz in der Ordnung ist — nicht weil der Landpastor nebst Familie mehr ist als sein städtischer Bruder und dessen Familie, sondern weil er einen größeren Vorrat an Eßbarem hat.

Was endlich die Baukosten solcher Pfarrhäuser angeht, so hängen dieselben gar sehr vom Material und der Ornamentierung des Baues, auch von den jeweiligen Preisen ab. Doch versichert Architekt Niebel, daß das bessere städtische Pfarrhaus für 83400, das zweite für 82700

und daß das ländliche Pfarrhaus sich für 83000 würde herstellen lassen.

Wo man nun mit weniger Raum glaubt auskommen zu können, da wird man auch verhältnismäßig billiger bauen können. Immer aber sollte die Einrichtung des Studierzimmers und die Trennung desselben von der Familienwohnung gewahrt bleiben.

Die obigen Kostenanschläge beziehen sich auf Backsteinhäuser und durchweg gutes Material. Framehäuser würden sich etwa um ein Viertel niedriger stellen.

D.



## Die Chilkat-Indianer in Alaska.



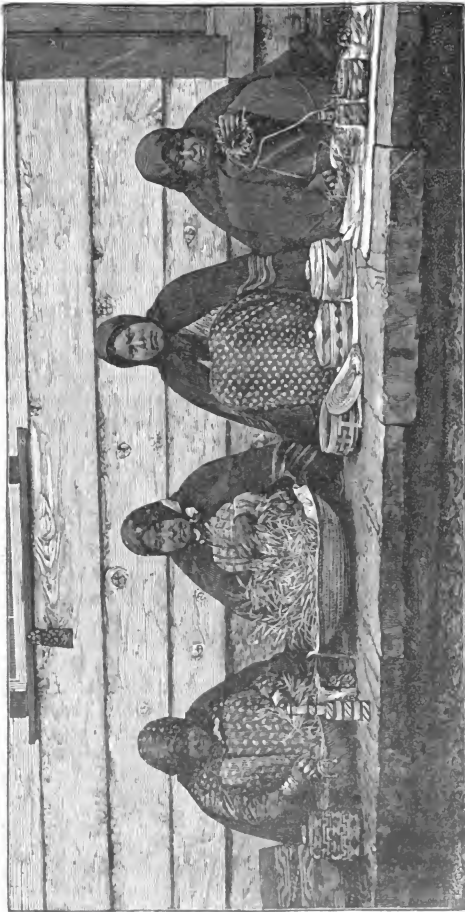
gegenwärtig wird es immer mehr unter den reichen Leuten unseres Landes und insbesondere der Pacificstaaten Brauch, in den Sommermonaten das nordwestliche Anhängsel der Vereinigten Staaten, das nur an seinen Küsten bekannte Gebiet Alaska aufzusuchen, um hier in der stärkenden, klaren Winterluft Erquickung zu suchen.

Dieses im Jahre 1867 von Rußland für sieben Millionen zweihunderttausend Dollars gekaufte, etwa vierthalb Millionen Quadratmeilen umfassende Gebiet ist in den letzten Jahren von E. C. Glave erforscht worden, der darüber im Century Magazine berichtet hat und der uns auch über die dort hausenden Indianer interessante Mittheilungen macht. Eine der ältesten Ansiedlungen der jagenden und fischenden Russen ist Sitka oder New Archangel auf der Baranof-Insel, die Hauptstadt des Territoriums. Die Indianer, die hier ansässig sind, sind bereits mehr oder minder von der Kultur belect worden. — Die Nation der Chilkat-Indianer teilt sich in verschiedene Stämme, welche Tiernamen, z. B. Raben, Wölfe, Adler u. s. w. führen; an den Häusern der Häuptlinge sind eigentümlich geschnitzte Tafeln angebracht, welche die Familiensage oder -geschichte veranschaulichen. In der Nähe der Häuser findet man Baumstämme, die durch Schnitzereien, die von Geschick zeugen, in Götzenbilder umgewandelt sind. Die Chilkat-Indianer besitzen keine Schriftsprache, haben aber ihre früheren geschichtlichen Erlebnisse in Gestalt von Bildern auf Baumstämmen eingegraben. Diese Bilderschrift ist zum großen Theile von hohem Alter und dem Verständniß des gegenwärtigen Geschlechtes schon ganz entrückt; nur die ältesten Leute des Stammes versuchen noch, sie zu entziffern. Gegenwärtig ist den Chilkats auch die englische Sprache geläufig. In früheren Zeiten hielten die mächtigen Häuptlinge unter ihnen Gericht, obwohl sie selbst Seeräuber waren. Der jetzige Häuptling besitzt eine interessante Sammlung alter Feuerwaffen, und den Eingang zu seinem Hause bewachen zwei eiserne Kanonen; aber alle diese Waffen sind von einem in früheren Jahren an der Küste von Alaska gestrandeten russischen Schiffe gestohlen.

Der Chilkat-Indianer aus älteren Zeiten kleidete sich in Häute und



Indianerinnen von Sitka.



Indiamische Frauen von Siffa, ihre Handarbeiten feilbietend.



Felle, welche er von Indianern aus dem Inlande erwarb, aber hübsch ausfranzte, mit Quasten versah u. s. w. Er trug Armspangen aus Kupfer und führte kupferne Speere, Messer und Pfeilspitzen. Er lebte als Krieger, um im Kampfe zu sterben. Auch wurden in alten Zeiten Menschenopfer gebracht. Die jungen Indianer pfl egten sich durch Bäder im Sommer und Winter und durch Peitschenhiebe auf den bloßen Körper gegen alle Mühseligkeiten und Fährnisse abzuhärten. Die gegenwärtigen Chilkat-Indianer legen auf diese Überlieferungen wenig oder kein Gewicht.

Der Charakter dieser Indianer besteht aus einer eigentümlichen Mischung von Gleichmütigkeit, Dürsterheit, Teilnahmlosigkeit, Aberglauben, Gleichgültigkeit gegen den Tod, Undankbarkeit — aber einer erstaunlich hohen Achtung vor fremdem Eigentum. Auf einer Handelsreise oder einer Jagdpartie lassen sie alles, was ihnen gehört, unterwegs liegen, und Schneeschuhe, eine alte Flinte, Decken, ein geräucherter Bärenschinken, getrockneter Lachs u. s. w. bezeichnen häufig einen Indianerpfad, aber niemand, der des Weges kommt, rührt diese Dinge an.

Einen Beweis von der Teilnahmlosigkeit dieser Indianer für die Interessen anderer legt folgender Vorfall ab: Der Stamm hatte einen Zug in das Innere auf Schneeschuhen unternommen und bei der Heimkehr fehlte der Häuptling Klenta Koosh, und auf Glaves Frage, wo er geblieben, antwortete einer der Indianer: „Das weiß ich nicht. Ich habe ihn seit drei Tagen nicht mehr gesehen. Bei dem Übersteigen des Gebirges gerieten wir in dichten Nebel und hielten uns nur dadurch zusammen, daß wir einander fortwährend anriefen. Die Stimme des Häuptlings wurde allmählich schwächer und schwächer, bis sie nicht mehr vernehmlich war.“ Fast in demselben Atemzuge mit dieser Antwort fragte der Indianer: „Ist der Lachs schon stromaufwärts gegangen?“ Ohne darauf zu antworten, fragte Glave nochmals nach Klenta Koosh. „Was weiß ich,“ lautete die schnippsische Antwort, „vielleicht hat ihn ein Bär gefressen oder er ist unterwegs ertrunken.“

Im Punkt des Essens sind die Rothhäute nicht verwöhnt. Glave sah einen Indianer einem frisch gefangenen lebenden Lachs die Nase abbeißen und den Fisch in das Wasser zurückwerfen. Einmal fand er auf einer kleinen Insel ein Nest voll älterer und frischer Mövенеier und suchte die letzteren aus; mit verächtlicher Miene ob der Kleinlichkeit der weißen Männer nahm ein zuschauender alter Indianer die Eier, verrottete und frische, wie sie kamen, und bereitete sich einen Eierkuchen daraus. Nur ein roher Gaumen kann Walderdbeeren, in ranzigem Fett zubereitet, Geschmack abgewinnen, gleichwohl erscheint die würzige Frucht ohne die Fettzuthat den Goonenars unschmackhaft. Bei besonders festlichen Gelegenheiten werden viele Wochen lang dazu aufbewahrte Fischköpfe verzehrt. Fleisch wird in



Indianisches Götzenbild (Totem) bei Sitka.

langen Streifen geröstet; sodann stopfen die Indianer sich damit den Mund voll und schneiden das Stück dicht an ihren Lippen ab. Kein Volk auf der Welt ist dem Tabakgenusse in irgend einer Form mehr ergeben als diese



Indianerhäuptling Juneau aus Sitka.

Indianer. Sie rauchen oder kauen den Tabak und behalten ihn selbst im Schlafe im Munde. Männer und Frauen huldigen dem Tabakgenusse häufig schon vom siebenten Lebensjahre an.

Eigentümliche Gebräuche bestehen in betreff der Bestattung der Ver-

storbenen. Die Leiche eines verstorbenen Angehörigen wird auf einen Scheiterhaufen gelegt, mit Fett bestrichen und verbrannt; die Überbleibsel werden gesammelt, zu einem Bündel zusammengebunden und in einem der zierlichen, hell angestrichenen Häuschen hinter dem Dorfe niedergelegt. An der Küste hat jede Familie ihre eigene Grabstätte; im Innern aber nehmen es die Rothhäute damit nicht genau. Auf einem kurzen Ausfluge gelangte der Reisende nur wenige Meilen von der Niederlassung zu einer Lichtung im Walde, wo ein lautes Summen von Fliegenschwärmen hörbar war. Diese weideten sich an der Leiche eines Indianers, welche nur mit einigen Zweigen bedeckt dort lag. Der Mann war auf der Reise gestorben, aber arm gewesen und hatte keine Pelze, Gewehre oder Decken hinterlassen, mit denen seine Feuerbestattung hätte abgelohten werden können, deshalb ließen seine Begleiter die Leiche einfach auf dem Wege liegen und sogar sein Bruder, welcher zu der Reisegesellschaft gehörte, that nichts zu einer der Stammesfite entsprechenden Bestattung.



### Morgenlied.

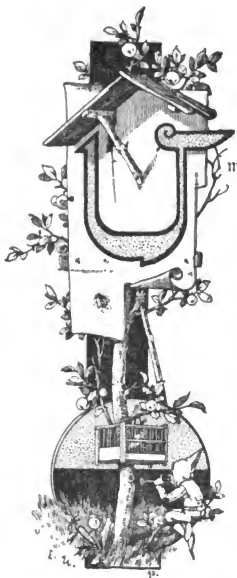
Von Gustav Falke.

**A**uf goldnen Leitern steigt der Tag  
 Vom Himmel auf die Erde nieder,  
 Ruft aus dem Nest die Lerche wach  
 Und aus der Brust die jungen Lieder.

Wie tiefe Schatten auch die Nacht  
 In alle Winkel trug und Ecken —  
 O neuer Glanz, o Morgenpracht,  
 Nun muß all' Noth die Waffen strecken.

## Mtesa, Kaiser von Uganda.

Von Th. Kanth.



### 2. Ein großer Negerkrieg.

Die Zeit, da Mtesa auf seinen Vater folgte und die älteren Häuptlinge hinrichten ließ, machte sich ein zierlicher und gewandter Burſche bei Hofe bemerkbar. Unverbroffen und unermüdblich wartete er dem Kabaka auf und achtete auf dessen geringste Wünsche. Magassa — ſo hieß der gefällige Knabe — mit ſeinen ſchönen weißen Zähnen, glänzenden Augen und einer ſtattlichen Figur wurde der Liebling Mteſas. Zum Aufſeher des kaiſerlichen Waſchplatzes ernannt, verwaltete er ein wichtiges Amt in Uganda, welches ſonſt nur zuverläſſigen Männern anvertraut wurde.

Der Knabe wuchs zu einem Jünglinge heran und vervollkommnete ſich in den Eigenſchaften, welche den Deſpoten gefallen. Nachdem er zum Oberſten bei der Leibwache befördert worden war,

erhielt er eine Doppelflinte, Pulver, Kugeln und Zündhütchen, koſtbare Dinge in Uganda, welche ſein Herz vor Wonne ſchwellten. Vielleicht war er ſtolzer auf den Beſitz eines Gewehrs als auf ſeinen Rang, der oftmals keine Bedeutung hatte.

Indeſſen lag doch die Möglichkeit vor, daß Magaſſa als Oberſt irgend einmal mit einer Botſchaft oder einem militäriſchen Auftrage ausgeſendet würde. Und der Tag kam, daß der Kaiſer ihn mit ſeiner Schar nach einem entfernten Teile des Reichs ſandte. Seit dieſer Zeit eignete ſich Magaſſa ſtatt der lang gewohnten ſervilen Ehrfurchtsbezeugungen befehlshaberiſche Würde und ſtatt des ſchmeichelnden Lächelns ein ſtrenges Kommando an. Je kriechender die Diener der Deſpoten ſind, deſto herrlicher behandeln ſie ihre Untergebenen. Magaſſa handhabte nicht bloß eine feſte Diſciplin, ſondern verſtand auch den Feind zu ſchlagen und zu berauben. Sein Speer war ſcharf und ſchnell, und noch ſchneller waren ſeine Hände

beim Sammeln der Beute. Bald bemerkte man, daß der arme Magassa eine große Zahl Sklaven besaß, daß sein Name immer gewichtiger und sein Einfluß immer größer wurde. Nachdem er schnell und gewandt noch ein paar Kriegs- und Raubzüge geleitet hatte, erhielt er Ländereien, Sklaven und Kinder und den Titel eines Generals oder Häuptlings zweiten Ranges.

Doch wußte Magassa, daß viele Höhergestellte nicht halb so viel Talent und Geschmeidigkeit besaßen wie er, und sein Ehrgeiz war damit noch nicht befriedigt. Da geschah es, daß ein Häuptling ersten Ranges, Namens Pokino, den Kabaka erzürnte. Als dieser seine Augen um sich warf und nach einem Nachfolger des in Ungnade Gefallenen suchte, fielen sie auf das glänzende Gesicht Magassas.

„Hierher, Magassa!“ rief er, und der vollendete Hofmann warf sich in den Staub und winselte seine Twianzis.

„Geh, Magassa, und zehre Pokinos Land und Namen auf. Der alte Pokino hat seinen Herrn vergessen.“

Nach den üblichen Fußfällern, Gelübden und Speerschwentungen ließ Magassa die Kriegstrommel erschallen, entfaltete sein Banner und sammelte Soldaten — die Bauern von Uganda sind allezeit bereit, zum Speer zu greifen und auf Beute auszuziehen, gerade wie ihre Häuptlinge. Darauf fiel er über den alten Pokino her und nahm ihm Leben, Land und Namen, worauf ihm der Kaiser weiße Kleider reichen und die Ehren des Häuptlings erweisen ließ. Nicht genug daran. Mtesa befahl ihm, auch den mächtigen Häuptling von Uddu „aufzuzehren“, und nun war Pokino, ehemals Magassa, ein Häuptling ersten Ranges, Herr eines großen Landstrichs im Westen des Sees, wo er in der Hauptstadt Masaka als Vicekönig herrschte, mit freigebiger Hand Kinder und Ämter verließ und am Hofe wie in ganz Uganda immer mehr Einfluß gewann.

Inzwischen hörte Mtesa, daß irgend im Nordwesten jenseits des Schneegebirges ein an Rinderherden reiches Land liegt, Usongora genannt. Er giebt Pokino den Auftrag, dahin zu gehen und Kinder zu „sammeln“. Sofort ertönt die große Kriegstrommel und Pokino sieht sich bald an der Spitze einer beutelustigen Armee.

Er treibt die Feinde an den Abhängen des Gebirges hinaus. Von der Höhe desselben schauen seine Augen die reiche grasbedeckte Ebene von Usongora und jenseits derselben einen sich weit hin streckenden See, den man Muta Njige nennt. Nachdem er den gefährlichen Niedergang vollendet, besiegt er die tapferen Gegner und rafft große Herden zusammen, dazu Tausende von Sklaven, Sklavinnen und Kindern mit geraden Nasen und dünnen Lippen. Große Schwierigkeiten sind zu überwinden. Die Ebenen von Usongora sind mit Salz bedeckt, und die Leute, welche von dem in

Afrika seltenen Gewürz unmäßigen Gebrauch machen, sterben wie die Fliegen. In den Thälern sprudeln heiße und schlammige Quellen, aus den Gipfeln kegelförmiger Berge bricht seltsames Feuer und Rauch hervor, und zuweilen läßt die Erde ein dumpfrollendes, drohendes Geräusch ertönen und scheint vor Angst zu beben. Auf dem Rückzuge lauern die Feinde in Hinterhalten und belästigen Pokino Tag und Nacht.

Aber der gewandte und scharfsinnige Heerführer entgeht allen Gefahren und erscheint in der kaiserlichen Hauptstadt mit einer Beute, welche das Herz Mtesas erfreut. Es wird ein Tag festgesetzt, um die Helden festlich zu empfangen und zu belohnen. Ungeheure Gefäße werden mit starkem Bombebier gefüllt; sie sollen dazu dienen, die Probe der Tapferkeit zu machen.

Der Kaiser nimmt mit ungewöhnlichem Gepränge seinen Thron ein, hinter ihm der Harem, zu beiden Seiten die Häuptlinge, nach ihrem Range geordnet, die Leibwächter auf ihrem Posten, Trommler und Pfeifer daneben. Hoch wehen die Banner, rot und weiß gestreift, in den vom Reiche angenommenen Farben. Vor dem Kaiser stehen die großen Krüge, welche das „Probierbier“ enthalten.

Pokino tritt an den Thron, wirft sich auf die Kniee und stattet von seinen abenteuerlichen Zügen und Thaten Bericht ab, während seine Krieger in großen Massen hinter ihm stehen und aufmerksam zuhören. Nachdem er seine Erzählung beendigt hat, spricht der Kaiser:

„Trink, wenn Du darfst.“

Pokino erhebt sich vom Boden, schreitet zu den Biergefäßen, empfängt einen großen Löffel und schöpft sich von dem Getränk. Darauf hält er den Löffel empor, wendet sich zu seinen Kriegern und fragt mit lauter Stimme:

„Tekeh?“

Dies heißt so viel als: „Bin ich würdig?“

„Tekeh!“ antwortet die jauchzende Menge.

Noch zweimal wird dieselbe Frage gestellt und mit wiederholtem Beifallruf beantwortet, worauf Pokino trinkt und unter vielen Twianzis, die er dem Kaiser ausspricht, zurücktritt.

Nun kommen andere an die Reihe, um die Probe der Tapferkeit zu bestehen und zu trinken. Wen die Menge für würdig befindet, der wird belobt; die Unwürdigen dürfen nicht trinken und werden durch den Volksspruch zum Tode verurteilt.

Pokino hatte nur noch eine Stufe zu ersteigen, um seinen Ehrgeiz vollständig befriedigt zu sehen. Und dies geschah bald darauf, als der Katefiro des Kaisers übermütig genug war, sich aus der Kriegsbeute die schönste der Sklavinnen selbst zuzueignen. Er fiel in Ungnade und wurde

nach kurzem Prozeß enthauptet. Pokino trat an seine Stelle und hatte damit das wichtigste aller Ämter inne.

So ist nun der arme Knabe Magassa, jetzt Pokino genannt, Katekiro geworden, d. h. Premierminister, gleichsam der erste Pair des Reichs und Staatskanzler. Er sitzt jetzt täglich auf dem Leopardenfell zur rechten Hand des Kabaka, hat die Leitung aller Reichsgeschäfte und befehligt alle Truppen. Er ist befugt, sich aus der Kriegsbeute die besten Sklaven, Sklavinnen und Kinder auszuwählen, und erhält seinen Anteil an Perlen, Zeug, Wein und anderen Geschenken, welche dem Kaiser überbracht werden. Wenn er sich nicht in der Nähe des Monarchen befindet, so folgen ihm seine Unterhändler, seine Leibwachen, seine Frauen und Musiker, kurz ein ganzer Hofstaat; und die Menschenmassen, welche herbeieilen, um den mächtigen Mann zu sehen, stehen am Wege und grüßen ihn ehrfurchtsvoll.

Aber was nun weiter?

Pokino ist derselbe Mann, der Stanley empfing und in seine Wohnung geleitete. Er besuchte ihn einmal und ließ sich von ihm seine Hausapotheke zeigen, wie sie die Reisenden mitführen. Als Stanley von Opium sprach und den verschiedenartigen Gebrauch dieser Medizin erklärte, seufzte der Minister und sagte: „Ach, das ist die Medizin, welche ich zu besitzen wünsche. Hast du nicht etwas davon für mich übrig?“

Armer Magassa! Armer Pokino! Armer Katekiro! Noch so jung und in der Blüte des Mannesalters belauert du schon mit tausend Ängsten die Nienen Deines Gebieters und hast schlaflose Nächte. Du fürchtest die Stunde, wo der „Herr vom Strich“ auch Dir wie Deinem Vorgänger zuwinken wird. —

Die vorstehende Skizze einer Negercarriere veranschaulicht uns zugleich, welcher Art in Afrika Krieg geführt wird. Krieg ist in der That unter diesen tausend Volksstämmen der immerwährende Zustand. Man braucht Vieh oder Sklaven und Sklavinnen zu Handel oder Arbeit; Veranlassung genug, um einen Raubzug zu beginnen. Die Beschädigten werden natürlich nicht auf sich warten lassen, um Rache zu nehmen. Die Ernte ist eingeschämmt und die jungen prahlerischen Burschen haben ihre Waffen geschärft; sie müssen Beschäftigung haben, und der Häuptling läßt die Bande gegen irgend einen Nachbar los. Oder es droht Hungerstnot infolge anhaltender Dürre; dann begiebt sich der ganze Stamm auf die Wanderschaft, und indem ein Stamm auf den andern drängt, wird der Krieg gewissermaßen fortgepflanzt. Nichts ist leichter, als „Krieg zu machen“, wie die Neger sagen, denn sie können ihn sogar kaufen. Irgend eine Schar kriegerischer junger Männer hört, daß die Nachbarn sich in den Haaren liegen; sofort begiebt sie sich zu einem derselben und bietet ihm für guten Lohn ihre Dienste an. Oder ein Häuptling fühlt sich seinem Gegner nicht gewachsen;



er sucht sich einen streitbaren Stamm aus, schickt seine Boten dahin, „Krieg zu kaufen“, indem er ihnen lockende Geschenke mitgiebt. Dies genügt, denn die Lust, zu rauben, zu brennen und zu morden, ist allen diesen Negern anerzogen. Ein Krieg erzeugt den andern, und jahraus jahrein werden auf diese Art kostbare Schätze von Leben und Eigentum vernichtet.

Mtesas Reich umfaßte viele tributpflichtige Gebiete, darunter die kleine Insel Uvuma an der Küste Usoga, der Wohnsitz eines seefundigen tapfern Völkchens. Die W a m u n a — so hießen die Bewohner von Uvuma, gleich wie Baganda und Wasoga die Einwohner von Uganda und Usoga genannt werden — die Wavuma also zeigten sich auffällig und die Wasoga hielten es mit ihnen. „Sie verweigern den Tribut,“ sagte Mtesa, „sie verheeren die Küste und schleppen meine Unterthanen weg, um sie für einen Bündel Bananen zu verkaufen. Ich will ihnen zeigen, wer ihr Herr ist.“ Und er versammelte aus allen Teilen des Reiches eine gewaltige Armee, etwa 150,000 Krieger, dazu einen Troß von 100,000 Weibern, Sklaven und Kindern, im ganzen eine Viertelmillion Menschen.

Diese große Zahl — so berichtet Stanley, dessen Zuverlässigkeit außer allem Zweifel steht — könnte übertrieben erscheinen, aber sie ist es ebenso wenig, als die 5 Millionen, welche Keryes gegen Griechenland aufbrachte. Denn ich bat eines Tages den Kaiser, mir die Verzeichnung einer Musterrolle zu gestatten; und zuvorkommend, wie er gegen Weiße immer ist, berief er alle seine Generale zusammen, deren ich 13 vermerkte mit 154 Obersten, die Leibgarde von 300 Flinten nicht mitgezählt. Manche Obersten haben bis 5000 Mann unter ihrem Befehl.

Als Mtesa das Kriegslager abbrechen ließ und den Marsch antrat, stellte ich mich frühzeitig ein und ließ das Hauptcorps an mir vorbeipassieren.

Zuerst kam Mkwenda, ein stämmiger, dicker Mann, tapfer wie ein Löwe und voller List und Verschlagenheit. Er bewacht die Westgrenzen des Reiches gegen die Wanyoro und hat viele Kriegserfahrung. Obgleich General und Muselman, so hält er doch an dem althergebrachten Zauberwesen und an dem alten Kriegsschmuck fest; denn er ist auf wilde Weise mit Ocker und Thon bemalt, ebenso die 3000 Krieger, welche ihm mit ihrem Troß folgen. Sie treten den Weg, der gestern noch wie ein Ziegenpfad aussah, bald breit genug.

Nun marschirt der alte General Kangau unter fliegenden Fahnen und mit Trommel- und Pfeifenmusik an mir vorbei. Er und seine Speerwerfer sind zum Kampfe entkleidet, die Leiber und Gesichter mit weißen, schwarzen und gelben Farben beschmiert.

Darauf stürzen 2000 auserlesene Krieger heran, geschmeidige und schnellfüßige Leute. Sie erheben die Schilde, rasseln mit den Speeren

und stimmen das Kriegsgeschrei an: „Kavya, Kavya!“ Dies sind die letzten Silben des Wortes Mulavya, welches so viel wie König bedeutet, und stammen noch aus älterer Zeit, da der Herrscher von Uganda noch Mulavya und noch nicht Kabala war. Hinter ihnen gehen im Geschwindmarsch die mit Schießgewehren bewaffneten Leibgardisten, Mtesa und seinen Katekiro von allen Seiten einschließend, und gefolgt von dem Nachtrabe, wo die Musiker und Fahnen sich befinden.

Mtesa marschirt wie alle andern zu Fuß, der Kopf ist unbedeckt, der blaugewürfelte Rock gegürtet, das Gesicht glänzend rot gefärbt. So ließen sich einst die römischen Kaiser bei ihren Triumphzügen das Gesicht mit Scharlachrot bemalen. Vor ihm schreitet der Katekiro in dunkelgrauem Kaschmirrock. Diese Einrichtung hat man getroffen, um die feindlichen Neuchelmörder, wenn solche etwa im Gebüsch lauern sollten, irre zu führen.

Nun folgten andere Heeresabteilungen, eine nach der andern, jede einzelne an dem ihr eigentümlichen Trommelschlag erkennbar, alle mit außerordentlich schnellen Schritten mehr eilend als marschierend, denn es ist die Gewohnheit der Neger, bei kriegerischen Übungen in Trab zu verfallen. Wenn sie den Kriegsruf erheben, so brauchen sie dazu den Namen ihres Häuptlings und wiederholen die beiden letzten Silben, z. B. „Sekebobo, bobo, bobo! Tschambarango, ango, ango!“

Zwei Stunden später, nachdem das Hauptcorps abmarschirt ist, trabt Kasubschu, der Gouverneur der kaiserlichen Frauen und Prinzen vorbei. Voran laufen tausend Speerträger und ebensoviele hintennach, zwischen ihnen sämtliche fünftausend Frauen des Kaisers.

Auf den Harem des Hofes folgt Mtesas Oheim Sabaganzi, auch von einer Menge Frauen begleitet, dann noch andere Menschenmassen, welche Herden von Ziegen und Rindvieh nachtreiben und Lebensmittel und Gepäck tragen.

Nach vier Marschtagen war das Kap Kafaranga erreicht, wo das Lager aufgeschlagen wurde und wo die Krieger in ungefähr dreißigtausend kuppelförmigen Grassütten ein Unterkommen fanden. Das kaiserliche Hauptquartier lag in der Mitte, hatte siebenhundert Schritt im Geviert und wurde von der Leibgarde und Legionen des Katekiro bewacht. Auch des weißen Fremdlings vergaß man nicht. Mtesa hatte mir eine Bedeckung mitgegeben, welche mich vor der lästigen Menge schützte und mir und meiner Bootsmannschaft an der Hauptstraße des Lagers einige bequeme Hütten baute.

Dem Kap gegenüber lag eine kleine Insel, Ingira mit Namen. Hierhin hatten sich etwa zwanzigtausend Rebellen mit ihren Minderherden zurückgezogen. Weiter seewärts lagen die Inseln Uvuma, Ugeyeva, Utamba, und andere, deren Bewohner auf Seiten der Wavuma standen. Ingira

war der Sammelplatz der feindlichen Flotte; Mtesas Armee stand auf dem Vorgebirge Nataranga, seine Flotte schwamm in einer Bucht desselben, 325 Kanoes stark, welche insgesamt mit achttausend Mann besetzt waren.

Von dem Selbdenmut, mit welchem die Verbündeten fochten, hatte ich schon am zweiten Tage einen genügenden Beweis. Sie schossen aus dem Schilfdickicht der Insel Ingira mit ihren Kanoes plötzlich hervor und näherten sich dem Kap bis auf Speerwurfweite. Ehe sich die Baganda nur besannen, diese Keckheit zu bestrafen, waren sie wieder davon. Allein sie kamen zwei- und dreimal wieder, und wenn sie mit Flintenschüssen empfangen wurden, so beugten sie die Köpfe unter dem Bord und ruderten mit einer Hand; einige der Kühnsten sprangen auf die Querbänke und warfen ihre Speere mit großer Geschicklichkeit auf die Flintenschützen. Ich hörte an diesem Tage nicht selten die Bemerkung machen, daß es nicht leicht sein würde, die Wavuma zu besiegen.

Am dritten Morgen befahl Selebobobo, der Befehlshaber der Flotte, einen allgemeinen Angriff. Der Feind nahm von dem Gipfel seiner Berginsel alle diesseitigen Maßregeln wahr und kam mit hundert Kanoes hervor, noch ehe Selebobobo die seinigen in Schlachtordnung gebracht hatte. 325 gegen 100 war ein ziemlich ungleicher Kampf, und dies schienen auch die Wavuma zu meinen. Denn als sich die ihnen überlegene dichtgebrängte Flotte näherte, öffneten sie ihre Linie und wichen nach rechts und links aus, als wollten sie Raum geben. Die Baganda, durch dieses Manöver ermutigt, erhoben ein Triumphgeschrei, in welches viele Tausende von Zuschauern, welche sich auf den Terrassen des Vorgebirges versammelt hatten, mit einstimmen. Aber nicht lange. Denn plötzlich sah man von den Rudern der Wavuma das Wasser aufschäumen und ihre Kanoes von beiden Seiten zum Angriff übergehen. Diese zweifache Flankenattacke überraschte und verbreitete Verwirrung über die ganze zusammengedrängte kaiserliche Flotte, so daß sie den Rückzug begann.

Wer weiß, ob die verwegenen Wavuma nicht einen bedeutenden Erfolg errungen haben würden; allein Mtesa sprang bei diesem Anblick hoch auf und erhob sein Kriegsgeschrei: „Kavya, Kavya!“ Die Seinigen um ihn und Tausende von Männern, Weibern und Kindern schrieten und kreischten: „Kavya, Kavya!“ Der Ruf wurde kaum auf den zurückweichenden Kanoes gehört, als er einen beherzten Widerhall fand. Die schon halb Geschlagenen kehrten mit neuem Mute um. Doch die Wavuma, welche vierzehn gute Prisen gemacht hatten, begnügten sich damit und zogen sich unter den Schutz des hohen Schilfrohrs von Ingira zurück, wohin sie nicht weiter verfolgt wurden.

Mtesa ließ mich rufen.

„Stamli,“ sagte er, „ich bedarf Deines Rates. Alle weisen Männer

sind geschick und scheinen alles zu wissen. Was meinst Du? Werde ich in diesem Kriege den Sieg gewinnen oder nicht?"

Ich lächelte über die naive Frage und erwiderte, daß ich weit davon entfernt sei, mich für einen Propheten zu halten.

„Wir müssen etwas ersinnen und mit dem Kopfe arbeiten, um jene Insel einzunehmen. Meinst Du nicht auch?"

Ich antwortete, daß die Kopfarbeit allein, und wäre sie die beste von der Welt, die Insel Ingira nicht bezwingen könne, wenn die Tapferkeit ihr nicht zur Seite stände.

„Daß die Waganda auf dem Wasser nicht gut kämpfen werden," versetzte Mtesa, „wußte ich schon; sie sind nicht daran gewöhnt. Auf dem Lande sind sie immer siegreich; wenn sie aber in Kanoes fahren, so fürchten sie sich vor dem Umstürzen des Boots, da sie nicht schwimmen können. Die meisten meiner Krieger kommen aus dem Innern des Landes; die Wavuma und die Wasoga wohnen am Nyanza und schwimmen wie die Fische. Wenn wir nur ein Mittel wüßten, die Waganda auf die Insel zu bringen, ohne sie den Gefahren des Wassers auszusetzen!"

„Du hast Männer, Weiber und Kinder hier," entgegnete ich, „so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Befiehl, daß jeder, der laufen kann, einen Stein aufnimmt und ins Wasser wirft, so wirst du schon etwas erreichen; wenn aber jeder einzelne täglich fünfzig Steine zuträgt, so stehe ich Dir dafür, daß Du in wenigen Tagen trockenen Fußes nach Ingira hinübergehen wirst."

In der That betrug die Entfernung des Kaps von der Insel nicht viel über tausend Schritt, und da die kaiserliche Flotte nicht zahlreich genug war, um eine beträchtliche Truppenzahl überzuführen, so blieb allein die Anlage eines Damms übrig, um zum Ziele zu gelangen.

Mtesa schlug die Knie zusammen, womit er seinem Beifall Ausdruck gab. Er ließ sofort den Katekero rufen und befahl ihm, ans Werk zu gehen. Sehr bald standen auf den Abhängen des felsigen Kaps 40,000 Krieger und mühten sich mit der ungewöhnlichen Arbeit ab, aus Felsstücken einen Damm zu bauen. Nachdem sie drei Stunden bei der Arbeit gewesen waren, ging ich hin und fand, daß sie ihre Zeit unnütz verschwendet hatten. Sie machten den Damm hundert Fuß breit, und ich sagte dem Katekero, daß es ein Jahr Zeit kosten würde, ein solches Werk zu vollenden; er müsse sich auf zehn Fuß beschränken und seine Leute in Reihen aufstellen, um die Steine von einer Hand in die andere befördern zu lassen. Der Kanzler von Uganda war ein höflicher Mann und vergaß nicht, daß sein Herr mich als Freund behandelte; doch bemerkte ich bald, daß er meinen Rat nicht sehr hoch anschlug. Er bot mir mit den freundlichsten Manieren eine Kürbis-schale süßen Pisangweines, sprach sich sehr mittheilhaft aus und hörte auf-

merksam auf meine Auseinandersetzungen; allein hinter der diplomatischen Maske steckte ein hochfahrender, unbiegsamer Geist. Zwei Tage lang setzte er seine Arbeit in unveränderter Weise fort und kümmerte sich in echter Negersorglosigkeit gar nicht darum, wie weit er kommen würde.

Mtesa glaubte nun besser zu thun, wenn er die Wasserstraße mit Bäumen ausfüllen ließe, und erteilte dem Katekro die entsprechenden Instruktionen. Drei Tage lang war die Armee mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt. Ein ganzer Wald wurde niedergelegt und nach der Spitze des Nakarangafaps geschleppt, wo die Bäume mit Bast zusammengebunden und dann ins Wasser versenkt wurden. Als Mtesa nach einiger Zeit den Dammweg besichtigte, war derselbe noch nicht zweihundert Schritt lang.

Während er nach der Insel Ingira hinüberblickte, fragte er:

„Was meinst Du, Stamli, wenn wir eine Friedensbotschaft an die Wavuma sendeten?“ Ich entgegnete, daß dies in Europa eine weise Maßregel sein würde, aber nicht in Innerafrika, und sprach die Befürchtung aus, daß die Wavuma alle Friedensboten massakrieren würden. Mtesa blieb jedoch bei seiner Idee und befahl dem Pagen Webba, den er sehr lieb hatte, ein Kanoe mit fünfzig Mann zu nehmen und Friedensverhandlungen mit dem Feinde anzuknüpfen. Ich sah die tragische Katastrophe voraus; unfähig sie abzuwenden, bat ich den Kaiser nur, höchstens fünfzehn Mann und ein kleines Fahrzeug zu verwenden. Er gewährte diese Bitte. Als der kleine Page abfuhr, eine Gefahr weder ahnend, noch fürchtend, rief ich Mtesa zu:

„O Kabata, sage dem kleinen Webba Lebewohl, Du wirst ihn nicht wiedersehen.“

Der Katekro und einige Häuptlinge lächelten sehr absprechend, wie wenn ich eine Albernheit gesagt hätte.

Die ganze Armee von Uganda war am Gestade versammelt und jedermann richtete seine Augen auf die Scene, die nun kommen sollte. Die Friedensgesandtschaft gelangte an das Ufer von Ingira, und wir hörten, daß eine Unterredung mit den Wavuma begann. Diese forderten die Friedensboten auf, näher zu kommen, und man sah, daß das Kanoe in den Schilf- und Binsenfaum hineinruderte. Doch sahen wir auch, wie die Wavuma nach der Landungsstelle hinliefen und daß einige ihrer Kanoes seitwärts hinausfuhren, um den Ankömmlingen den Rückzug abzuschneiden.

Nur wenige Sekunden vergingen, als die Unthat auch schon vollbracht war. Das Kanoe Webbas hatte kaum die Insel berührt, als wir ein Angstgeschrei vernahmen und darauf das triumphierende Rauchen der Wilden. Dann liefen ihrer einige nach einer hervorragenden Landspitze, zeigten uns die blutigen Köpfe der Unglücklichen und warfen sie unter Spott und Hohn

in den See. Mtesa stand mißmutig und fast außer Faßung gebracht auf und begab sich niedergeschlagen in sein Quartier.

Der Katekero hatte den Befehl erhalten, an dem Damme weiter zu bauen. Er beförderte seinen Auftrag an zwei Häuptlinge, diese an ihre Generäle, von welchen derselbe an die Obersten und zuletzt an die Mannschaften überging. Die Folge davon war, daß etwa hundert Mann müßiggängerisch auf dem Dammwege herumlagen und daß so gut wie nichts geschah.

Da aber die Wavuma täglich frecher und prahlerischer wurden, so beschloß der Kaiser, ihnen eine Schlacht zu liefern. Am Morgen brachen auf seinen Befehl 40 größere Kanoes auf — sie waren gegen 20 Fuß lang und mit je 50 Mann besetzt — und bildeten vor dem Kap eine Schlachtlinie. Der Kaiser begab sich mit seiner halben Armee nach der Landspitze, und ihm folgten viele seiner Frauen, 50 Trommler, 100 Pfeifer, die Hofherolde, eine große Zahl von Kürbisklapperern und mehr als 100 Priester und Priesterinnen der Zauberei. So sehr hing das Volk noch an diesem abergläubischen heidnischen Anwesen, daß selbst Mtesa sich ihm nicht entziehen konnte.

Der Oberpriester war eine phantastische Figur und mit allerhand zauberischem Krimskrams behangen. Die Seinigen trugen ihre wirksamsten Mittel in den Händen, nämlich tote Eidechsen, Leichennägel, Tierklauen, Vogelschnäbel, Gemengsel von Kräutern und Blättern und dergleichen abgeschmacktes Zeug; und um die bösen Geister zu befänstigen, mußte jedes Stück derselben vor den Kabaka gebracht werden, welcher mit dem Zeigefinger darauf hinwies. Dies geschah unter vielen langweiligen Ceremonien vor der Schlacht; während derselben sangen die Zauberer und Zauberinnen ihre Beschwörungsformeln ab und hoben ihre Zaubermittel vor dem Feinde hoch empor, wobei die Träger der Kürbisklappen — hohle Kürbisse mit kleinen Steinen gefüllt — einen abscheulichen Lärm machten.

Mtesa selbst und seine Großen waren vollständig bemalt und schlachtmäßig geschmückt. Schneeweiße Straußfedern wehten von ihren Häuptern, prächtige Löwen- oder Leopardenfelle hingen den Rücken herab, während die Lenden mit weißen langhaarigen Affen- oder Ziegenfellen umgürtet waren. Selbst an den Lanzenschäften sah man Federn und Ringe von weißem Affensfell. In zahllosen Reihen saßen Tausende über Tausende an den Abhängen des Rakarangaberges und sahen dem aufregenden Schauspiel entgegen. Auch drüben auf den Bergspitzen der Insel Ingira versammelten sich Männer, Weiber und Kinder, um als Zuschauer der Schlacht beizuwohnen.

Diesmal fuhrten die Waganda mit ihren 40 Kanoes bis dicht vor die Insel Ingira und eröffneten vor derselben ein herausforderndes Gewehr =

feuer. Die Wavuma, welche sich bisher im Schilfe verborgen gehalten hatten, schossen plötzlich mit 194 Kanoes heraus, erhoben ein gellendes Kriegsgeschrei und drangen von allen Seiten wütend gegen die Schlachtlinie der Waganda vor. Diese zogen sich langsam gegen den Dammweg zurück und schienen einem ernstlichen Kampfe auszuweichen, aber sie hatten Böses im Sinne. Denn als der Feind ihnen eifrigst folgte, teilten sie ihre Linie und ruderten zu beiden Seiten des Dammweges hin. Plötzlich sahen sich die kühnen Verfolger vor den Mündungen von vier Haubizen und einigen hundert Flinten. Der Katekero Pokino und Tori hatten auf der Spitze des Dammweges ihre kleine Artillerie und eine Schar von Schützen aufgestellt und bereiteten dem überraschten Feinde einen heißen Empfang. Die Gewehre knatterten, die Blei- und Eisengeschosse schwirrten und die Wavuma entwichen.

Dies war die ganze Schlacht, aber so kurz sie auch war, so entnahm ich doch daraus, daß Mtesa nicht imstande sein würde, seinen entschlossenen Gegner zu besiegen oder die Insel Jngira einzunehmen. Denn die Kanoniere und Flintenschützen schossen oftmals ins Blaue und fügten den Wavuma nur wenig Schaden zu; was aber die Hauptsache war, die Waganda hielten sich immer in der Defensive und scheuten trotz ihrer Überlegenheit vor jeder Entscheidung zurück. Diesmal hatten sie allerdings nur einen geringen Teil ihrer Flotte ins Gefecht geführt; allein sie besaßen Schießgewehre und Kanonen, ihre Fahrzeuge waren größer als die feindlichen und dennoch unterließen sie sogar die Verfolgung. Obgleich auf dem Rückzuge, so blieben doch die Wavuma die Herren der Lage.

Mtesa zog unwillig in sein Quartier zurück und kündigte für die nächsten Tage eine neue Schlacht an.

Am 18. September wurde in früher Morgenstunde plötzlich der Befehl erteilt, sich zur Schlacht bereit zu machen. Die Häuptlinge ließen die großen Kriegstrommeln rühren und die Seeleute wie die Speerwerfer rüsteten sich. Unterdessen hielt Mtesa noch eine Versammlung ab. Ich wohnte derselben nicht bei, aber Sabada, der wachthabende Offizier, schilderte mir ihren Verlauf mit folgenden Worten:

„Ach, Herr!“ sagte er zu mir, „Du hast einen großartigen Anblick veräümt. Ich habe Mtesa niemals so gesehen, wie er heute war. O, er war entsetzlich! Seine Augen waren so groß wie meine Fäuste. Sie sprangen aus den Augenhöhlen hervor und glühten wie Feuer. Was haben da die Häuptlinge gezittert und gebebt! Sie waren wie die Kinder, welche winselnd und schreiend um Verzeihung bitten. Er sagte zu ihnen: ‚Worin bin ich denn ungütig gegen Euch gewesen, daß Ihr für mich nicht kämpfen wollt? Wer hat Euch jene Kleider und jene Flinten gegeben, die Ihr tragt? Bin ich es nicht gewesen? Hat denn mein Vater Suna seinen Häuptlingen

so schöne Dinge gegeben, wie ich sie gebe? Nein, und doch sochten sie für ihn wie Löwen. Bin ich nicht Kabala? Habe ich nicht mein ganzes Heer hier? Und Du, Katekero, warst Du nicht ein Bauer, ehe ich Dich kleidete und zum Häuptling von Ubbu erhob? Und Du, Tschambarango, wer hat Dich zum Häuptling gemacht? Und Ihr andern, sagt, ist es nicht Mtesa gewesen, der Euch zu Häuptlingen gemacht hat? Waret ihr etwa Prinzen, daß Ihr kamet, um zu Häuptlingen gemacht zu werden, oder waret Ihr Bauern, die ich nach meinem Belieben erhob? Aber wartet! Ha! ich werde heute sehen, wer es wagt, vor den Wavuma davonzulaufen. Beim Grabe meines Vaters, ich will den Mann, der davonläuft oder den Rücken wendet, über einem schwachen Feuer langsam verbrennen lassen, und der Bauer, welcher sich heute auszeichnet, soll seinen Namen und sein Land haben. Gebt acht, Ihr Häuptlinge! Ich werde mich heute niederlegen und jedem Feigling auslauern, und den Feigling will ich verbrennen. Ich schwöre es! — Augenblicklich fiel der Katekero mit seinem Antlitz auf den Erdboden, rieb sein Gesicht im Staube und rief: ‚Kabala, schicke mich heute in die Schlacht und habe acht auf meine Flagge, und wenn ich den Wavuma den Rücken zulehre, so laß mich verbrennen und in kleine Stücke schneiden.‘ — Seinem Beispiele folgten die andern, und sie schworen alle, wie die Helden zu kämpfen.“

Um halb neun Uhr verkündigte Trommelwirbel, daß die Versammlung ein Ende hatte. Mtesa mit seinem Gefolge erschien auf der Höhe des Raps, aber nach seinen Blicken zu urtheilen, konnte er eher für alles andere gelten, als für einen Christen. Wütende Flammen schossen aus seinen Augen; Pagen, Weiber, Häuptlinge, seine ganze Umgebung waren von Angst ergriffen. Bald darauf tönten die Trommeln von der Seeseite und ich sah die gesamte Kriegsflotte von 230 Fahrzeugen in den Kanal vorgehen. Ein großartiger Anblick! Sie schwammen in einer langen Reihe auf dem ruhigen Gewässer, 50 Kanoes in der rechten Flanke, von Tschambarango befehligt, 100 derselben im Centrum unter dem Kommando Kautas, des Hofmeisters, nebst vier Generalen, und 80 Fahrzeuge im linken Flügel, von dem tapferen Mtwenda kommandiert. Die Bemannung bestand aus 16,000 erlesenen Kriegern. Tori hatte seine Artillerie von vier Haubitzen und eine Schar Flintenschützen auf der Spitze des Dammweges postiert, welcher nunmehr zu einer Länge von 250 Schritt gediehen war.

Als die Flotte auf Lanzenchußweite vor Ngira angekommen war, begann sie den Kampf mit Speeren und Schießgewehren; aber die Wavuma, welche der Meinung zu sein schienen, daß die Insel erstürmt werden sollte, antworteten tapfer mit Lanzen, Schleudern und Pfeilen und hielten stand. Als sie bemerkten, daß Mtwenda mit dem linken Flügel sie umgehen und weiter ins Schilf bringen wollte, waren sie auch mit ihren Kanoes da;



196 derselben schossen plötzlich unter laut gellendem Kriegsgeschrei hervor und trieben die Waganda bis in die Mitte des Kanals zurück, wo das Gefecht zum Stehen kam. Beide Teile fochten standhaft, die einen aus Furcht vor dem zornigen Gebieter, der mit dem Feuertode drohte, die andern mit wildem Trotz und für ihre Unabhängigkeit, beide im Angesichte der Jhrigen, welche den Tapfern zujauchzten, die Jagenden ermutigten und die Verwundeten und Getöteten beklagten. Als sich das Centrum der Waganda nach beiden Seiten teilte, geriet der anstürmende Feind wiederum unter die Kanonen Doris, welcher mit Kugeln und Eisenbolzen 10 Kanoes zerschmetterte. Er lud seine Haubitzen nochmals und gab mit schrecklicher Wirkung noch eine Ladung, worauf die Wavuma zurückwichen und ihre Toten und Verwundeten ausluden.

Mtesa ließ seine Flotte zurückrufen, ging bis zum Rande des Wassers hinunter und bezeugte den Seinigen seine Zufriedenheit. „Geht noch einmal auf sie los,“ sagte er, „und zeigt ihnen, was Fechten heißt.“ Nochmals wurde die Schlachtordnung eingenommen und nochmals stürzten die Wavuma aus ihrem Versteck hervor gleich den hungrigen Krokodilen, wenn sie nach Beute haschen. Die Wellen schäumten von den Ruderschlägen, wütendes Geschrei durchdrang die Lüfte, die Kanoes stießen krachend aufeinander, die Speere schwirrten — es war eine der aufregendsten Szenen, denen ich jemals beigewohnt habe. Die Wavuma wichen erst dann, als sie in das Bereich der Geschütze gelockt waren.

Zum drittenmal schickte Mtesa seine Flotte in die Schlacht, und zum drittenmal stürzten die mit dem Mute der Verzweiflung kämpfenden Rebellen vor, um Schlag auf Schlag zurückzugeben. Obgleich sie keine Aussicht mehr hatten, den Sieg zu gewinnen, obgleich sie von den Geschützen weggesetzt und ihres Vorteils beraubt wurden, so ließen sie doch nicht nach, die Angreifer von ihrer Insel zurückzutreiben und ihnen Abbruch zu thun, wo sie nur konnten.

Wenige Tage später entspann sich eine vierte und dann eine fünfte Schlacht. Der Erfolg war immer derselbe, die Waganda wichen immer unter dem Schuß ihrer Batterie zurück und waren zuletzt entmutigt; der verwegene Feind aber ermüdete niemals, aus seinen Büschen hervorzubrechen und den weichenden Gegner mit Hohn und Spott zu überschütten. Alles Blutvergießen war vergeblich gewesen, und als gar Mtesas Pulvervorräte ein Ende nahmen, mußten auch die Seeschlachten aufhören.

Es waren volle fünf Wochen verflossen, seitdem das Lager auf der Höhe des Raps stand. Meine eigene Reise wurde gefährdet, wenn der Krieg noch länger dauerte, denn ich bedurfte der Unterstützung Mtesas. Mich jammerte des vergossenen Blutes, und ich gewann Achtung vor einem so tapferen und standhaften Feinde. Ich legte daher alle meine Gedanken

auf die Beendigung des Krieges. Aber wie war es möglich, beide Teile zu befriedigen und keinen zu verletzen? Ich sann Tag und Nacht, endlich kam ich zu einem Entschluß. Doch ehe ich denselben ausführte, ereignete sich ein Zwischenfall, welcher alle meine Friedenspläne zu vernichten drohte.

Unter den wenigen Gefangenen befand sich ein Häuptling der Wavuma. Mtesa, erbittert wie er war, befahl, ihn zu verbrennen, und lud seine Großen ein, der Hinrichtung beizuwohnen. Ich eilte zur öffentlichen Audienz, unterwegs den Platz überschreitend, wo um einen Pfahl herum eine Masse von Reisbündeln aufgehäuft war — ich verstand wohl, zu welchem Zwecke.

Mtesa kam mir in heiterer Stimmung und mit frohlockendem Angesichte entgegen.

„Nun, Stamli,“ sagte er, „wenn der Häuptling an den Schandpfahl gebunden ist, so sollst Du sehen, wie ein Häuptling der Wavuma stirbt. Er soll gleich verbrannt werden, und die Rebellen sollen erbeben, wenn sie hören, auf welche Art ich sie bestrafe. Ha! Ich will ihnen einen Schrecken einjagen!“

„Ach, Kabaka,“ entgegnete ich, „hast Du die Worte des guten Buches vergessen, aus welchem ich Dir so oft vorgelesen habe? Wenn Dich Dein Bruder beleidigt, so sollst Du ihm siebenzigmal vergeben — liebet Eure Feinde — thut Gutes denen, die Euch hassen — Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst — vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

„Aber dieser Mann ist in Uvuma geboren, und die Wavuma führen Krieg mit uns. Hast Du Webba vergessen?“

„Nein — der arme kleine Webba! Ich sah ihn sterben, und war tief betrübt um ihn.“

„Soll denn dieser Mann nicht sterben, Stamli? Hat er nicht Schuld an Webbas Tode? Soll ich nicht Blut für Webba haben, Stamli?“

„Nein.“

„Aber ich werde es haben, Stamli. Ich will diesen Mann zu Asche verbrennen. Ich will jeden Feind verbrennen, den ich fange. Ich will Blut haben, Blut! Das Blut aller Empörer in Uvuma!“

„Nein Kabaka, kein Blut mehr! Es ist Zeit, den Krieg zu beendigen und Frieden zu schließen.“

„Was sagst Du!“ rief Mtesa, indem er sich einer zügellosen Wut überließ. „Ich will jede lebende Seele in Uvuma töten, jeden Fisingbaum will ich niederhauen, und Mann, Weib und Kind will ich auf ihrer Insel verbrennen. Beim Grabe meines Vaters, das will ich!“

„Nein, Kabaka, nur ein Heide träumt immer von Blut und spricht von Töten und Brennen, wie Du es thust. Es ist der Heidenknecht Mtesa,

der jetzt spricht; aber es ist nicht der Mann Mtesa, den ich unterrichtet und zu meinem Freunde machte. Du bist nicht mehr „Mtesa der Gute“, den sein Volk liebt, wie Du mir gesagt hast. Du bist nicht Mtesa, der Christ, sondern ein Wilder. Nun weiß ich genug von Dir, ich habe genug gehört.“

„Was, was?“ wütete der Kaiser. „Stamli, Stamli, warte nur noch eine Zeitlang, und Du sollst sehen — worauf wartet Ihr noch? Vorwärts!“ wandte er sich zu den Henkern, welche einen bejahrten gefesselten Mann in ihrer Mitte hatten.

„Halt, noch ein Wort!“ rief ich dazwischen. „Ich spreche nur noch einmal, Kabaka, zum letztenmal; höre auf mich. Du hast mir neulich von Deinem Vorfahren Kintu erzählt, dem guten Gründer des Reiches Uganda, welcher das Land verließ, weil es nach Blut roch. Sowie Kintu in alten Zeiten Uganda verließ, so werde ich es verlassen, um niemals zurückzukehren. Heute blickt Kintu aus dem Geisterreiche auf seinen Nachkommen hernieder und macht ihm Vorwürfe. Wenn Du jenen armen alten Mann tötest, so gehe ich noch heute davon, falls Du mich nicht auch töten lässest. Und von Zanzibar bis Kairo werde ich jedem Araber, dem ich begegne, erzählen, welch ein blutgieriger Wüterich Du bist, und durch alle Länder der Weißen werde ich mit lauter Stimme verkündigen, wie gottlos Mtesa gehandelt hat. Ich werde sagen, daß seine Krieger vor den Wavuma davonliefen, und daß er sich gerächt hat, indem er einen feindlichen Häuptling, einen alten schwachen Mann verbrennen ließ. O Kabaka, wie muß Dein Vater, der löwenherzige Suna, im Reiche der Geister seufzen und weinen, wenn er sieht, wie sein Sohn vor Schrecken zittert und seine Feinde nicht anders zu besiegen weiß, als indem er sie verbrennt! Lebe wohl, Kabaka. Töte den Häuptling, aber ich gehe und werde es nicht sehen.“

In dem Angesichte Mtesas malten sich tierische Wut und blutgierige Mordsucht, aber bei der Erwähnung Kintus und Sunas quollen Thränen aus seinen Augen und rollten ihm die Wangen herab. Dann schluchzte er laut wie ein Kind, und ringsumher standen die Häuptlinge, Pagen und Henker in unheimlicher ängstlicher Stille. Tori und Kauta wickelten ihre Kopftücher auseinander und wischten dem Weinenden das Gesicht ab.

„Sprach nicht Stamli vom Geisterreiche?“ murmelte Mtesa in tiefster Bewegung, während ich mich entfernte. „Sagte er nicht, daß Suna auf mich böse sei? O, o, es ist wahr, es ist wahr! O Vater, vergieb mir, vergieb mir!“

Nach diesen Worten ging er eiligst davon und ließ seine Umgebung, welche in Schweigen und Bestürzung zurückblieb, allein. So wurde mir berichtet.

Nach einer Stunde beschied mich ein Page zum Kabaka.

„Stamli soll nicht sagen,“ redete er mich an und ergriff meine Hand, „daß Mtesa ein schlechter Mensch ist. Er hat dem Häuptling der Wavuma vergeben und wird ihm kein Haar krümmen. Wird Stamli nun den Weißen sagen, daß Mtesa gottlos ist? Und glaubt er nun, daß Suna sich freut?“

„Mtesa ist sehr gut,“ antwortete ich gerührt und drückte die dargebotene Hand mit Wärme. „Habe nur Geduld, guter Kabaka, und es wird noch alles sich zum Besten wenden. Suna muß sich freuen, daß Mtesa gegen seinen Gast so gütig ist, und daß er auch dem Feinde verzeiht. Ich habe Dir etwas zu sagen. Ich habe nämlich über den Krieg und Deine aufrührerischen Unterthanen nachgedacht; und ich möchte gern, daß alle Last und Sorge, die Du gehabt hast, zu Deinem Besten ausschlägt. Ich will die Wavuma in Schrecken setzen und zum Frieden geneigt machen; aber ich muß eine Menge Leute haben, um mir zu helfen, und in drei Tagen wird alles fertig sein. Mittlerweile muß den Wavuma vom Dammege aus zugerufen werden, daß ihnen etwas Schreckliches passieren wird, wenn sie nicht um Frieden und Deine Gnade bitten.“

„Thue alles, was Du willst; nimm so viel Leute, als Du Lust hast; ich will Dir Sekebobo geben und alle seine Krieger.“

Am nächsten Morgen brachte Sekebobo 2000 Mann vor mein Quartier und bat mich, ihm meine Aufträge zu geben.

„Gut,“ sagte ich, „nimm 100 Mann und laß sie recht lange, einen Zoll dicke Stäbe schneiden; ferner 300 Mann, welche 7 Fuß lange und 3 Zoll dicke Stäbe schneiden sollen. 100 Mann müssen gerade und 4 Zoll dicke Bäume fällen, und andere 100 Mann müssen dieselben abschälen und Seile aus der Rinde fertigen. Ich wünsche ferner, daß Du selbst mit 500 Mann mir am Strande Hilfe leistest.“

Sekebobo teilte seinen Untergebenen meine Befehle mit und trieb sie zur Eile an, denn dies sei des Kaisers Gebot. Er selbst begleitete mich zur Flotte.

Ich wählte drei der größten Kanoes aus, jedes 70 Fuß lang und 7 Fuß breit, ließ sie auf das Land ziehen und stellte sie parallel zu einander so auf, daß das mittlere Kanoe von jedem andern vier Fuß entfernt war. Dies bildete die Grundlage zu der schwimmenden Geisterburg, die ich zu bauen beabsichtigte.

Ich ließ die langen Bäume quer über die drei Kanoes legen und an die Querbänke festbinden. Somit waren alle drei Fahrzeuge in einem verbunden. Als die siebenfüßigen Stangen zur Stelle kamen, wurden sie rings um die äußeren Kanoes in aufrechter Stellung befestigt und zwischen ihnen die einzölligen Stäbe der Länge nach verflochten. Somit glich der ganze Bau einer Palissadenschanze, welche rund um die schwimmende Burg ging und gegen die feindlichen Speere geschützt war. Schon am Nachmittage

des zweiten Tages hatte ich die kleine schwimmende Festung vollendet, und Mtesa kam mit seinen Häuptlingen und Frauen an den Strand, um sie vom Stapel laufen zu sehen und einer Probefahrt beizuwohnen. Sie staunten das nie Gesehene „große Kanoe“, welches 70 Fuß lang und 29 Fuß breit war, mit zweifelnden Mienen an. Es sei zu schwer, meinten sie, um ins Wasser gebracht zu werden; es sei zu groß, um schwimmen zu können, und würde sofort untersinken; auch lasse es sich nicht rudern, weil in dem Flechtwerk keine Öffnungen für die Ruder angebracht seien. Mtesa schien ihnen halb und halb Glauben zu schenken, aber die Frauen sagten: „Laß das nur Stamlis Sorge sein; er würde ein solches Ding nicht machen, wenn er nicht wüßte, daß es schwimmen kann.“

Als ich den Befehl erhielt, „das Ding“ vom Stapel zu lassen, wählte ich 60 Ruderer und 150 Flintenschützen von der Leibwache aus; sie sollten die Besatzung des geheimnisvollen Schiffes bilden. Tori und einige Ruderer wurden angewiesen, die Thür der geflochtenen Schanze verschlossen zu halten. Darauf nahm ich 1000 Mann zu Hilfe, welche den ganzen Bau schiebend und ziehend ins Wasser beförderten, so daß er bald vor aller Augen schwamm. Als die Besatzung durch die geöffnete Thür hineingestiegen war, bewegte er sich sogar, durch eine unsichtbare Kraft getrieben. Ein tausendstimmiger Beifall belohnte den klugen Erfinder des Wunderwerks.

Ich hatte die Ruder schon vorher in das Innere desselben schaffen lassen, so daß die Zuschauer gar nicht wissen konnten, auf welche Art „das große Ding“ hin und her schwamm. Aber der überlegende Leser wird leicht erkennen, daß zwischen den drei Kanoes, welche ich zusammengefügt hatte, Raum genug vorhanden war, die Ruder zu bewegen, ohne daß man sie von außen sehen oder hören konnte. Mehrere rot- und weißgestreifte Fahnen und Fähnchen flatterten darüber; innen war es totenstill, und die fragenden Blicke stießen auf undurchdringliche Wände. Kein Wunder, daß die unwissenden und abergläubischen Wilden mit geheimem Grauen darauf blickten und allgemein glaubten, es müsse etwas Schreckliches sein und dem Feinde werde Tod und Verderben davon drohen.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr — es war der 13. Oktober des Jahres 1875 — entfaltete sich die ganze Armee von Uganda auf den Abhängen des Natarangaberges. Von der äußersten Spitze des Dammweges wurde den Wavuma zugerufen, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, und daß sich ein Gegenstand des Schreckens nahen werde, welcher sie verderben und vernichten würde, wenn sie sich nicht unterwerfen und die Herrschaft Mtesas anerkennen wollten. Der böse Seegeist zürne ihnen und bringe alle Seegeister und Zaubermittel von Uganda mit, um sie zu bestrafen. Auch der alte Häuptling der Wavuma, welcher an der Spitze des Dammes aufgestellt war,

mußte seine Überredungskunst geltend machen. Er kündigte den Seinigen an, daß sie verloren wären, wenn sie sich nicht ergeben wollten, und versprach ihnen im Namen des Kabaka völlige Straflosigkeit.

Nach dieser feierlichen Einleitung erschien plötzlich, um eine Landspitze biegend, das geheimnisvolle Geister Schiff vor den Blicken der auf Ingira versammelten Wilden, während die Trommeln wirbelten und Bläser und Pfeifer einen entsetzlichen Lärm machten.

Es war für mich ein Augenblick banger Spannung. Ich wußte, daß die Neger ganz und gar von der Furcht vor bösen Geistern erfüllt sind. Sie scheuen sich wie die Kinder, das Dunkel des Waldes zu betreten; sie beschwören die schädlichen Geister, welche die Regenwolken verjagen; alle ihre Zaubermänner ziehen gegen die bösen Unsichtbaren zu Felde, und am großen See spielen die Muzimus, d. i. die bösen Seegeister, eine wichtigere Rolle als der Seekönig bei unsern Matrosen. Indem ich auf die Geisterfurcht der Wavuma spekulierte, war ich sicher, ihnen einen großen Schrecken einzujagen; wie aber, wenn sie nicht zur Unterwerfung gezwungen wurden?

Mein Geister Schiff schwamm langsam und unter allgemeinem Schweigen geradeswegs auf die Insel Ingira los und hielt vor derselben an.

„Höret, ihr Wavuma und Wasoga!“ sprach eine dröhnende Stimme aus dem Innern. „Ich bin der Wazimu des Nyanza und frage Euch, was wollt Ihr thun? Wollt Ihr Frieden schließen und Euch dem Kabaka ergeben? Oder soll ich Euch und Eure Kinder und Herden und die ganze Insel in den Nyanza ziehen? Entschließt Euch schnell und antwortet!“

Es fand eine Beratung unter den Angeredeten statt. Das große Schiff war von allem, was sie bisher auf ihren Gewässern gesehen hatten, verschieden. Es bewegte sich wie von selbst, und obgleich sie hinter dem Flechtwerk keinen Menschen erblicken konnten, so hörten sie doch eine laute und deutliche Stimme. Offenbar — so meinten sie — hatte der mächtige Wazimu des Nyanza den Beschwörungen der Waganda ein geneigteres Ohr geliehen als den ihrigen und war aus der finstern Tiefe gekommen, um ihnen Verderben zu bringen.

„Antwortet mir,“ wiederholte die drohende Stimme, „ich kann nicht länger warten.“

Unverzüglich antwortete aus der Mitte der Jüngsten einer ihrer Häuptlinge also:

„Es ist genug, wir gehorchen Dir. Mag Mtesa zufrieden sein. Wir wollen noch heute den Tribut einsammeln und zum Kabaka kommen. Kehre zurück, o Geist der Tiefe, der Krieg ist aus.“

Ich atmete auf, von schwerer Sorge befreit. Das Geister Schiff bewegte sich langsam und feierlich zurück und verschwand in der Bucht, welche von

Jngira aus nicht gesehen werden konnte. Eine Viertelmillion von Wildern stieß ein unendliches Freudengeschrei aus, welches von den Höhen Jngira's zurückprallte.

Drei Stunden darauf kam von Jngira her ein Kanoë mit 50 Männern, worunter einige Häuptlinge. Sie brachten Elefantenzähne und zwei junge hübsche Töchter ihres Landes. Dies war ihr Tribut. Das Elfenbein wurden dem Hofmeister übergeben und die beiden Mädchen dem Harem Mtesas einverleibt, wo sie zu der „Ehre“ gelangten, zu Kaiserinnen erhoben zu werden. Die Wavuma huldigten dem Kabaka von neuem, der alte gefangene Häuptling wurde den Seinigen zurückgegeben, und der langwierige Krieg war am Abende des 13. Oktober 1865 beendet.





## Unter den Rindviehherden des fern- nen Westens.

Von Lm.

---

Das Rindvieh hat sonst gerade keinen besonders guten Ruf, ist aber doch ein sehr gesuchter Handelsartikel. Die Versorgung der größeren Städte und Märkte unseres weiten Landes, sowie einen Teil des Auslandes, mit dem nötigen Rindfleisch hat sich zu einem besonderen und großartigen Handelszweig entwickelt, und der Viehtransport auf den Eisenbahnen und Schiffen hat einen großartigen Aufschwung genommen. Die Bezugsquelle für Rindvieh ist noch immer der Westen mit seinen fast unermesslichen Weideplätzen, besonders Texas.

Hier in Texas ist auch die Heimat der alten Viehzüchter und Kinderbarone, deren Viehstand nach Tausenden zählt. Schon vor mehr als dreißig Jahren wurde hier die Rinderzucht im großen betrieben. Auf den weiten Grasflächen dieses Staates weideten ungezählte Rinderherden. Das überaus günstige Klima bot das ganze Jahr hindurch grüne Weide. Das weiche, dünne „Büffelgras“, welches die Prairie vierhundert Meilen weit östlich von den Bergen bedeckte und im Winter ebenso nahrhaft ist wie im Sommer, war reichlich vorhanden. Texas besaß daher schon vor dem Bürgerkriege das Monopol im Viehhandel und versorgte die Märkte am Mississippi und am Golf. Als der Krieg ausbrach, wurde auch dieser Handelszweig lahmgelegt.



Nach dem Kriege aber fingen die texanischen Herdenbesitzer an, die nördlichen Märkte aufzusuchen, und Tausende von Kindern wurden im nordöstlichen Teile des Staates zusammengetrieben, um von dort aus an die Eisenbahnstationen Missouris befördert zu werden. So wurden im Sommer 1866 nicht weniger als 276,000 Köpfe auf verschiedenen Wegen



Ein Cowboy.

nordwärts getrieben. Die meisten dieser Herden zogen am Red River das Kinisshi-Thal hinauf über die Prairies nach Fort Smith und dann auf einem Umwege durch das Ozarkgebirge nach dem südöstlichen Missouri. Das war ein weiter Weg, teils durch feindliches Gebiet, wo Räuberbanden und Indianerhorden schweren Tribut von den Kinderhirten forderten. Wenn



Zuf dem Markte.

das Rindvieh dann endlich die Märkte von St. Louis oder Sedalia erreichte, so war es mager und abgetrieben und brachte nur niedrige Preise. Das war keine Ermutigung für die Viehbarone, und sie mußten auf neue Pläne finnen, ihren reichlichen Vorrat an Rindvieh los zu werden. Dieses schwierige Problem wurde jedoch rasch gelöst, als im Jahre 1867 die Kansas Pacific-Bahn von Kansas City das Thal des Kaw-Flusses entlang durch den Staat Kansas gebaut wurde.

Bald entstand nun an der Eisenbahn jenes eigenartige und romantische Leben und Treiben, welches unsere Bilder darstellen, in dem das Rindvieh die Hauptrolle spielte.

Einer der ersten Ankömmlinge dort, ein Viehhändler aus Illinois Namens Joseph McCoy, faßte nämlich den Plan, an der neuen Eisenbahn einen großen Verladungsplatz für Rinder einzurichten. Dies geschah in Abilene, 165 Meilen von Kansas City. Sofort wurden auch Schritte gethan, die Herdenbesitzer in Texas zu bewegen, ihr Vieh von hier aus zu versenden. Ein einsamer Reiter wurde auf die von feindlichen Indianern durchstreifte Prairie hinausgeschickt mit dem Auftrage, jede Herde, der er begegnen würde, auf Abilene hinzuweisen. Er ritt südöstlich, kreuzte den Kansas in der Nähe des heutigen Wichita und suchte seinen Weg bis in das Indianer-Territorium hinein, bis er auf die erste Herde stieß und die Hirten bewegen konnte, seinen Worten zu folgen. Es gelang ihm, eine Herde von 2000 Köpfen, die mehreren Kaliforniern gehörten, nach Abilene zu dirigieren, und diese war die erste, welche den nördlichen Pfad einschlug, den später Millionen Hufe breittreten sollten. Das Unternehmen hatte Erfolg, und 1869 kamen schon 176,000 Rinder vom Süden diesen Pfad herauf.

Jetzt entstanden bestimmte Fahrten oder Pfade (trails), auf denen zwanzig Jahre lang die Rinderherden aus Texas in Abilene, Ellsworth, Newton und Dodge City eintrafen. Die bekannteste und gebrauchteste dieser Fahrten war der „Chisholm Trail“. Dieser war 200 bis 400 Yards breit und zog sich mehr als 600 Meilen weit über Berge und durch Thäler hin, ein breites, schokoladenfarbiges Band, das Norden und Süden miteinander verband. Die breiten Hufe der Rinder traten den Pfad immer tiefer, und Wind und Regengüsse höhlten ihn immer mehr aus; niedrige Sanddünen wehte der Wind an seinen Rändern zusammen; bleichende Schädel und Gerippe solcher Tiere, die unterwegs niedergefunken, bezeichneten seine Grenzen, während hier und da das einsame Grab eines cow-boy oder ein zusammengebrochenes Wagengestell auftauchte. Weit umher aber zu beiden Seiten bezeichneten schwarze Flächen in der Prairie die Stellen, wo das Vieh sein Nachtlager gehalten hatte. Heute sieht der Reisende nur den breiten, trogartigen Pfad, dessen Seiten vom Regen

ausgewaschen sind, den aber Bäume und Farmen der Ansiedler durchkreuzen. Kaum denkt dabei noch jemand an das abenteuerliche Leben, das sich auf diesen Pfaden abgespielt hat; ein Leben, das einmal gewesen ist und niemals wiederkehren wird.



Eine erschreckte Rinderherde.

Den Pfaden entlang entstanden sogenannte ranches oder Rinderfarmen der Viehzüchter. Im Jahre 1870 wurden nicht weniger als 300,000 Rinder auf dem Chisholm-Trail allein nach Abilene getrieben; 1871 folgte ein fast ununterbrochener Zug von einer Million, von denen fast 600,000 nach

Abilene gingen. Meilenweit um die Verladungsplätze her entstanden große Weideplätze, auf denen das Vieh so lange gehütet wurde, bis die Gelegenheit sich bot, es entweder zu verkaufen oder zu verladen. Von jeder Höhe aus konnte man Tausende glatter Rinder sehen, deren weitgeschweifte Hörner in der Sonne blinkten. Mehrere Counties in Mittel-Kansas waren buchstäblich in Viehhöfe verwandelt. So sah es damals an dem nördlichen Endpunkte, an den Verladungsplätzen in Kansas, aus.

Doch wir dürfen nicht vergessen, uns das Leben auf dem Trail selber etwas zu veranschaulichen, wie es die Rinderhirten jener Zeit führen mußten.

Die Aufgabe des drover und seiner Gehilfen, der cow-boys, bestand darin, die Rinder aus den südlichen ranches nach den nördlichen Verladungsstationen zu bringen, eine Aufgabe, die ebensoviel Geschick als Mut erforderte. Nur ein Mann von festem Mut und schneller That konnte solche Tiere regieren, die so gut wie wild waren. Der Texasochse respektiert niemanden, nur dem Reiter im Sattel schenkt er einige Beachtung. Allein und getrennt haben sowohl Pferd als Reiter ebensowenig Rücksicht von einer texanischen Ochsenherde zu erwarten wie von einer Herde Wölfe oder anderer Raubtiere. Mit ihren langen Hörnern töten diese Ochsen schnell jeden Feind, und ihre Zweikämpfe untereinander sind ebenso blutig wie die der Tiger in den indischen Dschungeln.

Die erste Begegnung zwischen der Herde und den cow-boys geschieht während des jährlichen round-up, einer Art Kesseljagd. Es wird nämlich das ganze Gebiet, auf dem das Vieh zerstreut weidet, von den Reitern abgelucht und die ganze Herde zusammengetrieben, um gebrandmarkt zu werden. Jeder Herdenbesitzer hat hierfür sein besonderes Zeichen, welches jedem Rind mit einem glühenden Eisen auf die Hüfte eingebrannt wird. Ist dies geschehen, so läßt man das Vieh wieder laufen und es wird nun erst wieder eingefangen, wenn es vierjährig und damit marktfähig geworden ist.

Die drovers ziehen von Ranch zu Ranch und kaufen das Marktvieh auf, bis sie eine Herde oder drove zusammen haben. Von den Rindern aus dem südlichen Texas wurden 4000 bis 6000 als eine Herde gerechnet, während die aus dem nördlichen Texas nur in Herden von 1500 bis 3000 getrieben wurden. Ehe der Marsch begann, verschaffte sich der drover, außer dem nötigen Lagergerät und Mundvorrat, für je 1000 Kopf Vieh 8 Mann als Treiber und für jeden Treiber 6 bis 8 Pferde. Nachdem man jedes einzelne Stück Rind mit dem Lasso aus der Herde auf dem Ranch herausgefangen hatte, erhielt jedes einen sogenannten road-brand, ein weiteres Brandmal, damit es auf dem Marsche nicht mit dem Vieh einer anderen Herde verwechselt werden könne. Endlich ist alles fertig zum Auf-

bruch, der in der Regel im Frühjahr geschah. In dieser Zeit, von Mai bis August, sah man einen fast ununterbrochenen Zug die Fährte entlang sich vorwärts bewegen. So nahe oft folgten die verschiedenen Herden aufeinander, daß man die Stimmen der betreffenden Treiber hören konnte,



Rinderherde einen Fluß durchkreuzend.

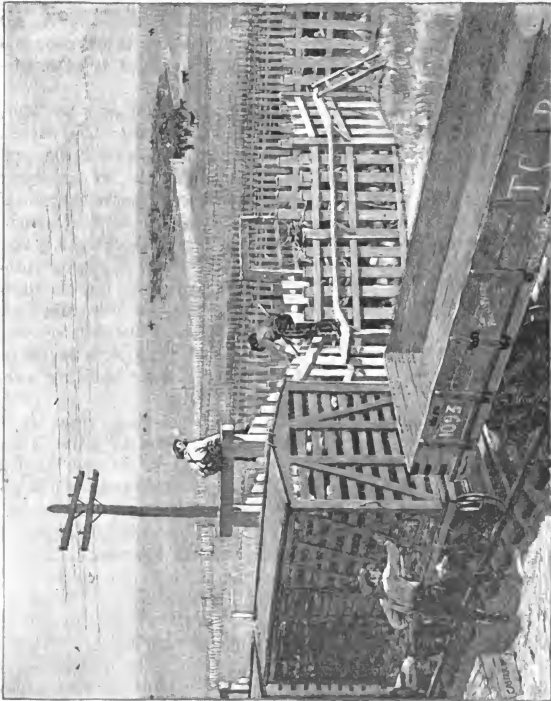
wie sie ihre Tiere anriefen; und trotz der größten Vorsicht konnte es nicht immer vermieden werden, daß zwei Herden auf einmal wild wurden und sich miteinander vermengten, so daß es viel Zeit und Mühe kostete, die Tiere wieder zu sortieren.

Es war ein merkwürdiger Anblick, ein solcher Rinderzug, wie ihn unser erstes Bild zeigt. Ein Zug von 1000 Rindern war etwa zwei Meilen lang. Zur Seite der Leitochsen reiten die cow-boys auf zähen kleinen Pferden. Gemächlich sitzen sie in ihren großen Sätteln mit hohem Rücken und Satteltknopf. In gleichmäßigen Abständen folgen andere Reiter, wie bei einer Armee. Die Leitochsen sind immer dieselben und jeder Reiter hat ebenfalls seinen bestimmten Platz. Anfangs wird rasch getrieben, 30 bis 40 Meilen täglich, bis das Vieh recht ermüdet ist, dann bilden 12 bis 15 Meilen eine gute Tagereise. Die Tagesordnung ist so regelmäßig wie bei einer Armee auf dem Marsche. Von Morgens bis zum Mittag läßt man das Vieh in der Richtung fortgrasen, die man eingeschlagen hat, indem sich die cow-boys beim Hüten ablösen. Um diese Zeit fängt das Vieh an unruhig zu werden und wird nun in die Fährte getrieben und 8 bis 10 Meilen weit ohne Unterbrechung vorwärtsgedrängt, bis gegen Abend wieder Rast gemacht wird. Während es dunkel wird, werden die Rinder immer enger und enger auf der Weide zusammengetrieben, indem die cow-boys sie in immer kleineren Kreisen umreiten, bis sich endlich das Vieh zur Ruhe niedergelegt und das Geschäft des Wiederkäuens seinen Anfang nimmt. Um Mitternacht erhebt sich das Vieh regelmäßig auf kurze Zeit und legt sich dann auf die andere Seite. Jetzt ist besondere Vorsicht nötig, um die Rinder abzuhalten, ziellos in die Nacht hinauszulaufen. Auf ihren Pferden sitzend oder langsam die lagernde Herde umkreisend, halten die cow-boys Wacht, indem sie sich zu bestimmten Zeiten ablösen.

Ist der Himmel klar und die Luft rein, so ist das Rindertreiben ein Vergnügen; treten aber Regentage ein, so wird das Vieh unruhig und ist jederzeit geneigt, loszubrechen. Das nennt der cow-boy einen "stampede". Man kann nie sagen, wodurch ein solcher Losbruch oder Stampede verursacht werden kann, ebensowenig wie man oft weiß, wodurch unter Menschenmassen eine Panik entsteht. Ein Blitzstrahl, ein brechender Ast, das Heulen eines Wolfes — und plötzlich erhebt sich jeder Rindstopf und die ganze Herde stürmt mit glühenden, erschreckten Blicken und weiten Rüstern blindlings in irgend einer Richtung über Abhänge und durch Sümpfe in wilder Flucht davon. Flink müssen die Pferde sein, die dann mit den Leitochsen Schritt halten. Aber sie sind es. Ihre Ponies zum tollsten Galopp anspornend, folgen die cow-boys, sprengen den Leitochsen an die Seite und versuchen diese erst ein wenig von dem eingeschlagenen Wege abzudrängen. Immer mehr und mehr drängen sie die wilden Tiere zur Seite, bis endlich ein weiter Kreis beschrieben wird. Das Vieh hinten folgt blindlings seinen Leitern, und bald schmilzt vorne und hinten die Herde zusammen, und jetzt beginnt das sogenannte „Mahlen“ (milling).

Wie ein Mühlstein rasen die erschreckten Tiere im Kreise herum, bis sie ermüdet sind und sich von ihrem Schreck erholt haben.

Es ist eine höchst schwierige und gefährliche Aufgabe, die Herde vom Losbrechen abzuhalten, und doch muß einem solchen Stampede vorgebeugt



Das Einladen der Rinder.

werden, weil er immer Verluste mit sich bringt. Jedes Stück Vieh nämlich, welches nicht Schritt hält, ist dem sicheren Tode geweiht und sein Leichnam wird augenblicklich von tausend Hufen breitgetreten. Merkwürdigerweise scheint nur die menschliche Stimme auf die wildgewordenen Tiere Einfluß



zu haben. Sobald daher das „Mahlen“ anfängt, beginnen die cow-boys zu singen; was, das verschlägt nichts, wenn nur noch Takt und Musik darin ist. So ist es wiederholt vorgekommen, daß ein wahrer Taugenichts von cow-boy seine wilden Ochsen mit einem Liebe zur Ruhe gebracht hat, das man sonst nur in der Kirche hört. Eine Stampede zu verhüten, ist aber auch deshalb nötig, weil eine einmal losgebrochene Herde geneigt ist, das unsinnige Manöver zu wiederholen. Gewisse besonders hysterische Anführer werden deshalb öfters einfach erschossen wegen des schlechten Einflusses, den ihr böses Beispiel auf die übrige Herde hat.

So zog das gehörnte Heer seine Straße. Kam man an einen Fluß, so durchschwamm die Herde denselben in derselben Ordnung, die sie auf dem Marsche eingehalten hatte. War man endlich in die Nähe des Verladungsplatzes gekommen, so wurde das Vieh so lange geweidet, bis der drover entweder seinen Kauf abgeschlossen oder die nötigen Transportwagen auf der Eisenbahn erhalten hatte. Dann wurde das Vieh in die Staketenzäune getrieben, und von dort aus entweder in die Transportwagen gelockt oder geschleppt, um seinem blutigen Ende in den Schlächtereien entgegenzufahren, während der cow-boy sich von neuem vermietete und sein abenteuerliches Leben fortsetzte. Monatelang kam er in kein Bett und schlief unter freiem Himmel. Sehr selten geriet ihm ein Buch oder eine Zeitung in die Hände und ebenso selten kam er in anständige Gesellschaft. In der Regel war er ein wilder, wüster Gefelle; doch ist aus manchem nach Jahren ein ordentlicher Farmer geworden.

Der cow-boy mit seinem weißen, breitrandigen Hute, seiner langen Lederpeitsche, seinem Lasso und seinen klirrenden Sporen gehört zu den gewesenen Dingen. Die einstmaligen großen Texas-Ranches sind mit Stacheldraht umzäunt, und ein echter Texasochse würde heutzutage in den Städten dort ein ebensolches Aufsehen erregen wie bei uns. Abilene und die anderen Versandtplätze von damals sind jetzt freundliche Städtchen mit Kirchen und Schulen, elektrischem Licht und anderen modernen Bequemlichkeiten. Keine Spur des früheren Lebens und Treibens ist zurückgeblieben, außer wenigen zerfallenen und verwitterten Gebäuden, die dem Fremden als anrühige Spelunken „aus alter Zeit“ gezeigt werden. Das Jahr 1892 sah den letzten der Kinderrüge, die zwanzig Jahre hindurch und mehr aus dem Westen eingetroffen waren. Jetzt wäre eine solche Weise, Viehhandel zu treiben, weder praktisch, noch lohnend. Fortan werden jene einst vielbetretenen Pfade nur noch von solchen Herden berührt, die als junger Viehstand gemächlich aus dem warmen Klima des Golfes nach den Weideplätzen von Montana und Wyoming getrieben werden, um ein Jahr oder zwei später als wohlgenährtes Rindvieh in den Markt zu kommen und exportiert zu werden.



## Luthers Gattin, Katharina von Bora.\*

für „Blätter und Blüten“ von L. D.

**E**s ist ein krankhafter Zug unserer Zeit, daß tausende von verbildeten Männlein und Weiblein immer eifriger versuchen, die Frau aus der Stille des häuslichen Kreises herauszureißen, sie zu einem männlichen Weibe zu machen und ihr eine Stellung in dem wilden, gefährvollen Getriebe des öffentlichen Lebens zu verschaffen. Das in den blutgetränkten Sümpfen der französischen Revolution wurzelnde Bestreben, alles gleich zu machen,

\* Nachstehendes Lebensbild erhebt keinen Anspruch darauf, eine vollständige Biographie der Katharina von Bora zu sein. Es sind „Blätter und Blüten“ aus ihrem Leben, die der Schreiber für das christliche Haus zu einem Strauß zusammengelegt hat.

L. D.

breitet wuchernd immer weiter sich aus und will seine giftigen Ableger jetzt auch in den Boden der Familie hineinsenken. Das Weib soll nicht mehr dem Manne unterthan sein, sondern in völliger Gleichberechtigung neben ihm stehen, soll nicht mehr ihre Freude vornehmlich darin suchen, als sorgsam waltende Hausfrau dem Gatten, den Kindern und sich selbst ein stilles Heim zu bereiten, wo sanft der Frieden regiert und die Liebe zarte Rosen auf den Pfad des Lebens streut; sie soll es nicht mehr für ihr schönstes Glück halten, einem holden Kindlein ins lachende Auge zu schauen, die heranwachsenden Knäblein und Mädglein zu erziehen und inmitten ihrer Lieben als eine zwar ungekrönte aber heißgeliebte Königin zu schalten; nein, sie soll hinaus aus dem Hause, an die Wahlurne, auf die Rednerbühne, mitten in die rauflustigen Horden des politiktreibenden Gesindels hinein wollen die vercivilisierten Weiberstimmrechtler ihre Mütter und Schwestern schleppen, sie wollen die Königin des Hauses von ihrem Throne herabzerren, sie wollen die Familie und ihr Glück zerstören. Schon hofften sie, in naher Zukunft ihre Pläne verwirklicht zu sehen, und sie nennen das Weib, welches ihren Vorstellungen entspricht, die „neue Frau“, aber diese „neue Frau“ ist eine elende Karrikatur, ein Zerrbild des Weibes; sie ist dem echten Weibe ebenso unähnlich, wie der Orang-Utang dem Menschen.

In dieser Zeit, da insonderheit viele von unseren englischredenden Mitbürgern die eben angedeutete Entwürdigung des Weibes einzuführen suchen, muß es jedem vernünftigen Menschen einen wohlthuenden Genuß verschaffen, wenn er einmal das Lebensbild einer echten, musterhaften deutschen Hausfrau betrachten kann. Ein solches soll auf den nachfolgenden Blättern gezeichnet werden. Es ist des großen Reformators, Dr. Martin Luthers, Käthe, deren Lebenslauf, deren Wirken und Walten im Hause wir dem werten Leser schildern wollen.

### 1. Die befreite Nonne.

Am 29. Januar des Jahres 1499 hat Katharina von Bora das Licht der Welt erblickt. Ihre Eltern gehörten dem Adelstande an, aber sie waren arm. Näheres über ihre Verhältnisse ist nicht bekannt, auch Katharinas Kindheit und Jugend ist mit Ausnahme weniger Nachrichten in Dunkel gehüllt.

Die Klöster waren in der damaligen Zeit den verarmten Adelsfamilien als Versorgungsanstalten für ihre Töchter bequem. War eine Jungfrau im Kloster untergebracht, so hatte sie einen Aufenthaltsort für ihr ganzes Leben, und außerdem herrschte der Wahn, daß eine Nonne im geistlichen Stande sei und daher leichter die Seligkeit erlangen könne, als eine Frau,

die in dem irdischen Verufe einer Ehegattin lebte. Wahrscheinlich war es auch die Armut, welche die Familie von Bora dazu trieb, ihre erst zehnjährige Tochter Katharina im Jahre 1509 in das Kloster Gottes- oder Marienthron zu Nimtschen bei Grimma in Sachsen eintreten zu lassen. Dort sollte nun das arme Kind eine Nonne werden. Während andere junge Mägdelein in Wald und Feld sich tummelten und mit ihren Gespielinnen fröhlich sein konnten, mußte das lebensfrische Rätchchen von Bora ihre goldene Kindheit und Jugendzeit in der finsternen Klosterzelle verbringen und mit den eintönigen Gebräuchen der klösterlichen Ceremonien sich abquälen. Es war, wie wenn man eine knospende Rose in den dumpfen Kellerraum gebracht hätte, um sie dort verkümmern zu lassen. Oit mag das liebe Rätchchen träumend und sehnsuchtsvoll aus dem Fenster ihrer Klosterzelle hinausgeschaut haben in die weite Welt, die so frei und so froh vor ihren Augen sich ausbreitete, während sie selber wie ein Vogel im Käfig gefangen saß.

Dennoch war es ihr ein heiliger Ernst mit dem Trachten nach der ewigen Seligkeit. Sie zeigte sich, wie sie später selber erzählt hat, „hitzig und emsig“ in den Klostergebräuchen und betete oft. Im Jahre 1515 wurde sie eingesegnet, denn die Vorbereitungszeit hatte nun ihr Ende erreicht. Man denke sich: ein sechzehnjähriges Kind muß das Gelübde ablegen, durch welches es für die ganze Lebenszeit ins Kloster gefesselt wird! Ein Kind, das unmöglich wissen kann, ob es imstande sein wird, dies Gelübde zu halten! Und solchen gräulichen Unfug hielt man unter dem Regiment des Papstes für ein gutes, verdienstliches Werk! Durch solche unnatürliche und unchristliche Gelübde wollte man Gottes Gnade erwerben! Schredliche Verblendung!

Doch die Stunde war nahe, in der nicht nur diese, sondern noch viele andere Irrlehren und Mißbräuche der römisch-katholischen Kirche widerlegt wurden, durch einen Mann, der einst mit unserem Rätchchen in die innigste Verbindung treten sollte. Am 31. Oktober des Jahres 1517 schlug der Augustinermönch, Dr. Martin Luther, seine gewaltigen 95 Thesen an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg. Der geweissagte Engel war gekommen, welcher mit dem ewigen Evangelium mitten durch den Himmel der christlichen Kirche flog. Nach langem eisigen Winter ward es Frühling in der Christenheit auf Erden, die verzagten, seufzenden Herzen wurden fröhlich und mit hellem Jubel nahmen sie das Evangelium auf, welches ihnen jetzt wieder gepredigt wurde. Ob wohl die Kunde von dieser großen Bewegung und von dem neugepredigten Gotteswort auch zu jener jungen zarten Nonne drang, die dort im Kloster zu Nimtschen schmachtete? Gewiß wissen wir es nicht, aber für sehr wahrscheinlich möchten wir es halten. Jedenfalls hat sie samt ihren Ordensschwestern von Luther viel gehört.

Das Werk der Reformation nahm seinen Fortgang. Es ist selbstverständlich, daß wir es hier nicht in allen Einzelheiten verfolgen können. Nur das sei erwähnt, daß Luther in den Jahren 1521 und 1522 eine Anzahl von Schriften über die Klostergelübde verfaßte, in denen er unter anderem aus der Heiligen Schrift nachwies, daß ein gegen Gottes Wort gethanes Gelübde keine bindende Kraft habe. Nicht unmöglich ist es, daß einige von diesen Schriften auch in das Römischer Kloster gedrungen sind, aber zuverlässige Nachrichten haben wir hierüber nicht. Jedenfalls haben neun von den dortigen Nonnen gezeigt, daß sie die von Luther ausgesprochene Beurteilung der Klostergelübde kennen gelernt und angenommen hatten. Diese neun Nonnen waren sämtlich von adeliger Herkunft; sie hießen: Magdalena von Staupitz, eine Schwester des Johann von Staupitz, Elisabeth von Comitz, Veronica von Zephau, Margaretha von Zephau, ihre Schwester, Lameta von Gohlis, Eva von Groß, Katharina von Vora, Eva von Schönfeld und Margaretha von Schönfeld. Sie sahen ein, daß sie im Kloster nicht den Frieden des Gewissens erlangen konnten, den sie darin zu finden gehofft hatten. Daher erschien ihnen nun das Klosterleben als eine unerträgliche Kerkerhaft. Ja, sie fühlten sich in ihren Gemütern beunruhigt, es ward ihnen klar, daß sie nicht im Kloster bleiben dürften, wenn sie ein reines Gewissen behalten wollten. In aller Demuth baten sie daher ihre Eltern und Angehörigen, ihnen aus dem Klosterleben herauszuhelfen; sie könnten es ihrer Seelen Seligkeit halber nicht länger erdulden; auch wollten sie gerne thun und leiden, was fromme Kinder thun und leiden sollen. Aber alles Bitten war vergeblich; von einem Austritt aus dem Kloster wollten die Angehörigen nichts wissen. Schon schien es, als würden sie in den finstern Mauern bleiben müssen. Aber um ihr Gewissen zu retten, wollten sie doch zuvor noch anderswo Hilfe und Rath suchen. Wahrscheinlich faßten sie sich Mut, an Luther selbst zu schreiben; wenigstens erfuhr dieser, wie es mit ihnen stand, und er plante dann sofort ihre Befreiung.

Luther hatte einen Freund in Torgau, den Leonhard Koppe, welcher ein Rathherr war; diesem erteilte er den Auftrag, die Römischer Nonnen aus dem Kloster zu retten. Koppe führte den Auftrag aus, sein Neffe und ein gewisser Wolf Tomisch halfen ihm dabei.

Die Art und Weise der Befreiung ist von Schriftstellern, welche lieber schöne als wahre Geschichten erzählen wollten, phantasiereich ausgeschmückt worden. Die Retter der Nonnen sollen mit diesen heimliche Briefe gewechselt haben. Es liegt auf der Hand, daß Koppe sich mit den Nonnen verständigen mußte, und der Annahmen, daß er dies brieflich gethan habe, steht nichts im Wege. Nach einigen Berichterstattern sind dann die Nonnen in der Nacht durch das Fenster der Klosterzelle Katharinas in den Hof



Dr. Martin Luther.

geklettert und von da mit Hilfe Koppes und seiner Freunde über die Klostermauern gestiegen. Draußen stand ein Wagen mit neun großen Fässern bereit, in denen Säge angebracht waren. Jede Nonne wurde in ein Faß gesteckt und, wenn jemand nach dem Inhalt der Fässer fragte, bekam er den Bescheid: „Es sind Haringe.“ Nach anderen sind die Nonnen durch ein Loch, das in eine Lehmwand gebrochen wurde, aus dem Kloster entkommen und hernach von Koppe und seinen Gehilfen auf einem verdeckten Wagen davongeführt worden. Welches von diesen beiden niedlichen Geschichten das richtige ist, oder ob überhaupt eins davon der Wahrheit entspricht, das wollen und können wir hier nicht untersuchen. Geschichtlich fest aber steht es, daß Bernhard Koppe die Befreiung der Nonnen in Nimzischen „mit ausnehmender List und Klugheit“ in der Nacht vor dem heiligen Osterfeste zwischen dem 4. und 5. April des Jahres 1523 erfolgreich bewerkstelligt hat.

Die Reise nach Wittenberg ging glücklich vonstatten. Den 7. April kamen die armen Nonnen dort an, und am nächsten Tage schrieb Luther an einen Freund: „Gestern sind neun Nönnlein hier angekommen, die ihrer Haft in Nimzischen sich erlöst.“

## 2. Die glückliche Braut.

„Jene neun abtrünnigen Nonnen kamen zu mir, ein bedauernswertes Völkchen, aber von ehrfamen torgischen Bürgern anher gebracht, nämlich von Leonhard Koppe und seines Bruders Sohn, dem Wolf Tomitsch, damit nichts von unbilligem Verdachte bei der Sache sei. Du fragst, was ich mit selbigen zu thun gedente? Zuerst werde ich ihren Verwandten Meldung thun, daß diese sie aufnehmen; wollen die nicht, so werde ich sorgen, daß sie anderswo aufgenommen werden, denn ich habe von einigen Seiten Versprechungen. Einige werde ich auch verheiraten, so ich kann . . . . Sie sind in solchen Umständen, daß sie Barmherzigkeit wahrhaftig vonnöten haben.“ So schrieb Luther am 10. April 1523 an Spalatin. Bei den Verwandten der Klosterjungfrauen scheint Luthers Fürsprache nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben; statt dessen wetteiferten die edlen Bewohner der Stadt Wittenberg in ihrer Sorge für die Hilfebedürftigen. In den Häusern der Bürger fanden sie freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege. Katharina von Bora kam zu dem Herrn Magister Philipp Reichenbach, in dessen Familie sie wie eine Tochter gehalten wurde. Dort führte sie ein stilles, zurückgezogenes Leben; trotzdem machte sie damals auf Luther, der sie öfters sah, nicht den allerbesten Eindruck. Er sagte später einmal: „Meine Rätthe hatte ich dazumal nicht lieb, denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig.“ Er ahnte nicht, daß das zurückhaltende

Wesen der Jungfrau in ihrer Bescheidenheit und wohl auch in der Scheu vor dem weitberühmten Gottesmann seinen Grund hatte; es kam die Zeit, da er ganz anders über sie urtheilte. Vorerst gehörte auch sie zu denjenigen unter den befreiten Nonnen, die er durch eine vorteilhafte Heirat zu versorgen suchte. Ein junger reicher Nürnberger, Hieronymus von Baum-



gärtner, der in Wittenberg Theologie studierte, lernte sie kennen und gewann sie lieb. Katharina war ihm nicht abgeneigt. Luther schrieb ihm am 12. Okt. 1524: „Wenn Ihr Eure Rätke von Bora haben wollt, so beschleunigt die Sache, ehe sie einem andern gegeben wird, der bei der Hand ist. Noch hat sie die Liebe zu Euch nicht überwunden. Ich wenigstens



würde mich freuen, wenn Ihr beide miteinander verheiratet würdet.“ Baumgärtner jedoch beschleunigte die Sache nicht, und so wurde dieser Plan zu Wasser. Der „andere“, dem die Rätze gegeben werden sollte, war Doktor Kaspar Glas, Pfarrer zu Orlamünde. Allein zu ihm hatte die Jungfrau durchaus keine Neigung, obgleich Luther ihre Ehe mit ihm befürwortete. Sie kam daher zu Nikolaus Amsdorf und klagte; sie wisse, daß Amsdorf Luthers guter Freund sei, und bitte ihn daher, daß er Luthern auf andere Gedanken bringen möge. Mit naiver Offenheit fügte sie hinzu: „Hält Luther an, hält Amsdorf an, so bin ich bereit, mit jedem von beiden eine ehrsame Ehe einzugehen, mit dem Doktor Glas aber nimmermehr.“ Durch diese ihre Weigerung hat Katharina übrigens eine feine Menschenkenntnis bewiesen. Doktor Glas zeigte bald, daß er ein unverbesserlicher Hitzkopf war, der sich weder mit seiner Gemeinde noch mit der Obrigkeit vertragen konnte; im Jahre 1537 mußte er seines Amtes entsetzt werden.

Es war Gottes Wille nicht gewesen, daß Katharina mit einem von den beiden erwähnten Männern in die Ehe treten sollte. Der Herr hatte ihr einen anderen Gemahl bestimmt. Sie war ausersehen zur Lebensgefährtin dessen, der ihre Befreiung aus dem Kloster geplant hatte. Sehen wir nun, wie der Stifter des heiligen Ehestandes ihre Verbindung mit dem großen Reformator herbeiführte.

Luther war ja nicht nur Mönch sondern auch Priester, also in doppelter Beziehung ein Glied des sogenannten geistlichen Standes gewesen. Nach dem vom Papste Gregor VII. im Jahre 1074 erlassenen Befehle durften die Geistlichen der römisch-katholischen Kirche nicht in den heiligen Ehestand treten; diese Verordnung wurde später von Urban II. verschärft und von Innocenz III. zu einem Disciplinargesetz erhoben. Hiermit war die Weissagung der Heiligen Schrift erfüllt: „Der Geist sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche vom Glauben abtreten, und anhangen den verführischen Geistern und Lehren der Teufel; durch die, so in Gleichnerei Lügenredner sind, und Brandmal in ihrem Gewissen haben, und verbieten, ehelich zu werden.“ (1. Tim. 4, 1—3.) Als daher Luther mit seinen gewaltigen Zeugnissen gegen die Irrlehren der Papisten an die Öffentlichkeit trat, da war es auch gerade die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen oder das Cölibat, welches er aus Gottes Wort als eine Erfindung des Satans brandmarkte. Insonderheit seine im Jahre 1520 gedruckte Schrift: „Von des geistlichen Standes Besserung,“ zog in dieser Sache die Lehre des göttlichen Wortes deutlich ans Licht. Dem Zeugnis, das in Wittenberg durch Schriften gegen das Cölibat abgelegt wurde, folgten bald mehrere Zeugnisse der That nach. Zwei Lehrer, die damals noch beide mit Luther an der Wittenberger Universität wirkten, traten in den Ehestand. Philipp Melancthon feierte am 25. November 1520 mit Katharina Krappe seine

Hochzeit und Carlstadt ließ sich am 14. Januar 1542 mit Anna von Nochau trauen. Diese Heiraten wurden von Luther gebilligt. Es war ihm demnach völlig klar, daß sein Mönchsgelübde und sein Priestereid ihn nicht an einer ehrliehen Eheschließung hinderten. Trotzdem schien er keine große Lust zu haben, dem Beispiele seiner beiden Kollegen zu folgen. An Spalatin schrieb er: „Unsere Wittenberger wollen sogar den Mönchen Weiber geben. Aber mir sollen sie keine Frau aufdringen.“ Als er am 20. Sonntage nach Trinitatis 1544 das Mönchsgewand abgelegt hatte und das Gerücht im Umlauf kam, er stehe im Begriff, sich zu verhehelichen, schrieb er wieder an seinen eben genannten Freund: „Bei der Besinnung, die ich bisber gehabt und noch habe, wird es nicht geschehen, daß ich eine Frau nehme; nicht, als wenn ich mein Fleisch oder Geschlecht nicht fühlte, da ich weder Holz noch Stein bin; sondern mein Gemüt ist dem Heiraten abgeneigt.“ Seine Abneigung gegen das Heiraten scheint jedoch sehr bald nach diesem Briefe einen gewaltigen Stoß erhalten zu haben. Fünf Monate waren verlossen, da machte er folgende Andeutung: „Sehet zu, daß ich, der ich an keine Ehe gedente, Euch, der Ihr schon Bräutigam seid, nicht einmal zuvorkomme; wie Gott zu wirken pflegt, was man am wenigsten hofft.“ Und am 4. Mai 1545 schreibt er an den Doktor Johann Kühel: „Kann ich's schicken ihm (dem Teufel) zum Trost, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe.“ Aus dieser Bemerkung geht zugleich hervor, warum Luther nun noch den Vorsatz faßte, sich zu verheiraten: er wollte es thun dem Teufel zum Trost. Später sagte er einmal: „Ich habe eine Nonne genommen zur Ehe, wiewohl ich hätte es mögen geraten und nicht sonderliche Wache gehabt; denn daß ich es dem Teufel mit seinen großen Schuppen, den großen Hansen, Fürsten und Bischöfen zum Trost gethan habe, welche schlecht unsinnig wollen werden, daß geistliche Personen sollen frei sein.“ Er wollte durch die That bekräftigen, was er in Schriften gelehrt hatte, sodann war es auch der Wunsch seines Vaters, der ihn bewog, ein Weib zu nehmen. Kurz nach seiner Hochzeit äußerte er in einem Schreiben an Amsdorf: „Ich hoffe noch kurze Zeit zu leben und diesen letzten Gehorsam habe ich meinem geliebten Vater nicht verweigern wollen, in Hoffnung der Nachkommenschaft, und damit ich zugleich durch die That bestätige, was ich gelehrt habe.“ Endlich war ihm, dem rastlos thätigen Manne, die liebevolle Pflege eines getreuen Weibes gar sehr vonnöten. Er lebte noch immer mit einem einzigen Gefährten in den von alten anderen Mönchen verlassenen öden Räumen des Wittenberger Augustinerklosters; hier führte er eine echte Junggesellenwirthschaft, in der es wohl zuweilen recht bunt mag ausgesehen haben. Vor seiner Heirat machte ihm ein ganzes Jahr lang niemand sein Bett, und er selber erzählt, daß er allemal müde von der Arbeit des Tages nur so in dasselbe hineingefallen sei. So war es denn kein

Wunder, daß er schließlich den festen Entschluß faßte, sich mit einer Lebensgefährtin zu verbinden. Aus dem oben angeführten Briefe hat der Leser bereits ersehen, daß er bei diesem Vorfaß an die „Räthe“ von Vora dachte. Nach und nach hatte er sie, die ihm zuerst ein wenig stolz zu sein schien, immer besser kennen gelernt und sie lieb gewonnen. Als ihm aber der Entschluß fest stand, wurde auch nicht lang gezögert.

Katharina wohnte noch bei Reichenbachs, ihren Pflegeeltern. Eines Tages — es war am Dienstag, den 13. Juni des Jahres 1525 — sah sie vier Männer auf das Haus zuschreiten, in welchem sie jetzt mehr als zwei glückliche Jahre verlebt hatte. Als dieselben näher kamen, erkannte sie Johann Bugenhagen, den Pfarrer an der Stadtkirche, Doktor Johann Apel, den Professor des kanonischen Rechts von der Universität, Lukas Cranach, den kurfürstlich sächsischen Hofmaler und ihren väterlichen, geliebten Ketter, Doktor Martin Luther. Was mochten diese vier hochgeschätzten Männer wohl im Sinne haben? Sie traten in das Haus und begehrten mit ihr zu sprechen. Zitternden Herzens begab sich die Jungfrau in das Zimmer, wo man ihrer wartete. Und nun hob Luther an zu reden und fragte sie vor den anwesenden Zeugen, ob sie gewillt sei, sein Weib zu werden und mit ihm treulich Freud und Leid auf dieser Welt zu teilen bis an den Tod. Ob sie gewillt war? O, sie hätte laut aufjubeln mögen vor Lust und Wonne. Mit Luther durch dies Erdenthal zu pilgern, mit dem Manne, durch dessen Dienst sie Frieden gefunden hatte für ihr geängstetes Gewissen, der sie frei gemacht hatte von der Sklaverei des Klosters, zu dem sie aufschaute mit Ehrfurcht und herzlicher Liebe — das schien ihr das größte irdische Glück zu sein, das sie sich wünschen konnte. Und so beantwortete sie die Werbung mit einem fröhlichen „Ja“, welches aus der tiefsten Seele kam. Damit war die Verlobung nach allen Rechten vollzogen, da ihre Eltern nicht mehr am Leben waren und also auch nicht mehr um ihre Einwilligung befragt werden konnten. Katharina war nun die glückliche Braut Luthers, dem sie längst ihr Herz geschenkt hatte. Ihr Verlobungsstand währte nur wenige Stunden. Bald erschienen Doktor Justus Jonas und Kranachs Gemahlin. Abends um fünf Uhr wurde das glückliche Paar von Bugenhagen im Beisein von vier Zeugen getraut. Luther stand im 42. und Katharina im 27. Lebensjahre. Nach der Trauung ließ Reichenbach allen Anwesenden eine festliche Abendmahlzeit bereiten.

Es existieren noch jetzt die kunstvoll gearbeiteten Trauringe des Lutherschen Ehepaars, die aber wahrscheinlich erst nach der Trauung gefertigt worden sind. Luther hat sie nicht selber bestellt und bezahlt, denn dazu fehlten ihm die Mittel, sondern der kaiserliche Rat Wilibald von Birkheimer hat sie von dem geschickten und berühmten Goldarbeiter Albrecht Dürer in Nürnberg auf seine Kosten herstellen lassen. Luthers Ring trägt

auf der Innenseite die Inschrift: WAS GOT ZU SAMEN FIEGET SOL KEIN MENSCH SCHEIDEN. Katharinas Ring ist mit Bildern aus der Leidensgeschichte des Heilandes verziert und hat als Inschriften die Namen: D. Martinus Lutherus und Katharina von Boren. 13. Juni 1525.

Am folgenden Tage, Mittwoch, den 14. Juni, wurde die Vermählung Luthers allgemein bekannt. Der Stadtrat von Wittenberg sandte ihm



Ein altes Brautgeschmeide.

einen Ehrenwein von 14 Kannen und mittags bewirteten Luther und Katharina zum erstenmale als Ehegatten im Hause Reichenbachs eine kleine Anzahl von auserwählten Freunden.

Bierzehn Tage blieb die junge Frau noch bei ihren Pflegeeltern; dann erst holte sie Luther am 27. Juni in sein Haus, welches vorläufig ohne Zweifel kein anderes war als das Augustinerkloster, in dem er bisher als Junggeselle kampiert hatte, und nun wurde die öffentliche Hochzeitsfeier gehalten. Zu dieser wurden nicht nur die Wittenberger Freunde, sondern

auch Auswärtige eingeladen. An Doktor Rühl, einen Verwandten, schrieb Luther: „Bin willens, auf Dienstag über acht Tage, den nächsten nach St. Johannis Baptistä, eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen. . . . Wo Ihr aber von gutem Willen selbst wolltet oder könntet, sanft meinem lieben Vater und Mutter kommen, möget Ihr wohl selbst ermessen, daß mir's eine besondere Freude wäre, und was Ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armut, wäre mir lieb.“ Magister Spalatin, der Hofkaplan in Altenburg, erhielt ebenfalls eine Einladung mit der Bemerkung: „So müßt Ihr nicht nur dabei sein, sondern auch sorgen, wenn etwas Wildbret nötig sein sollte.“ Ein weiteres Schreiben von Luthers Hand erging an Bernhard Koppe, der zwei Jahre vorher die Katharina und ihre Freundinnen aus dem Kloster geholt hatte; scherzweise heißt es darin: „Schidet Euch, wenn ich das Prandium (Mahl) gebe, daß Ihr meiner Braut helft gut Zeugnis geben, wie ich ein Mann sei.“ Noch mehrere andere erhielten Einladungen.

Die Feier selbst gestaltete sich zu einem großen Feste, an dem ganz Wittenberg, Bürgerschaft und Universität, teilnahm. Auch an Hochzeitsgeschenken mangelte es nicht. Der Wittenberger Stadtrat verehrte dem neuermählten Paare ein Faß Embeder Bier und zwanzig Gölben. Die Universität gab einen hohen silbernen, größtenteils vergolbten Deckelbecher, und der Kurfürst wird es nicht unterlassen haben, für das gewünschte Wildbret Sorge zu tragen.

So war denn Luther in rechter christlicher Weise in den Stand der heiligen Ehe getreten. Es war vorauszusehen, daß die Feinde diesen Schritt gar übel deuten und alle nur möglichen Verleumdungen und Lästerungen austreuen würden. Die fanatischen Papisten verbreiteten die schändlichsten Gerüchte. Man erinnerte unter anderem an ein altes Wort des Volksmundes, daß aus der Verbindung eines Mönchs und einer Nonne der Antichrist hervorgehen werde. Aber Luther blieb getrost; an einen Freund richtete er bereits vor der öffentlichen Hochzeitsfeier die Worte: „Ich habe mich durch diese Heirat so geringschätzig und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, es sollen die Engel lachen und alle Teufel weinen.“ Nicht einmal Luthers Gattin verschonten die haßerfüllten Widersacher. Zwei junge Leipziger Doktoren schickten ihr in Luthers Abwesenheit eine Lobrede auf das Mönchs- und Nonnenleben, in der Hoffnung, sie werde reumütig wieder ins Kloster zurückkehren; Luthers Diener aber sandten diese Schrift zurück und fügten ein Täfelchen bei, auf dem die Buchstaben des Wortes asini (Esel) so verteilt waren, daß man es, von der Mitte anfangend, gegen vierzigmal lesen konnte. Luther und seine Gemahlin dagegen schenkten den Verleumdungen und Schmähungen wenig Aufmerksamkeit. Sie waren dessen gewiß, daß Gott sie zusammengefügt hatte, daß sie in einem heiligen Stande lebten, und daß kein Mensch sie scheiden durfte.

### 3. Die treffliche Ehefrau.

So war denn Katharina von Bora die Gattin des großen Reformators geworden und er führte mit ihr eine äußerst zufriedene und glückliche Ehe. Reichthum hatte sie ihm nicht mitgebracht; ihr Reichthum war ein häuslicher Sinn, aufrichtige Ehrfurcht vor und selbstverleugnende Liebe zu ihrem Gatten und ein edler Schatz von christlichen Tugenden. Damit gestaltete sie Luthers Haus zu einem liebreichen, friedlichen Heim, in dem es ihm wohl war und wo er erquickende Ruhe fand zwischen den schweren Kämpfen, die er als ein waderer Gottesheld zu führen hatte. Auch ein Ausbund von Schönheit ist Katharina nicht gewesen; ihre Bilder zeigen ein einfaches deutsches Frauengesicht, dem Klugheit und hausbackener Verstand aus den Augen leuchtete. Luther wußte an ihr eine andere Schönheit als ein hübsches Antlitz zu schätzen; ihm gefiel ihre musterhafte Frömmigkeit. So schrieb er am 11. August 1526 an Stiesel: „Es grüßt Euch Rätke, meine Rippe. — Sie befindet sich mit Gottes Hilfe sehr wohl und ist mir willfährig und in allem gehorsam und gefällig, mehr als ich hätte hoffen können (Gott sei Dank!); so daß ich meine Armut nicht mit Krösus' Reichthum vertauschen möchte.“ Zwölf Jahre später ruft er aus: „Wenn ich ein junger Mann wäre, so wollte ich doch, nun ich die Bosheit der Welt erfahren habe, wenn mir gleich eine Königin nach meiner Rätke angeboten würde, lieber sterben, als zum zweitenmale mich verhehelichen.“ „Ich kann keine gehorsamere Frau bekommen, ich müßte mir denn eine aus Stein hauen lassen.“ In Luthers Tischreden finden sich unter anderen folgende Aussprüche: „Das ist überflüssige Ursache genug, sie lieb und wert zu haben, daß sie Glauben und sich ehrlich hält, wie einem frommen, züchtigen Weibe gebührt.“ „Ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sagt, Sprichw. 31, 11.: „Sie verdirbt mir nichts.“ „Ich achte sie teurer, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft; denn mir ist ein fromm Weib von Gott geschenkt und gegeben.“ Dem Bugenhagen versicherte Luther: „Sie hat mir nicht nur wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd gedient.“ Als fleißige Bibelleserin zeichnete sie sich ebenfalls aus. Ihr Mann gab ihr oft schöne Bibelsprüche zum Auswendiglernen auf. In einem seiner Briefe aus dem Jahre 1535 lesen wir: „Die Rätke hat die Bibel zu lesen angefangen, ich habe ihr fünfzig Gulden versprochen, wenn sie vor Ostern 1536 fertig wird. Ist großer Ernst dabei. Schon ist sie am fünften Buch Moses.“

Zu einer guten Hausfrau gehört aber nicht nur, daß sie ihrem Eheherrn in Liebe willfährig sei, sondern auch die Gabe, das Hausgesinde wohl zu regieren. Diese Gabe hatte Katharina. Sie besaß ein entschiedenes Herrschertalent. Sie wußte ihre Untergebenen in Ordnung zu halten.

Scherzweise nannte sie daher Luther: „Herr Rätke.“ Einmal versah er ein Schreiben an sie mit der Aufschrift: „Meinem freundlichen, lieben Herrn, Rätke Luther'n, Doktorin und Predigerin zu Wittenberg.“ An seinen vertrauten Freund, Jakob Probst, richtete er die Worte: „Es grüßt demüthig mein Herr und Moses Rätke.“ Freilich ein Engel war auch sie nicht. Es liegen Andeutungen genug vor, aus denen wir schließen können, daß sie zuweilen sogar dem Herrn Gemahl gegenüber ihre Meinung mit großer Gewandtheit verteidigte. An Redefertigkeit mangelte es ihr keineswegs. So kam es, daß Luther sie mit ihrem „Predigen“ neckte. Einst sprach er: „Die Weiber beten nicht, ehe sie ansahen zu predigen.“ „Meine Rätke kann's so fertig, daß sie mich darin weit überwindet und ich sie auch getrost als Lehrerin in deutscher Beredsamkeit empfehlen kann.“ Nichtsdestoweniger würde man der Gattin Luthers Unrecht thun, wenn man ihr Herrschsucht zum Vorwurf machen wollte; sie war im Gegentheil überaus liebreich, sanftmüthig und nachgiebig. Ohne Zweifel stimmte sie ihrem Manne von Herzen bei, als er zu ihr sagte: „Du beredest mich, liebe Rätke, zu allem, was Du willst, Du hast die völlige Herrschaft, — in der Haushaltung nämlich gebe ich Dir die Herrschaft, meinem Rechte unbeschadet; sonst hat der Weiber Regiment von Anfang der Welt an nie etwas Gutes ausgerichtet.“

Nährend und musterhaft war die Liebe, die sie gegen ihren Gatten hegte und zeigte. War er auf Reisen, so weilten ihre Gedanken unablässig bei ihm und über der Sorge für sein Wohlergehen vergaß sie sich selbst. Mit scherzhaften Worten bestätigt dies Luther selbst, indem er sie in seinen Briefen anredet als die „heilige, sorgfältige Katharine Lutherin, seine allergnädigste Hausfrau“; und, um ihr die Thorheit ihres ängstlichen Sorgens recht klar zu machen, schreibt er an sie: „Wir danken gar freundlich für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht schlafen konntet; denn so Ihr nicht für uns gesorgt hättet, hätt' uns das Feuer in unserer Herberge verzehrt; . . . und ich fürchte, wo Du aufhörtest zu sorgen, es möchte uns zulezt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen.“ War aber Luther daheim, so verpflegte sie ihn mit großer Hingebung und mit all' den kleinen Aufmerksamkeiten, durch die ein treues Weib den ermatteten Ehemann ermutigt. Ihr tröstender Zuspruch glättete ihm nicht selten die gerunzelte Stirn und erheiterte sein von Sorgen durchfurchtes Antlitz. Einst war Luther von einer trübseligen Anwendung ergriffen. Seufzend und traurig hatte er das Haus verlassen. Als er zurückkehrte, trat ihm sein Weib im schwarzen Trauergewand entgegen. Ihr Gesicht hatte sie mit einem Schleier bedeckt und in der Hand trug sie ein weißes Tuch, welches von Thränen benetzt zu sein schien. Bestürzt rief Luther aus: „Um Gottes willen, Rätke, was ist geschehen?“ Sie antwortete: „O Herr Doktor, ein großes

Unglück; denket doch, der liebe Herrgott ist gestorben und darum bin ich so traurig.“ Luther verstand natürlich sofort, was seine Frau damit meinte. Er fiel ihr um den Hals, fing an zu lachen und sagte: „Ja wahrhaftig, ich habe gethan, als wäre kein Gott im Himmel mehr!“

Wie sie aber ihren Gatten liebte, so wurden auch die Eltern desselben von ihr teuer und wert gehalten. Einen schönen Beweis hiervon gab sie, als im Februar 1530 der Vater Luthers in eine schwere Krankheit verfallen war. Sehnsüchtig wünschte sie da, daß er nach Wittenberg kommen möchte, damit sie seiner sorgsam warten und liebevoll pflegen könne. Luther schrieb damals: „Lieber Vater, . . . . . große Freude sollt' mir's sein, wo es möglich wäre, daß Ihr Euch liebet samt der Mutter hierher führen zu uns; welches meine Rätthe mit Thränen auch begehrt und wir alle. Ich hoffte, wir wollten Euer aufs beste warten.“ Diese Bitte konnte jedoch nicht erfüllt werden; der hochbetagte Hans Luther starb am 29. Mai desselben Jahres. Zwölf Monate später lag Luthers Mutter auf den Tod krank darnieder. Da zeigte sich wieder die kindliche Liebe der trefflichen Schwiegertochter, denn es heißt in einem Briefe, den Luther an die teure Mutter richtete: „Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Rätthe; etliche weinen, etliche essen, und sagen: Die Großmutter ist sehr krank.“ Große Trauer herrschte bald darauf im Hause Luthers zu Wittenberg; am 30. Juni 1531 war die liebe Großmutter aus dieser Welt geschieden und heimgegangen in die ewige Heimatsstadt.

Gewiß, es war kein Wunder, daß Luther mit seiner Rätthe eine glückliche Ehe führte. Eintracht und Friede herrschten in seinem Hause. Wenn er draußen im Kampfgewühl gestanden und unter großen Aufregungen und Anstrengungen mit der Waffe des Wortes gegen die boshaften Feinde gestritten hatte, wenn ihm durch die Treulosigkeit so vieler im eigenen Lager bittere Enttäuschungen bereitet worden waren, so fand er hier eine erfrischende Ruhestätte, wo die zarte, sanfte Hand der Liebe ihn verpflegte, so daß er wieder neugestärkt ans Werk gehen konnte, die heiligen Kriege des Herrn weiter zu führen. Während er an seinem Tische schrieb, saß oft seine liebe Rätthe, mit einer Handarbeit beschäftigt, neben ihm und nahm regen Anteil an seinen Arbeiten und Kämpfen. In Absicht auf einen Punkt jedoch hätten der guten Rätthe zuweilen ernstliche Sorgen in das Herz kommen können. Luther hatte einen großen Haushalt, Freunde und Genossen wurden in großer Menge zu Gaste geladen, mit ungemein freigebiger Hand theilte er milde Gaben und Geschenke aus, und seine Einkünfte waren gering. Er selber bekennt: „Ich habe eine wunderliche Haushaltung: ich verzehre mehr, als ich einnehme: ich muß jedes Jahr 500 Gulden in der Haushaltung in die Küche haben, zu geschweigen Kleider, anderer Zierath und Almosen, da doch meine jährliche Befoldung sich nur auf 200 Gulden beläuft. Ich bin



zur Haushaltung sehr ungeschickt; ich werde von der nothdürftigen Unterhaltung meiner nahen armen Verwandten und durch den täglichen Zuspruch von Fremden ganz arm gemacht.“ „Eine jegliche Person in der Ehe soll ihr Amt thun, was ihr gebührt. Der Mann soll erwerben, das Weib aber soll sparen. Darum kann das Weib den Mann wohl reich machen, und nicht der Mann das Weib; denn der ersparte Pfennig ist besser, denn der erworbene. Also ist rätlich sein das beste Einkommen. Ich bliebe sonst billig im Register der Armut; denn ich halte zu groß Gesinde.“ Zu einem solchen Haushalt reichten freilich die 200 Gulden nicht aus, und wenn nicht noch oft Geschenke von Fürsten und reichen Freunden dazu gekommen wären, so würde es ihm wohl unmöglich geworden sein, alles Nötige zu beschaffen. Ja, hätte es an ihm allein gelegen, so würde er wohl kaum damit ausgekommen sein, denn er sagte mit Grund der Wahrheit, daß er zur Haushaltung ungeschickt sei. Seiner Rätthe fiel die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß die Einnahmen die Ausgaben deckten. Und es gelang ihr, die Aufgabe zu erfüllen. Sie verstand es, so sparsam zu wirtschaften, daß sie den immer größer werdenden Haushalt nicht nur mit Ehren durchbrachte, sondern nach und nach auch noch etwa sechshundert Gulden beiseite legte; mit diesem ersparten Gelde wurde dann im Jahre 1540 ein kleines Hofgut, Namens Zöllsdorf, gekauft, so daß Luther seine Frau im Scherz den Doktor Zöllsdorf nannte. Neben ihrer musterhaften Sparsamkeit hatte Katharina aber auch noch andere nützliche Dinge gelernt. Sie verstand es, allerlei heilsame Tränklein zu brauen, wohlthätige Sälblein zu bereiten, und hatte beständig einen Vorrat von bewährten Hausmitteln, die oft gute Dienste leisteten. Auch mit der Nadel wußte sie umzugehen. Im Nähen und Stricken war sie eine Künstlerin. Luthers Bildnis stückte sie in Seide, und dieses Meisterwerk der Nadel wird jetzt noch gezeigt.

Das eheliche Glück wurde aber noch erhöht durch den Kinderseggen, den Gott auf das Lutherische Haus legte. Am 7. Juni 1526 wurde darin der erste Sohn, Johannes, geboren, und Luther schrieb an einen Freund, daß ihm „seine liebe Rätthe von großer Gottesgnade einen Hansen Luther gebracht.“ Johannes bekleidete später die Stellung eines kursächsischen Kanzleirats. Das zweite Kind war ein Töchterlein, Elisabeth genannt; dasselbe starb jedoch, ehe es acht Monate alt geworden war. Dann folgte Magdalena, das herzliche Lenchen, der Augapfel der Eltern, die tiefbetrauert als hoffnungsvolle Tochter, dreizehn Jahre alt, ins Grab sank. Martin erblickte das Licht der Welt im Jahre 1531; er war von Jugend auf etwas schwächlich, studierte anfangs Theologie, trat dann aber ins Privatleben zurück. Paul, der jüngste Sohn, hatte von Gott schöne Gaben erhalten; er studierte Medizin und wurde später bei verschiedenen Fürsten Leibarzt. Margaretha war die einzige Tochter, welche die

Eltern überlebte und heiratete einen preußischen Edelmann, den Herrn von Runheim.

Die Stunden, welche Luther im Kreise seiner Familie zubrachte, boten ihm stets eine stärkende Erholung. Die christliche Kinderzucht wurde mit aller Strenge und Liebe gehandhabt. Luther wollte lieber einen toten als einen ungerathenen Sohn haben. Er hielt darauf, daß seinem Worte unbedingt und ohne Widerrede Folge geleistet werde. Daneben hatte er aber auch ein ungemein feines Verständniß für das Fühlen und Denken der Kinder und eine große Liebe zu ihnen. Er schreibt: „Sie leben ja so fein einfältig und rein, sie sind im Glauben viel gelehrter, als wir alten Narren; sie glauben ohne Disputation und Zweifel, Gott sei ihnen gnädig, und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben. Sie sorgen nicht; Gott giebt ihnen Gnade, daß sie lieber Kiraschen essen, als Geld zählen, und ihnen an einem schönen Apfel mehr gelegen ist als an einem roten Goldgulden, sie fragen nicht, was das Korn gelte, denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie werden zu essen finden . . . . ja, je mehr Kinder, je mehr Glück.“ Insonderheit die Wahrheit der letzten Worte aus diesem Zitat hat Luther samt seiner lieben Räthe erfahren, zumal da seine weise Kinderzucht von Gott gesegnet wurde; seine Kinder sind sämtlich wohlgerathen. Gewiß leuchteten die Augen der glücklichen Hausfrau vor Freude, wenn der vielbeschäftigte Gatte ihr und den übrigen Hausgenossen einige Stunden widmete, heitere Gespräche führte und auf seine unübertreffliche Art mit den Kindern scherzte. Befanntlich war er ein großer Musikfreund. Er spielte die Flöte und schlug die Laute. Die lutherische Kirche trägt den ehrenhaften Ruhm, daß sie eine singende Kirche sei, und hierfür ist Luthers Haus ein Vorbild gewesen, denn es erklangen darin die edlen, lieblichen Weisen christlicher Gesänge, zu denen Luther selber nicht nur den Text, sondern auch die Melodie geliefert hatte. Das Luthersche Heim gehörte zu jenen Häusern, die durch den christlichen Sinn der Bewohner, durch treue Liebe und durch den Klang der edeln Musik mit dem wunderbaren Reiz des Wohlbehagens ausgestattet sind, und in denen nicht nur die alten, sondern auch die Jungen gern verweilen. Die Familienfeste wurden nicht vergessen, und der große Reformator meinte nicht, daß es unter seiner Würde sei, dieselben fröhlich mitzufeiern. Er hat sich durch die Riesearbeit, die auf seiner Verantwortlichkeit lag, keineswegs hindern lassen, seiner Familie das zu sein, was er ihr sein sollte: ein Hausvater in der wahren und vollen Bedeutung des Wortes. Und wenn das Weihnachtsfest herankam mit seiner seligen Freude über die Geburt des Jesuskinds, dann funkelten auch dort im Lutherhause zu Wittenberg die Lichtlein des Weihnachtsbaumes, Geschenke wurden ausgeteilt, der Hausvater redete in herzlich, kindlichen Worten von der rechten Weihnachtswonne, und mit den Alten vereinigten sich die zarten Stimmen

der Kinder fröhlich jubelnd zum Gesang des schönsten aller Weihnachtslieder: „Vom Himmel hoch da komm ich her.“ Luthers Familienwesen ist so recht ein Vorbild gewesen für das christliche, für das lutherische Haus.

War nun das Glück, welches Luthers Ehegattin an seiner Seite



Luther mit den Seinen musizierend.

genießen durfte, ein außerordentlich großes, so fehlten doch auch nicht die trüben Tage des Kreuzes. Um das Wohl ihres Gatten schwebte sie oft in großen Sorgen. Es ist eine geschichtlich verbürgte Thatsache, daß ihm haßglühende Feinde nach dem Leben standen. Seine Gemahlin wußte das.

Als er zu Spalatin's Hochzeit geladen war, bat sie ihn unter Thränen, von der Reise abzustehen, weil ihm „der unedle Haufe der Adeligen“ zürnte. Damals gab Luther ihren Bitten nach, aber wenn sein Beruf eine Reise durch gefahrvolle Gegenden erheischte, dann ließ sich sein Heldennut durch keine noch so wohl begründete Befürchtung zurückschrecken, wie dann auch sein Weib ihn in solchen Fällen nicht im sicheren Heim festzuhalten suchte. Weilte er jedoch in der Ferne, so kam sie aus Angst und Sorgen nicht heraus, zitternd fürchtete sie für sein Leben, bis er wieder nach Wittenberg zurückkehrte. Ein anderer böser Störenfried des ehelichen Glücks, der im Lutherhause zu Wittenberg zuweilen einkehrte, war die Krankheit. Luther selber litt häufig an allerlei Leibeschwachheiten. Im Jahre 1527 schien er am Rande des Grabes zu stehen. Er selber erwartete seinen Tod. Gerade in dieser düsteren Trübsalszeit zeigte sich jedoch nicht nur bei Luther selbst, sondern auch bei seinem teuren Weibe ein so zuversichtliches Gottvertrauen, eine so stille Ergebung in den Willen dessen, der alles zum Besten lenkt, daß wir auch hier ein stärkendes Vorbild für fromme Christenmenschen erblicken. Der kranke Gatte betete: „Mein allerliebster Gott, ich danke dir von Herzen, daß du gewollt hast, daß ich auf Erden soll arm und ein Bettler sein; kann derhalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, Geld noch Gut meinem Weibe und Söhnlein nach mir lassen. Wie du sie mir gegeben hast, so beschreibe ich sie dir wieder, du reicher, treuer Gott, ernähre sie, erhalte sie, lehre sie, wie du mich bisher ernähret, erhalten und gelehrt hast, o Vater der Waisen und Richter der Witwen!“ Seine Gattin selbst aber tröstete er mit den Worten: „Meine allerliebste Rätthe, ich bitte Dich, will mich unser lieber Gott auf diesmal zu sich nehmen, daß Du Dich in seinen gnädigen Willen ergebst. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst Du es gewiß halten und gar keinen Zweifel daran haben. Laß die blinde, gottlose Welt sagen, was sie will. Richte Du Dich nach Gottes Wort und halte fest daran; so hast Du einen gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler.“ Auf seinen Wunsch brachte man ihm sein einjähriges Söhnlein Häschen. Das Kind lächelte ihn freundlich an. Da sprach Luther: „O, Du gutes armes Kindelein! Nun, ich befehle meine allerliebste Rätthe und Dich armes Waiselein meinem liebsten, frommen und treuen Gott. Ihr habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Waisen und Richter der Witwen ist, wird Euch wohl ernähren und versorgen.“ Hierauf sagte er zu seiner Gattin: „Die silbernen Becher ausgenommen, weißt Du, daß wir sonst nichts haben!“ Mit blutendem Herzen hörte Katharina diese und ähnliche Reden; die Furcht, ihren Gatten verlieren zu müssen, schnitt ihr wie ein Messer durch die Seele. Dennoch faßte sie sich und ermunterte ihren Gemahl: „Mein liebster Herr Doktor, ist's Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm lieben Gott lieber, denn bei mir wissen. Es ist aber nicht

allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viel fromme und christliche Leute, die Euer noch bedürfen. Wollet Euch, mein allerliebster Herr, meinethalben nicht bekümmern. Ich befehle Euch seinem göttlichen Willen: ich hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten.“ Ihre Hoffnung erfüllte sich; nach acht Tagen war Luther wieder gesund. Aber in der Folgezeit wurde Luther noch oft von Krankheitsfällen heimgesucht. Und jedesmal, wenn er darniederlag, ließ ihm sein Weib die sorgfältigste Pflege angedeihen. Als er im Jahre 1537 auf seiner Heimreise von Schmalkalden in Gotha so sehr erkrankte, daß er sein Ende ahnte, ließ sie sich nicht länger halten; sie reiste ihm entgegen, erwartete ihn in Altenburg bei Spalatin und begleitete ihn, da er inzwischen genesen war, mit Freuden in die Heimat. So konnte er ihr denn in seinem am 6. Januar 1542 geschriebenen Testamente das Lob erteilen, „daß sie ihn als ein fromm, treu, ehelich Gemahl, allezeit lieb, wert und schön gehalten habe.“

Auch Katharina selber wurde einige Male bedenklich krank. So im Jahre 1538, als sie am Fieber darniederlag. Zwei Jahre später schwebte sie in Todesgefahr. Aber sie genas, und Luther konnte an Melancthon schreiben: „Mein Herr Rätke — fängt durch Gottes Gnade an, in der Herrlichkeit der wiederkehrenden Gesundheit zu erheben. Er geht zwar noch nicht recht; doch thut er mehr als Kriechen.“

Zweimal mußte sie mit ihrem Manne dem Sarge eines geliebten Kindes folgen, das erste Mal, als die noch nicht einjährige Elisabeth starb, und das andere Mal, als das liebe dreizehnjährige Lenchen heimging, von dem Luther später bezeugt, daß es ihn sein Lebenlang nicht erzürnt habe. Als dies fromme Kind krank war, seufzte er: „Ach, ich habe sie zwar sehr lieb; aber lieber Herr Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen.“ Dann trat er ans Bett und redete sie also an: „Magdalench, mein Töchterlein, Du bliebest gern hier bei Deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater.“ Sie antwortete: „Ja, Herzensater, wie Gott will!“ Luther sprach weiter: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Dann wendete er sich um und sagte: „Ich habe sie ja sehr lieb! Doch ist schon das Fleisch so stark, was wird dann der Geist sein! — Wohlan, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ In der Nacht vor ihrem Sterbetage sah sie im Traum zwei Jünglinge von edler Gestalt zu sich kommen, die sagten, sie wären gesendet, sie zur Hochzeit zu führen. Melancthon deutete am nächsten Morgen den Traum, indem er sprach: „Die Jünglinge sind Engel, welche kommen und die Jungfrau zur wahren Himmels-hochzeit führen werden.“ Bald kam das selige Stündlein des armen Kindes. Als Lenchen die letzten Atemzüge that, trat die Mutter, von Traurigkeit überwältigt, vom Krankenlager zurück, Luther aber warf sich auf die

Gottes Wort und Luthers Lehr  
vergehet nun und nimmermehr.



Kniee, weinte bitterlich und flehte zu Gott um ihre Erlösung; dann nahm er sie in seine Arme, und die Engel kamen und trugen die Seele des herzigen Töchterleins hinauf in Abrahams Schoß zur himmlischen Hochzeit. Schmerz erfüllt ging er an sein liebes Bibelbuch, und als er es aufschlug, fiel ihm der Spruch in die Augen; „Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber.“ (Röm. 14. 7.) Stärkend drang ihm die Kraft dieses Gotteswortes in die Seele. Da der Sarg, in den die Entschlafene gelegt werden sollte, zu enge war, sagte der Vater: „Das Bett ist so klein, weil sie nun gestorben ist, — ein Wesen, woran das Irdische ausgewirkt hat, bedarf auch für seine Überreste keines größeren Raumes.“ Nachdem sie in den Sarg gelegt war, redete er weiter: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist Dir geschehen! Ja, Du wirst wieder aufstehen und leuchten wie ein Stern, ja, wie die Sonne! Ich bin ja fröhlich im Geiste, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. — Wunderding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein.“ Viele Leute kamen, um ihr Beileid der schwerbetroffenen Familie zu bezeugen; Luther antwortete ihnen: „Es sollte Euch lieb sein. Ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja, einen lebendigen Heiligen. O, hätten wir alle einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen.“ Unter reger Theilnahme wurden die irdischen Überreste des heimgegangenen Lieblings zur Erde bestattet. Als man vom Begräbniß zurückkehrte, rief Luther aus: „Meine Tochter ist nun beschickt, beide an Leib und Seele. Wir Christen haben nichts zu klagen; wir wissen, daß es also sein muß; wir sind ja des ewigen Lebens aufs allergewisseste; denn Gott, der uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesagt hat, der kann ja nicht lügen.“ So drang in die finstere Trauernacht, welche auf Katharina und ihren Gemahl herabgesunken war, tröstend und aufrichtend der freundliche Strahl des göttlichen Wortes hinein, und obwohl der Schmerz die Mutter überwältigt hatte, so wurde sie doch mächtig gestärkt durch die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens droben im Himmel.

Nahezu einundzwanzig Jahre haben Luther und seine Rätthe das schöne Glück einer christlichen Ehe genießen, Glück und Unglück miteinander teilen und sich gegenseitig ermuntern und stärken dürfen. Aber nun nahte die Zeit, da Gott seinen frommen und getreuen Knecht über viel setzen und eingehen lassen wollte zu seines Herrn Freude. Schon am 20. November des Jahres 1545 sagte er am Schluß seiner Vorlesungen über das erste Buch Moïsis zu seinen Studenten: „Das ist nun der liebe Genesis. Unser Herr Gott gebe, daß es andere nach mir besser machen! Ich kann nicht mehr: ich bin schwach. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes seliges Stündlein verleihe.“ Nicht lange darauf, am 23. Januar 1546 trat er seine letzte Reise an. Er war schwach, gebrechlich, lebensmüde. Dennoch hatte er sich

nicht abhalten lassen, diese Reise zu unternehmen, die den Zweck hatte, einige Händel beizulegen, die zwischen dem Grafen Albrecht von Mansfeld und den Anverwandten Luthers entstanden waren. Katharina war um ihres Mannes Gesundheit und Leben nicht ohne Grund in großen Sorgen, aber dieser bemühte sich, durch scherzhafte Briefe, die er ihr nach Wittenberg schickte, sie aufzuheitern. Er schrieb „der heiligen, sorgfältigen Frauen Katharin Lutherin, Dr. Zülsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen, lieben Hausfrauen.“ „Lies, Du liebe Käthe, den Johannem und den Kleinen Katechismus, davon Du sagetest: ‚Es ist doch Alles in dem Buch von mir gesagt;‘ denn Du willst sorgen\* für Deinen Gott, grade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte erlöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd; laß mich in Frieden mit Deiner Sorge, ich hab einen besseren Sorger, denn Du und alle Engel sind; der lieget in der Krippen und hanget an einer Jungfrau Brüsten, aber sitzet gleichwohl zur Rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Bete und laß Gott sorgen.“ Nach Gottes wunderbarem Rathschluß sollte er jedoch sein liebes Weib hier auf Erden nicht wieder sehen. In den frühen Stunden des 18. Februar entschlief er sanft und selig, nachdem er noch mit einem deutlich hörbaren „Ja“ bezeugt hatte, daß er auf Christum und die Lehre, die er gepredigt, beständig bleiben wolle. Seine liebe Käthe war nicht zugegen, als er die müden Augen schloß. Welch herber, zu Boden schmetternder Schmerz, als die Trauerbotschaft nach Wittenberg kam! Wir wollen nicht versuchen, das wilde Weh zu schildern, welches das Herz der armen Witwe zerriß. Mit den Einwohnern Wittenbergs ging sie bis zu den Stadthoren dem Sarg entgegen, der zur Beisehung in der Schloßkirche in ernstem Trauerzuge gebracht wurde. Auf einem einfachen Rollwägelein fahrend, folgte sie der theuren Leiche in die Kirche. Da hörte sie die Trostpredigt ihres Seelsorgers Bugenhagen und die Klagen Melanchthons, der in seiner Rede ausrief: „Wir sind wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt und dessen beraubt sind.“ Nach der Leichenseier wankte sie heim, zurück ins leere Lutherhaus, leer, weil der darin fehlte, dem sie so lang ein treues Weib gewesen war. Ihre Sonne war untergegangen. Fortan sollte sie allein die Pilgerfahrt durch dieses Jammerthal fortsetzen, ohne die irdische Stütze, die sie bisher aufrecht erhalten hatte. Zwar fand sie den wahren Trost im Worte Gottes, sie mußte jedoch, wie so manche andere Witwe in gleicher Lage, erfahren, daß der Geist willig, das Fleisch aber schwach ist. An ihre Schwägerin schrieb sie: „Wer wollt nicht billig betrübt sein um solch theuren Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein eine Stadt oder einem einzigen Lande, sondern der ganzen Welt so viel gedient hat. Derhalben ich wahrlich so sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herze-



leid keinem Menschen sagen kann. Und weiß ich nicht, wie mir zu Sinn und Mut ist, kann weder essen noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätt ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollte mir so leid nimmer geschehen sein, so ich's verloren hätt, als nun unser lieber Herr Gott mir und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt diesen lieben teuren Mann genommen hat. Wenn ich daran denk, so kann ich für Leid und Weinen weder reden noch schreiben.“

#### 4. Die trauernde Witwe.

Was nun? Viel irdisches Gut hatte Luther seiner Familie nicht hinterlassen. Nach seinem Testament verblieben der Witwe nur das zum Teil noch mit Schulden belastete Zöllsdorf, das Haus Bruno und goldene und silberne Becher und Kleinodien, wie Ringe, Ketten und Schenkergroschen im Werte von etwa 1000 Gulden. Sonst stand Katharina ganz mittellos da mit ihren vier Kindern, von denen das jüngste erst zehn Jahre alt war und der älteste Sohn noch auf der Universität studierte. Doch fanden sich fürs erste treue Freunde des heimgegangenen Gotteshelden, die sich der Witwe und ihrer Familie in treuer Liebe annahmen. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen hatte einst zu Luther gesagt: „Wenn Euch Gott sollte abfordern, so seid um Euer Weib und Kinder nicht bekümmert. Euer Weib soll mein Weib und Eure Kinder sollen meine Kinder sein.“ Und der fromme Mann hielt Wort, so lang er konnte. Er war es, der die Begräbniskosten Luthers bezahlte, und wenige Tage später schrieb er nach Wittenberg: „Dieweil wir auch vermerken, als solle Doktor Martin seligen Hausfrau und Witwe am Gelde Mangel haben, wie ihr dann von Euch nach des Doktoris Tode Fürsehen (Vorschuß) geschehen sein sollen; als überschicken wir Euch, bei diesem Boten, hundert Groschen (Guldengroschen); davon wollet Euch des Geldes, was Ihr geliehen habt, zuvorn bezahlen und der Witwen die Übermaß von Unfernwegen zustellen.“ Mit großer Sorgfalt war er auch auf das Wohl der Kinder Luthers bedacht. Er giebt den Vormündern derselben den Auftrag, sie sollten für die beiden jüngeren Söhne, Martin und Paul, einen Lehrer ausermählen, bei dem sie Kost hätten und in der Lehre und Zucht auferzogen würden; mit dem älteren Sohne Luthers, Johannes, solle man es noch ein halbes Jahr versuchen, ob er zum Studieren geneigt und geschickt sei; wo nicht, dann wolle er, der Kurfürst, ihn an seinen Hof und in seine Kanzlei nehmen. Und damit die Vormünder imstande wären, diese Aufträge auszurichten, ließ er ihnen am 14. Juni 1546 für die Kinder Luthers 2000 Gulden auszahlen. Auch die Grafen von Mansfeld, die dem Doktor Luther bei seinen Lebzeiten so viele Mühen und Reisen verur-

sacht hatten, versuchten einen Teil ihrer Dankeschuld an Luthers Witwe abzutragen. Sie schenkten der Witwe und den Kindern 2000 Gulden, die ihr zwar erst im Jahre 1548 ausgezahlt werden sollten, von denen sie ihr aber bis dahin jährlich 100 Gulden Zinsen zu geben versprochen. Von diesem Gelde hat jedoch Katharina nur die Hälfte erhalten; 1000 Gulden waren ihr die Grafen noch bei ihrem Tode schuldig. Endlich ließ in dem ersten Jahre nach Luthers Tod auch der König Christian III. von Dänemark 50 Thaler Gnadengehalt an die Witwe auszahlen, eine Summe, die er vordem jährlich dem Verstorbenen selbst geschenkt hatte. Katharina stattete dem königlichen Wohlthäter ihren Dank ab, indem sie folgenden Brief an ihn richtete:

„Gnade und Friede von Gott, dem Vater, durch seinen eingeborenen Sohn Jesum Christum.“

„Durchlauchtigster, Großmächtigster König, Gnädigster Herr!“

E. K. M. sei mein andächtig Gebet gegen Gott dem Herrn, vor E. K. M. und aller der Ihren Wohlfahrt und glücklich Regiment allzeit mit hohem Fleiß zuvoran bereitet. Gnädigster Herr! Nachdem ich in diesem Jahre viel große und schwere Bekümmernis und Herzeleids gehabt, als da erstlich mein und meiner Kinder Glend mit Absterben, jedoch seliger und christlicher Heimfahrt zu unserm Heiland, Jesu Christo, meines lieben Herrn, welches Jahrzeit ist den 18. Februarii, sich nahet, umgangen, darnach auch diese sährliche Kriege und die Verwüstung dieser Länder unsers lieben Vaterlandes gefolget, und noch kein Ende dieses Jammers und Glends zu sehen: ist mir in solchem Bekümmernis ein großer und hoher Trost gewesen, daß E. K. M. beide mit gnädigster Schrift und Übersendung der fünfzig Thaler zu bequemer Unterhaltung meiner und meiner Kinder, auch ferner E. K. M. gnädigster Erbietung, Ihre gnädigste Reigung gegen mir armen verlassenen Witfrauen und meiner armen Waisen vermeldet, welches auch vieler andern zuvor gnädigst erhaltenen Wohlthaten halber gegen E. K. M. ich mich unterthänigst bedanke, verhoffend, Gott, der Herr, welcher sich einen Vater der Witwen und Waisen nennt, wie ich denn täglich zu ihm bitte, werde solche E. K. M. reichlich belohnen, in welches gnädigen Schutz und Schirm E. K. M. und Ihr Gemahl, meine gnädigste Frau Königin und die ganze junge Herrschaft, samt ihren Landen und Leuten, hiermit und allezeit fleißig thun befehlen. Geben zu Magdeburg, den 9. Februarii Anno 1547.

E. K. M.

gehorsame  
Katharina Lutherin,  
seligen Gedächtnis Doctoris  
Martini Luthers  
verlassne Witfrau.

Recht bezeichnend für die christliche, liebevolle Gesinnung Katharinas ist eine Beilage, welche sie diesem Dankschreiben hinzufügte. Dieselbe lautet: „Gnädigster Herr! Nachdem ich erfahren, was vor gnädigste und christliche Neigung E. K. M. gegen den Theologen der Universität zu Wittenberg tragen, und mein lieber Herr, seliger Gedächtnis, Doktor Georgen Major stets nun über zwanzig Jahre als seinen Sohn gehalten und lieb gehabt, welcher zu dieser Zeit allhie bei mir im Elend samt zehen lebendigen Kindern; will E. K. M. gedachten Doktor ich auch unterthänigst befohlen haben, bittend, E. K. M. wollen ob solchem kein ungnädigst Gefallen; denn Theologi ja mit Weib und Kind, sonderlichen zu diesen jämmerlichen Zeiten, betteln müssen, wie ich schier selbst erfahre, da sie nicht von Fürsten und Herren ihre Errettung und Unterhaltung haben werden.“ Die Freundin hatte nicht vergeblich Fürbitte eingelegt; auch Georg Major erhielt 50 Thaler vom dänischen König.

Der Leser wird wohl mit Verwunderung gesehen haben, daß das Dankschreiben, welches Luthers Witwe an ihren Wohlthäter sandte, nicht von Wittenberg sondern von Magdeburg ans datiert ist. Wie war sie dort hingekommen?

Nicht lange nach Luthers Tod war der schmalkaldische Krieg ausgebrochen, welcher so unfäglich viel Unglück über Deutschland brachte. Der Kurfürst Johann Friedrich geriet am 24. April 1547, in der Schlacht bei Mühlberg, in kaiserliche Gefangenschaft, und nun begannen nicht nur für ihn, sondern auch für seine vormaligen Unterthanen schwere Kreuzeszeiten. Viele Lutheraner flohen aus der Stadt Wittenberg, welche am 25. Mai von dem katholischen Kaiser Karl V. erobert wurde. Unter den Flüchtlingen befand sich auch Luthers Witwe. Sie begab sich mit Dr. Georg Major nach Magdeburg. Von dort aus wollte sie sich nach Kopenhagen zurückziehen, um daselbst, sicher vor der Wut der Katholiken, den Verlauf des Krieges abzuwarten. Sie kam jedoch nicht weiter als bis nach Bishorn bei Braunschweig; denn bald erschien eine Bekanntmachung, die allen Ausgewanderten ungefährdete Rückkehr und sichern Besitz des Eigenthumes verheiß. Da entschloß sie sich, in die verlassene Heimat zurückzukehren.

In Wittenberg jedoch kam sie nun in mancherlei Not und Bedrängnis. Der frühere Kurfürst Johann Friedrich konnte ihr keine Unterstützung mehr gewähren; sein Nachfolger, Moritz von Sachsen, scheint sich nicht um Luthers Witwe gekümmert zu haben. Das Jahrgeld, welches der König von Dänemark auch für die Zukunft in Aussicht gestellt hatte, blieb aus. Ihre kleinen liegenden Gründe wurden schwer mit Abgaben belastet. Um sich und ihren Kindern das Nötigste zu verschaffen, mußte sie auf ihr Gut Söllsdorf eine Anleihe von 400 Gulden machen und gegen weitere 600

Gulden ihre silbernen und vergoldeten Becher verpfänden. Auch vermietete sie einzelne Stuben ihres Hauses und beköstigte gegen ein geringes Entgelt die bei ihr Wohnenden an ihrem Tische. Aber die Einkünfte, die sie so erzielte, waren sehr schmal und reichten bei weitem nicht aus, die Bedürfnisse ihrer Familie zu befriedigen. Daher reichte Melancthon einmal und Bugenhagen zweimal beim dänischen König ein Gesuch um Unterstützung für sie ein; letzterer schrieb: „Will E. M. die arme Witwe Lutheri womit bedenken, das wird E. M. wohl wissen. Sie wäre nicht arm, wenn sie ihre Gütlein wüßte zu versorgen. Aber da feilets. Sie muß gleichwohl mit ihren Kindern erhalten werden, um des hohen Mannes willen, Patris Lutheri, den uns Christus gegeben hat in diesen leyten Zeiten.“ Diese Bittschreiben hatten jedoch nicht den erhofften Erfolg, und die Not wurde immer größer. Da faßte sie sich denn endlich selber ein Herz, am 6. Oktober 1650 ein Gesuch um Hilfe an den König abzusenden. Wieder wartete sie vergeblich auf die Gewährleistung ihrer Bitte. Durch die höchste Bedrängnis gezwungen, wagte sie es, einen zweiten Notschrei und Hilferuf an den christlichen Vöner ergehen zu lassen. Sie schrieb am 8. Januar 1552:

„Durchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster Herr!“

E. K. M. seiend meine unterthänige Dienste, samt meinem armen Gebet gegen Gott, unterthänig allzeit zuvor. Allergnädigster König! E. K. M. wissen sich gnädiglich zu entsinnen, wie daß E. K. M. meinem lieben Herrn seligen, samt dem Herrn Philippo und D. Pomerano jährlich ein Gnadengeld geschenkt, welches sie zum Unterhalt ihrer Haushaltung und Kindlein haben sollten; welches dem bisher gemeldeten Herrn Philippo (Melancthon) und D. Pomerano (Bugenhagen) von E. K. M. gnädiglich überreicht. Dieweil aber mein seliger lieber Herr E. K. M. allzeit geliebet und für den christlichsten König gehalten, auch E. K. M. sich in solchen Gnaden gegen seligen meinen Herrn verhalten (dafür ich unterthänig E. K. M. danke): so werde ich durch dringende Not bewogen, E. K. M. in meinem Elend unterthäniglich zu ersuchen, des Verhoffens, E. K. M. werden mir armen und igt von jedermann verlassenen Witwen solch mein unwürdig Schreiben gnädiglich zu gut halten. Und will hiermit E. K. M. unterthänig gebeten haben, E. K. M. wollen mir aus Gnaden solch Geld folgen lassen. Denn sonder Zweifel E. K. M. wohl bewußt, wie es um eine Zeit her nach dem Abgang meines seligen Mannes in diesen Landen gestanden, wie man die Elenden gedrückt, Witwen und Waisen gemacht, also daß zu erbarmen, ja, mir mehr durch Freunde als durch Feinde Schaden zugesüget; welches alles E. M. zu erzählen zu lang wäre. Aus diesen und andern Ursachen werde ich gedränget, E. K. M. unterthänig zu ersuchen, nachdem sich ein

jeder so fremd gegen mir stellt und sich meiner niemand annehmen will. . . . .

E. K. M. allezeit unterthänige  
Katharina Lutherin, D. Martini  
nachgelassene Witwe.

Jetzt erst wurde ihr zuteil, was sie so lang vergeblich erbeten hatte. Der König von Dänemark sandte eine kleine Unterstützung, die mit großer Dankbarkeit angenommen wurde. Es muß jeden Lutheraner mit großer Betrübnis erfüllen, daß die Witwe des größten Propheten nach der Apostel Zeit in solche Notlagen geraten ist. Aber sie hatte in ihrem Klagebrief an den König von Dänemark nicht übertrieben. In der Gedächtnisschrift, welche die Universität, nach Katharinas Tod, aufsetzte, heißt es wörtlich: „In dem Kriege irrte sie mit ihren verwaiseten Kindern, unter den größten Beschwerden und Gefahren, unstät umher, und, außer dem vielfältigen Laster des Witwenstandes, erfuhr sie auch von vielen großen Undank; und von denen sie, wegen der unermesslichen und öffentlichen Verdienste ihres Gatten um die Kirche, Wohlthaten hoffte, wurde sie oft schändlich getäuscht.“

Endlich machte der Herr all' ihrem Leid und Kummer ein Ende. Im Sommer des Jahres 1552 brach eine ansteckende Krankheit in Wittenberg aus. Sämtliche Glieder der Universität begaben sich deswegen nach Torgau. Auch in das Witwenhaus der Katharina drang die böse Seuche ein. Sie wollte daher mit ihren Söhnen Martin und Paul sowie mit ihrer Tochter Margaretha ebenfalls nach Torgau reisen, um dort eine Zeitlang zu bleiben. Auf dem Wege jedoch begegnete ihr ein Unfall. Die Pferde an ihrem Wagen wurden scheu und gingen durch. Katharina, in ihrer Angst mehr um die Kinder besorgt, als auf ihre eigene Rettung bedacht, sprang aus dem Wagen, fiel heftig auf die Erde und dann in einen Graben voll kalten Wassers. Schreck und Erfältung hatten für sie nachteilige Folgen. Obwohl sie durch den Sturz gerade nicht schwer verwundet worden war, so kam sie doch schwach und elend in Torgau an. Bald mußte sie das Bett hüten. Ihre Krankheit nahm zu, entwickelte sich zur Schwindfucht und nach drei Monaten ist sie am 20. Dezember 1552 in ihrem 54. Lebensjahre selig entschlafen. So vertauschte sie den bitteren Kummer ihres Witwenstandes mit der seligen Wonne des ewigen Lebens. Schon am nächsten Tage wurde sie in der Marienkirche zu Torgau beigesetzt. Die ganze Universität beteiligte sich an der Leichenfeier. Melancthon gab ihr das schöne Zeugnis: „Während der ganzen Krankheit tröstete sie sich und hielt sich aufrecht mit Gottes Wort, und wünschte sehnlich ein sanftes Abscheiden aus diesem Jammerthal, und empfahl auch oft die Kirche und ihre

Rinder Gott und betete, daß die reine Lehre, die der Herr durch ihres Mannes Wort dieser letzten Zeit gegeben hat, unverfälscht den Nachkommen überliefert werden könnte.“

Zum Schluß sei noch Katharinas Leben in Keimen mitgeteilt, wie es zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Balthasar Menciuz, einem „Poeta laureatus“ (gekrönter Dichter) niedergeschrieben worden ist:

Cathrin von Bora bin ich genannt,  
geboren in dem Meißner Land,  
aus einem alten Edlen Stamm,  
wie solchs mein Ahnherrn zeigen an,  
die Gott und dem Römischen Reich  
mit Ehr und Ruhm gedienet gleich.  
Als ich erwuchß, zu Jahren kam,  
der Tugendt mich thät nehmen an,  
und jedermann bethöret war  
vom Papst und seiner Mönche Lehr,  
auch hoch erhaben der Nonnen Stand,  
ward ich ins Kloster Nienemisch gesandt.  
Mein Ehr und Amt hett ich in acht,  
rieff zu Gott, betet Tag und Nacht  
für die Wohlfahrt der Christenheit;  
Gott mich erhört und auch erfreut.  
Doctor Luthern, den kühnen Held,  
mir zu ein Ghemann auserwehlt,  
dem ich im keuschen Ehstand mein  
gebar drey Söhn, drey Töchterlein.  
Im Wittwenstand lebt sieben Jahr,  
Nachdem mein Herr gestorben war,  
Zu Torgaw in der schönen Stadt  
man meinen Leib begraben hat,  
Bist Gottes Rosaun thut ergebn  
und alle Menschen heist aufstehn;  
alsdann will ich mit meinem Herrn  
Gott ewig loben, rühmen, ebrn  
und mit der auserwehltten Schaar  
in Freuden leben immerdar.



## Aus dem Leben Joseph Haydns.

Don Dr. W. S.

Unter all den schönen Künsten, deren Werke den Menschen erfreuen, ist wohl keine, die mit Recht eines so allgemeinen Beifalls sich erfreut, als die Tonkunst. Denn sie greift mehr wie jede andere in das innerliche Gemüthsleben des Hörers und in sein Herz hinein und bewegt es auf den Schwingen der Töne bald zu Jubel und freudem und aufjauchzendem Entzücken, bald versenkt sie es wieder in tiefe Schwermut oder süße Melancholie. Und zwischen diesen beiden Extremen trägt sie die Seele oft in raschem Wechsel durch allerlei Stimmungen und Empfindungen hindurch.

Freilich kommt es bei Ausübung auch dieser Kunst sehr darauf an, von welcher Gesinnung der Tondichter beseelt und durchdrungen ist. Der eine z. B. ist ein gläubiger Christ. Der kann nun freilich nicht anders, als seine edelsten Tonwerke auf die Erbauung seines Mitchristen richten. Und aus dieser Quelle flossen die großartigen Tongebilde mit unterlegtem Worttexte u. a. von Bach und Händel. Denselben Ursprung haben denn auch die meisten Melodien unserer lutherischen Kirchenlieder, die dadurch eben aus frommen Dichtungen zu gleichartigen Liedern und Gesängen wurden, vielfach durch Anregung und nach Vorgang der allerdings vom heiligen Geiste wörtlich eingegebenen Psalmen der Bibel. Bei dem Durchlesen des gläubigen Gedichts wurde der gleichgesinnte Tondichter in dieselbe Stimmung versetzt, die den gläubigen Gedanken- und Wortdichter vor und bei der Abfassung seiner Dichtung durchdrang; und demgemäß beseelte er und vergeistigte gleichsam das Wortgedicht durch die ihm entsprechende Melodie und wandelte es in eine Tondichtung um.

Zugleich aber haben diese und andre großartig Begabte und zugleich gottselige Tonbildner oder Komponisten es nicht verschmäht, besonders für das Klavier, das den Vorzug der harmonischen Begleitung der Melodie vor den anderen Instrumenten voraus hat, Tonbildungen zu erzeugen, die zwar keinen religiösen Charakter tragen, aber zur formellen Schulung der ausführenden Musiker vortrefflich geeignet sind.

Im Gegensatz zu diesen immer nur wenigen gläubigen Komponisten giebt es nun allerdings eine große Zahl selbst genialer Tondichter, die nichts weniger als christlich gesinnt sind, sondern mit ihren Werken mit oder ohne Worte den Kindern dieser Welt dienen. Aus der unreinen Quelle ihres ungläubigen Herzens fließt denn naturgemäß die Unzahl der Kompositionen von frivolen, leichtfertigen und lüsterne Gedichten, die sich mit

der Geschlechtsliebe zu schaffen machen, entweder um sie fleischlich zu verherrlichen oder ins lächerliche zu ziehen.

Und grade durch die Tonbeseelung der ersteren Art dieser Gedichte schleichen diese als ein süßes Gift viel gefährlicher in die Herzen des Zuhörenden, zumal jungen Volkes ein, als wenn einer derselben das Gedicht daheim in seinem Zimmer läse. Da kann es denn schwerlich ausbleiben, daß bei der ohnedies reichlich vorhandenen sittlichen Erschlaffung nur die Lüsterheit und der Hang zur Wollust, zum Anknüpfen und Fortsetzen heimlicher Liebschaften, kurz die Begierde des Fleisches kräftig gestärkt wird. Ist es aber nicht gerade immer die Geschlechtsliebe, mit der sich diese Komponisten zu schaffen machen, so ist es eine sentimentale Liebelei mit der Natur, oder die Fleischeslust am Wein und den Genüssen einer zechenden Tafelrunde, eine Erregung zum Tanzvergönnen, u. s. w.

Doch giebt es im äußeren Umfange dieser Tonbildungen auch ein neutrales Gebiet, darin sie nicht wie oben sittlich verderblich wirken. Dahinein gehören denn z. B. gesunde Tongemälde aus dem Naturleben der Hirten und der Jäger, die Militärmusik mit ihren Märschen und Liedern zur Kriegs- und Friedenszeit, patriotische Lieder, ein kleiner Teil der weniger schädlichen und mehr scherzhaften Opern und Operetten, eine Auswahl charakteristischer und doch zugleich harmloser Volkslieder u. s. w.

Und wie oben, so ist auch hier für das Pianoforte viel geschehen in den trefflichen Sonaten von Mozart, Clementi und Beethoven, die auf verschiedene Weise einen musikalischen Hauptgedanken durch allerlei Schattierungen und Übergänge, Tonverbindungen und Wechsel der Tonart durchtreiben und teils auf die technische Fertigkeit des Spielers, teils auf seine geistige Auffassung des betreffenden Tonstücks, den entsprechenden Vortrag desselben, hinarbeiten.

Nach dieser kurzen Einleitung gedenke ich nun, dem geneigten Leser das Bild eines edlen und kindlich frommen und dabei reich begabten Meisters der Tonkunst aus dem vorigen Jahrhundert vor die Augen zu malen und seine Lebensgeschichte, wenn auch nur in charakteristischen Umrissen, ihm vorzuführen. Es ist dies nämlich der werthe Joseph Haydn, dessen unvergleichliches Tonwerk: „Die Schöpfung“, besonders seinen Namen mit Recht berühmt gemacht und ihn der dankbaren Nachwelt erhalten hat.

Auch bei ihm hat es der allbegabende Gott gemacht, wie er auch sonst auf anderen Gebieten zu thun pflegt, nämlich daß er die eigentlichen Genies, die ihrer Kunst oder Wissenschaft einen neuen Entwicklungstoß, daß ich so sage, und einen höheren Aufschwung gegeben haben, aus den unteren Volksschichten erweckt hat und durch ärmliche und dürftige Verhältnisse und hemmende Umstände sich hat durcharbeiten lassen, damit Ihm allein die Ehre bleibe. Und so wiederum pflegt er aus demselben Grund also zu regieren,



daß er die Söhne der Venies, auch wenn diese zu Reichtum und Ansehen gelangt sind und ihren Söhnen alle möglichen Bildungsmittel zufließen lassen, meist nur sehr mittelmäßig begabte oder sogar beschränkte Leutelein sind; denn als der absolute Souverain will er sich von den Menschenkindern eben nicht nachrechnen lassen, oder daß jemand vorwizig die Frage erhebe: „Was machst Du?“



Joseph Haydn.

Haydn nämlich wurde am 31. März 1732 zu Rohrau, 15 Stunden von Wien, geboren. Sein Vater war ein fleißiger Wagner und Joseph von zwanzig Kindern das älteste. Auf Gesang hielt der Vater viel; und nach der schweren Tagesarbeit suchte er auf der Harfe, die er schon als Handwerksbursche hatte spielen gelernt, seine Erholung, wobei ihn seine Frau mit ihrem schönen Gesang begleitete. Die Kinder pflégten aufmerksam zuzu-

hören, und Joseph konnte sich der Melodien noch in seinem hohen Alter deutlich erinnern, so tief hatten sie ihm sich eingepägt.

Ein Verwandter der Familie, ein Schulmann, war einst zum Besuch gekommen. Der Hausvater und seine Frau gaben ihm, so gut sie es konnten, ein kleines Konzert, und der fünfjährige Joseph saß am Boden und strich mit einem Stecken auf dem linken Arm, wie wenn er dazu geigen wollte. Der Schullehrer, der etwas von Musik verstand, bemerkte, wie richtig der Knabe den Takt hielt; da dachte er, es müsse ein guter Musiker in ihm stecken, und machte den Vorschlag, ihn mitzunehmen und zu unterrichten. Die Eltern willigten mit Freuden ein.

Joseph erhielt nun Unterricht im Lesen und Schreiben, im Katechismus, später auch im Singen und auf mancherlei Seiten- und Blas-Instrumenten. Sogar im Pausenschlagen wurde er geübt und hatte es bereits im achten Jahre auf der Kesselpaule so weit gebracht, daß die Nachbarn sich höchlich daran ergötzen.

„Ich danke es dem Better Frank noch im Grabe,“ sagte er manchmal, „daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, obgleich ich dabei mehr Prügel als zu essen bekam.“

Nach drei Jahren kam der Hofkapellmeister v. Reuter aus Wien nach Haimburg, wo der Better Frank nun wohnte, und suchte Chorknaben für die Stephanskirche. Der Dechant schlug ihm Joseph vor, und dieser wurde nun samt dem Schullehrer herbeigerufen. Der Kapellmeister erstaunte über das Schmelzende seiner Stimme und über seinen Vortrag. „Kannst Du auch Triller schlagen?“ fragte er ihn. „Nein, das kann selbst der Herr Better nicht,“ antwortete der Kleine. Der Schulmeister war über diese Antwort in großer Verlegenheit, und Reuter lachte aus vollem Halse. Sogleich zeigte er ihm einige mechanische Vorteile, Sepperl (Joseph) machte es ihm nach, und schon der dritte Versuch gelang. „Du bleibst bei mir!“ rief Reuter freudig aus und warf ihm zum Dank einige Hände voll Kirschen in den Hut, nach denen der hungrige Knabe schon lange lüstern geschaut hatte. Joseph war außer sich vor Freude und erzählte später oft mit frohlichem Lächeln, jedesmal, wenn er Triller schlage, falle ihm des Haimburger Dechanten saftige Kirschen ein.

Haydn kam nun in das Kapellhaus der Stephanskirche in Wien und fand dort tüchtige Lehrer auf verschiedenen Instrumenten und im Gesang. Er war außerordentlich fleißig und arbeitete an zwölf Stunden des Tages. Musik war ihm sein alles; und jemand auf einem Instrumente spielen zu hören oder sich selbst darauf zu üben, ging ihm über jede Erholung. Trieb er sich auch zuweilen auf dem Plage vor der Kirche herum und die Orgel schlug an — augenblicklich war er hinein und hatte alles Spielen vergessen. Im sechszehnten Jahre wurde Haydn aus dem Kapellhause entlassen und

bezog in Wien eine armselige Dachkammer, wo er kaum gegen den Regen, viel weniger aber gegen die Kälte geschützt war. Seine ganze Zeit theilte er zwischen dem Studium seiner Kunst und einigen Unterrichtsstunden in der Stadt, durch welche er sich seinen nothdürftigen Unterhalt verdiente.

Er übte sich auch im Komponieren; „denn,“ sagte er, „wenn ich an meinem alten, von Würmern zerfressenen Klavier saß, beneidete ich keinen König um sein Glück.“

Durch Vermittlung des italienischen Dichters Metastasio, der mit ihm in demselben Hause wohnte, bekam er in einer Familie auf drei Jahre freie Kost, wofür er den Kindern Unterricht im Singen und Klavierspielen zu geben hatte.

Durch denselben Dichter lernte er auch den berühmten Kapellmeister Porpora kennen und erhielt von ihm den Auftrag, ihn bei seinem Gesangsunterricht auf dem Fortepiano zu begleiten. — „Da fehlte es nicht — erzählte Haydn — „an Püffen und Scheltworten von dem alten übermütigen Neapolitaner; aber ich ließ mir alles gefallen; denn ich konnte von Porpora im Gesang, in der Komposition und in der italienischen Sprache sehr viel profitieren.“

Als Porpora ins Bad reiste, nahm er Haydn mit. Dieser machte nun förmlich den Bedienten des grämlichen Alten und that drei Monate lang alles, um dessen Zuneigung zu gewinnen. Nicht nur die Stiefel, sondern auch die Perücke des Meisters wurde jeden Morgen bestens gereinigt und die Kleider desselben sorgfältig ausgebürstet. Der Dank dafür war allerdings zuweisen nur Scheltworte und Rippenstöße. Doch war der Kapellmeister mitunter etwas besser gelaunt, so daß er sich der musikalischen Talente Haydns freute und ihm manchen guten Rat und kostbaren Aufschluß erteilte. Der venetianische Gesandte, in dessen Gefolge Porpora war, erstaunte über die Fortschritte des jungen Mannes, verschaffte ihm freie Kost und bestimmte ihm einen monatlichen Gehalt von sechs Dukaten, so lange die Badezeit währte.

Nach Wien zurückgekehrt, fing er seine monatlichen Lektionen wieder an, die ihm jetzt bereits mit fünf Gulden bezahlt wurden, während er früher nur zwei bekommen hatte. Leider wurden ihm aber in dem neuen und besseren Quartier, das er jetzt beziehen konnte, alle seine Habseligkeiten gestohlen. Er bat seine Eltern um einige Hemden, allein der dürftige Vater brachte ihm statt Leinwand ein Siebzehnkreuzerstück und das Sprüchlein: „Fürchte Gott und liebe Deinen Nächsten!“ welcher letzteren Teil Haydn damals wohl noch nicht auf seine Diebe ausgedehnt hatte.

Indessen wurde ihm sein Verlust durch die Freigebigkeit guter Freunde bald wieder ersetzt, wie denn unser Herrgott aus dem Bösen immer etwas Gutes herauszubringen pflegt. Der Eine ließ ihm ein schwarzes Kleid

machen, der Andere beschenkte ihn mit Wäsche, und der Baron Furnberg gab ihm lange Zeit freien Tisch. Um diese Zeit wurde er auch für 60 Gulden jährlich Vorgeiger bei den barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt. Alle Sonntage um 8 Uhr mußte er daselbst in der Kirche sein; um zehn Uhr spielte er die Orgel in der gräflich Haugwitz'schen Kapelle und um elf Uhr sang er seine Tenorpartie bei St. Stephan. Jeder dieser Kirchendienste wurde ihm mit 17 Kreuzern bezahlt.

In seinem 19. Jahre schrieb er seine erste Oper und komponierte zugleich eine Zahl Sonaten, Trios und dergleichen Musikstücke, die er meist verschenkte, wohl zufrieden, wenn man sie nur annahm. Er wußte nichts davon, daß die Musikalienhändler gute Geschäfte dabei machten, und verweilte oft mit Wohlgefallen vor ihren Läden, wo seine verschenkten Arbeiten im Druck zur Schau ausgestellt waren. Übrigens wuchs die Anerkennung seiner Leistungen mit jedem Jahre; seine Arbeiten wurden immer mehr gesucht und sein Name schon mit ziemlicher Achtung genannt. Allein mit seinen ökonomischen Umständen wollte es nicht recht voran; der junge Mann war zu bescheiden, um sich seine Werke teuer bezahlen zu lassen.

In diesem Jahre komponierte Haydn seine erste Symphonie, durch welche er dem Fürsten Esterhazy bekannt wurde, der ihn auch im folgenden Jahre als Kapellmeister mit 400 Gulden Gehalt, neben andern Einkünften, bei seiner Kapelle anstellte.

In diesem seinem neuen Beruf hatte Haydn für Opern-, Kirchen- und Kammermusik alle Hände voll zu thun. Er mußte alles einstudieren helfen, sämtliche Aufführungen dirigieren, Unterricht geben, ja sogar sein Klavier im Orchester selbst stimmen. Wie er bei diesen vielen praktischen Arbeiten noch so vieles schreiben konnte, da er mehr langsam als schnell komponierte, ist wohl zu bewundern.

In den Jahren von 1761—1790 schrieb er 168 Kompositionen für den Bariton, des Fürsten Lieblings-Instrument; ferner ein Oratorium, „die Heimkunft des Tobias“, viele Messen und Kirchenstücke, vierzehn Opern, eine Menge von Symphonien, Konzerten, Trios und Liedern. Still und einfach, in Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit seinem zweifachen Berufe, als Praktiker und Komponist, lebend, wußte er selber nicht, wie berühmt er im Auslande war, sondern erfuhr es erst durch reisende Fremde, die seine Bekanntschaft zu machen suchten. Mehrere derselben rieten ihm, eine Kunstreise nach Italien und Frankreich zu machen, aber die Anhänglichkeit an seinen Fürsten, der mit seiner Kapelle in Eisenstadt den größten Teil des Jahres lebte, hielt ihn immer zurück.

In diese Zeit fällt Haydns berühmte Abschiedsymphonie, in welcher ein Instrument ums andere verschwindet, sein Licht auslöscht und zuletzt nur noch der erste Violinist einige Klagetöne hören läßt, endlich auch noch

dieser verstummt und durch Ausblasen seines Flämmchens die Dunkelheit im Orchester vollkommen macht. Haydn wollte dadurch den Fürsten bewegen, nach einem verlängerten Aufenthalt auf dem Schlosse Esterhazy wieder nach Eisenstadt zu ziehen, wohin sämtliche Musiker ihre Familien gelassen hatten und wohin sie sich deshalb zurückkehrten. Der Fürst verstand sogleich den Sinn dieser gemüthlichen Zeichensprache, und gleich den andern Tag erfolgte der Aufbruch vom Schlosse und die Reise nach Eisenstadt.

Im Jahre 1475 erhielt Haydn aus Cadix in Spanien, wohin bereits sein Ruf gedrungen war, den Auftrag, zu den sieben Worten des Heilandes am Kreuze eine angemessene Musik zu komponieren. Dieses Auftrags entledigte er sich auf die bewundernswerteste Weise und er selbst erklärte diese Arbeit als eine seiner gelungensten. Man hat auch einen deutschen Text dazu und sie ist schon oft in protestantischen Kirchen zu großer Erbauung aufgeführt worden.

Nachdem der Fürst Esterhazy am 28. September 1790 mit dem Tode abgegangen war, klopfte es eines Abends an Haydns Zimmer, und ein Mann trat herein mit den Worten: „Machen Sie sich reisefertig; denn in 14 Tagen gehen wir nach London.“ Es war der Direktor der londoner Konzerte, namens Solomon. Haydn wehrte sich, so gut er konnte; aber alle Einwürfe wurden widerlegt, die vorteilhaftesten Bedingungen wurden ihm angeboten, und so trat er mit Solomon am 15. Dezember die Reise an.

Die Tage, die er in England zubrachte, rechnete er zu den glücklichsten seines Lebens. Er wurde ungemein geehrt und geliebt, da er, nach seiner Herzenseinfalt, von allem Hochmut und anspruchsvollem Wesen frei war und Gott die Ehre gab. Durch seine reichlichen Einkünfte konnte er sich auch aus der beschränkten Lage reißen, in der er grau geworden. Seine Worte wurden mit der größten Auszeichnung aufgenommen; selbst in der königlichen Familie empfing man ihn mit besonderer Achtung, und die Großen des Reiches bestrebten sich, ihm ihre Anerkennung auf alle mögliche Art zu beweisen. Die englischen Zeitungsblätter von dem Jahre 1791 und 1792 sind voll von Lob über Haydns Leistungen.

Im Jahre 1794 folgte er einem zweiten Rufe nach London und blieb abermals gegen zwei Jahre daselbst. Das Verzeichniß seiner bei diesen zwei Besuchen in London komponierten Werke nennt eine Oper, zwei große Chöre, zwölf Symphonien, sechs Quartette für Streichinstrumente, vier Konzerte für verschiedene Instrumente, ein Doppelkonzert, fünf Arien, zehn Klavierfonaten, drei Märsche, 28 Menuetten und 215 Lieder und Gesänge. Die große Zahl der letzteren hatte ihren besonderen Grund. Haydn hatte vernommen, daß der Musikalienhändler Napier, Vater von zwölf Kindern, Schulden halber ins Gefängnis gelegt werden sollte; und da beeilte sich Haydn nun, hundert altschottische Lieder für ihn zu komponieren. Diese

Lieber fanden so guten Absatz, daß Papier aus aller Geldverlegenheit gerissen wurde.

Der König und die Königin wünschten, Haydn an England zu fesseln, und letztere wollte ihm sogar eine Wohnung in Windsor einrichten lassen. Aber auf alles Zureden erwiderte er immer wieder, er sei durch Dankbarkeit an das Haus seines Fürsten gebunden und könne sich nicht auf immer von seinem Vaterlande und von seiner Frau trennen. Der König erbot sich, letztere kommen zu lassen. „O, die fährt nicht über die Donau, viel weniger übers Meer,“ sagte Haydn und blieb unbeweglich.

Dadurch mag er sich den König etwas entfremdet haben; denn nie hat er von diesem ein Geschenk erhalten. Um so reichlicher aber waren die Geschenke von Privatpersonen, da seine Einfalt und Demut die Herzen ebenso sehr gewannen als seine reichen Gaben und Leistungen auf dem Gebiete der Tonkunst. Uhren und Dosen bekam er in Menge. Die ersten Künstler von England beeiferten sich, sein Portrait zu malen; allenthalben war sein Kupferstück zu sehen. Zuweilen passierte es ihm, daß ein wunderlicher Engländer auf der Straße vor ihm stillstand, ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtete und mit dem Ausruf von ihm wegging: „You are a great man.“ Seine Konzerte waren daher auch ungemein besucht und in einem derselben nahm er 4000 Gulden ein. Die Universität Oxford beehrte ihn mit dem Diplom eines Doktors der Tonkunst, einer Auszeichnung, die nur sehr wenigen zuteil wurde. Jede Lektion im Klavier wurde ihm mit 12 Gulden bezahlt und sein ganzer zweimaliger Aufenthalt in England trug ihm gegen 24000 Gulden ein.

Als Haydn nach Wien zurückkam, kaufte er sich ein Haus in der Vorstadt Gumpendorf samt einem kleinen Gärtchen, und hier komponierte er seine Meisterwerke: „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“, zwei Oratorien, die zu dem schönsten gehören, was wir im ersten Musikstil besitzen. Die „Schöpfung“ komponierte er im Jahre 1797, also in seinem 65. Jahre, mit einem Feuer, das man sonst nur bei Jünglingen sucht. Das allgemeine freudige Erstaunen und die Begeisterung, welche die erste Aufführung derselben bei allen Zuhörern bewirkte, ist nicht zu beschreiben.

Nach kurzer Zeit war keine Kapelle, kein bedeutendes Orchester mehr in Deutschland und in den Nachbarstaaten, wo nicht dieses herrliche Erzeugnis der Tonkunst aufgeführt wurde, und bald war der Text in die englische, französische, italienische, spanische, schwedische und böhmische Sprache übersetzt. Dieses Oratorium trug ihm überdies mehr als 1200 Gulden ein und erreichte noch andere wohlthätige Zwecke, indem es in Wien und anderen Städten zum Besten der Armen aufgeführt wurde. „Es geschieht nicht aus Eitelkeit,“ sagte Haydn, „daß ich dies eingewöhne; aber die Welt

darf wohl wissen, daß ich kein unnützes Glied der Gesellschaft war, und daß man auch auf diese Weise durch Musik viel Gutes stiften kann.“

In seinem 70. Jahre aber nahm Haydns Gesundheit zusehends ab; doch bearbeitete er von neuem für einen edinburger Musikalienhändler alte schottische Lieder und komponierte seine drei- und vierstimmigen Gesänge, für welche ihn die Kaiserin von Rußland mit einem kostbaren Ringe beschenkte. Doch sanken seine Kräfte je länger je mehr; und wenn er sich an sein englisches Fortepiano setzte, um zu phantasieren, so überfiel ihn nach wenigen Minuten ein heftiger Schwindel.

„Nie hätte ich geglaubt,“ schreibt er am 3. September 1807 — also in seinem 75. Jahre — „daß ein Mensch so zusammensinken könne; mein Gedächtnis ist ganz dahin; ich habe am Klaviere zuweilen noch gute Ideen, aber ich möchte weinen, daß ich nicht imstande bin, sie festzuhalten und niederzuschreiben.“

Nur durch Ruhe, sorgfältige Pflege und geregelte Tagesordnung konnte er den Rest seiner Tage fristen. Das Gehen wurde ihm beschwerlich, weil seine Beine geschwollen waren, und oft blieb er Monate lang in das gleiche Zimmer gebannt. Die Zeit erfüllte er mit Beten und Lektüre von leichten Sachen, mit dankbaren Erinnerungen an die schönen Tage in England und mit häuslichen Angelegenheiten. Nach einem langen Zwischenraume erschien Haydn noch einmal in der Welt. Es war am 27. März 1808, dem Tage, wo eine glänzende Musikliebhaber-Gesellschaft ihre Konzerte im Universitäts-saale durch Aufführung der „Schöpfung“ beschließen wollte. Haydn wurde unter Trompeten- und Paukenschall herbeigetragen, von vielen Kunstfreunden Wiens begleitet und von der gerührten Menge feierlich empfangen. Die Fürstin Esterhazy und andere Damen nahmen ihn in ihre Mitte, seine Schüler, andere Künstler, Männer und Frauen vom höchsten Range, umringten ihn. Alle, die sich nähern konnten, gaben ihm die aufrichtigsten Beweise von hoher Achtung, zarter Sorgfalt und herzlicher Freude und Dankbarkeit, ihn noch einmal in ihrer Mitte zu haben. Der Ritter Cepellini, einer der ersten Ärzte Wiens, bemerkte, seine Füße möchten nicht gehörig bedeckt sein; augenblicklich waren sie in die kostbarsten Shawls eingehüllt. Deutsche und italienische Sonnette zum Lobe Haydns wurden unter die zahlreiche Versammlung verteilt und der dirigierende Kapellmeister Salieri begrüßte ihn mit besonderer Ehrerbietung, worauf ihn aber Haydn herzlich umarmte.

Nun begann die vortreffliche Aufführung. Bei der unmerklich vorbereiteten, plötzlich überraschenden und mit den eindrucklichsten Akkorden einhererschreitenden Stelle: „Es ward Licht,“ brachen, wie gewöhnlich, alle Zuhörer in den lautesten Jubel aus. Haydn machte eine Bewegung mit den Händen gen Himmel und rief gerührt: „Nicht von mir, von dort

kommt alles!“ Seine Thränen flossen und er fühlte sich zu matt, um länger zu bleiben. Alles war um den edlen Greis besorgt. Mit dem Schlusse der ersten Abtheilung wurde Haydn auf seinem Stuhle hinausgetragen, an der Thüre wandte er sich um und winkte noch mit thränendem Auge der Versammlung den Abschied zu.

Haydn war nicht nur von Herzen ein guter deutscher Mann, sondern zugleich auch ein patriotischer Österreicher, und so ging ihm das Unglück schwer zu Herzen, das durch Napoleon im Frühjahr 1809 über sein Vaterland hereinbrach. Immer näher rückten die Franzosen gegen Wien vor, und Haydn, der sein Vaterland und seinen Kaiser innig liebte, war darüber in hohem Grade betrübt. Nichts hielt ihn mehr ab, sich täglich in sein hinterstes Zimmer führen zu lassen, um unter damaligen Umständen sein Lieblingslied: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!“ am Fortepiano zu spielen und ihm auch damit Rettung aus der Not zu ersehen. Noch am 26. Mai spielte er dasselbe dreimal hinter einander mit einem Ausdruck, über den er sich selbst wunderte. Am Abend dieses Tages aber überfielen ihn Frost und heftige Kopfschmerzen. Man brachte ihn früh zu Bette und rief die Ärzte. Ihre Hilfe war fruchtlos; der Kranke fiel in einen Zustand gänzlicher Entkräftung und schmerzloser Abspannung, wobei er aber doch noch wenige Minuten vor seinem Ende, das den 31. Mai erfolgte, Zeichen von Bewußtsein und der Ergebung in den Willen Gottes gab. Er brachte sein Leben auf 77 Jahre und 2 Monate. Auch noch nach seinem Tode, bei der Versteigerung seines Nachlasses, zeigte das Publikum in Wien, wie hoch es seinen Haydn schätze. Der Fürst Johann v. Lichtenstein bezahlte einen Papagei, den Haydn aus England gebracht hatte, mit 1400 Gulden, und viele wollten ein Andenken an ihn erstehen. Selbst unbemittelte Leute überboten sich und rissen sich fast um kleine Sachen, wie wenn es Gegenstände von größtem Werte wären. Unter seinem schriftlichen Nachlaß, den Fürst Esterhazy ersteigerte, waren 46 Kanons, meist auf deutsche Lieder, alle zierlich geschrieben und unter Glas gefaßt, mit denen er seine Zimmer geschmückt hatte. „Ich war nicht reich genug — sagte er, „um mir schöne Gemälde zu kaufen, da machte ich mir selbst eine Tapete, die nicht jedermann haben kann.“

Als ihm einmal seine zänkische Gattin, an welcher er wenig Freude erlebte, den Vorwurf machte, es sei nicht so viel Geld im Hause, um ihn zu begraben, da wies er auf seine Kanons und erwiderte lächelnd: „Nur diese dann zum Musikverleger getragen; ich stehe dafür, daß sie die Kosten des Leichenbegängnisses decken.“

Haydns Musik in seinen Klaversonaten, in seinen Quartetten für Streichinstrumente und in seinen Symphonien ist allerdings kein kühner mächtiger Bergstrom, wie die Beethovens, der sich durch allerlei Fülle,



klippiges Gestein und Walddickicht herabstürzt und dem es an Stromschnellen und Strudeln nicht fehlt; sie gleicht vielmehr, einem krystallinen Flusse, der sich durch anmutige Wiesen und lichte Wälder hindurchschlängelt, und auf dem die Hörer fröhlich und wohlgemut hinabschwimmen und sich gelegentlich in ihm baden. Kindliche Einfalt, heitere Anmut und Raivität und doch dabei maßvolle Begrenzung und strenge Korrektheit sind seinen Tonbildungen eigentümlich, und sein frommes Gemüt läßt sich vielfach herausfühlen.





## Ein Opfer der „Ehre“

er Leser versetze sich nach Frankreich, wo das Duellieren, der Kampf auf Leben und Tod um die „Ehre“, nicht zu den Seltenheiten gehört. Ein stilles, wenig besuchtes Plätzchen im Walde haben sich die beiden Ehrenritter zum Kampfplatze ausgesucht. Was die Veranlassung zu dem Duell gegeben hat, wer vermag das zu entscheiden? Vielleicht wenige in der Hitze der Aufregung hingeworfene beleidigende Worte, die man unter keinen Umständen so ruhig sich gefallen lassen konnte. Zeit und

Ort des Sühnungskampfes waren bald bestimmt. Pistolen sollen die Beleidigung wieder gut machen. Pünktlich stellen sich die beiden Duellanten mit einigen Freunden und zwei Ärzten an Ort und Stelle ein. Bald haben die Sekundanten die Distanz abgemessen, in der die Gegner einander gegenüber stehen sollen. Diese fassen sich nun, die scharfgeladenen Pistolen in der Hand, fest ins Auge. Noch einen Augenblick und die Beleidigung wird durch Blut gesühnt sein. „Achtung! Feuer!“ ertönt der Ruf des Sekundanten. Zwei Schüsse erschallen, und bleich sinkt mit einem leisen Seufzer einer der Duellanten in die Knie. Das sich vom strömenden Blute rot färbende Hemd verrät, daß der Gegner gut gezielt hat. Der Arzt und die Freunde des schwer Verwundeten eilen herzu, um die Wunde zu verbinden und die Blutung zu stillen. Dann führen sie den jungen stöhnenden und ächzenden Mann, ihn vorsichtig stützend, zu einer schon bereitstehenden Kutsche, die ihn seinem Heim zuführen soll, das er noch vor einer Stunde frisch und gesund verlassen. O, welch ein namenloser Schmerz wird das Herz seiner jungen ahnungslosen Gattin zerreißen, wenn ihr der geliebte Mann bleich und zum Tode verwundet ins Haus gebracht wird! Und der Gegner, der dieses Unheil angerichtet, um seine „Ehre“ zu retten — mag er immerhin auf flüchtigem Rosse dem Arme des irdischen Richters entrinmen, dem Arme des höchsten Richters entrinnt er nicht, und wo er geht und steht,

da nimmt er doch das böse, ruhelose, verklagende Rainsgewissen mit sich. Und all dieses Elend nur um der „Ehre“ willen. Sag, lieber Leser, — schon nach gesundem Menschenverstand geurteilt — heißt das wirklich seine „Ehre“ retten, wenn ich einem Menschen das Leben raube und Unglück und Jammer über ihn und die Seinigen bringe? heißt das nicht vielmehr erst recht verlieren? Abgesehen davon, daß Gottes Wort uns sagt: „Du sollst nicht töten.“ „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.“ „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden.“ — — —

Vor dem Bürgerkriege kamen übrigens Duelle, etwa aus Ursache einer heftigen Debatte, auch nicht selten unter den Kongreßmitgliedern unseres Landes vor. Die geringfügigsten, nichtsagendsten Dinge konnten da oft ein Duell auf Leben und Tod zur Folge haben. Jetzt ist das glücklicherweise anders geworden. Wohl ergehen sich unsere Landesväter in Washington auch jetzt noch häufig bei der Debatte in allerlei bitteren Redensarten gegen einander und geben sich auch bisweilen nicht eben die schönsten Schmeichelnamen, aber sie haben es doch wenigstens gelernt, ihre Streitigkeiten in einer vernünftigeren Weise zu schlichten, als daß sie sich zum Duell fordern, sich gegenseitig erschießen oder erstechen sollten.

Eines der bellagenswertesten Duelle zwischen Kongreßmitgliedern war ohne Zweifel dasjenige, welches im Jahre 1839 zwischen Jonathan Cilley und William J. Graves stattfand. Beide Männer waren einander nicht im geringsten feindselig gesinnt, sondern waren vielmehr mit Hochachtung gegen einander erfüllt gewesen. Cilley war in Maine zum Kongreßmitglied gewählt worden. Er war ein äußerst liebenswürdiger, herzogewinnender Mann. Reich begabt und noch jung an Jahren hatte er die glänzendsten Aussichten, auf politischem Gebiete dem Lande noch große Dienste zu leisten und eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Nur war er etwas stolz und that sich viel darauf zu gute, einen General aus der Zeit des Befreiungskrieges zu seinen Vorfahren zählen zu dürfen. Graves kam aus Kentucky und zeichnete sich namentlich durch sein höfliches, ritterliches Wesen aus. Er ließ sich leider leicht zum Zorn bringen, war aber sonst bei seinen Leuten sehr beliebt.

Graves hatte an General James Webb, derzeit Herausgeber des New Yorker Blattes „Courier and Enquirer“, einen warmen Freund, und diese Freundschaft war es, welche die Veranlassung zu dem Duell mit Cilley gab. Eines Tages kam nämlich bei einer Debatte im Repräsentantenhause die Rede auf General Webbs Charakter, und da machte Cilley die Äußerung, „daß keinerlei Beschwerden, die General Webb erheben möchte,

die Beachtung eines amerikanischen Kongresses verdienen.“ Niemand hatte eine Ahnung, daß diese Bemerkung Cilleys noch zu einem so traurigen Ende führen werde; darum war man allseitig aufs höchste verwundert, als es laut wurde, General Webb habe sich durch Cilleys Worte aufs tiefste beleidigt gefühlt und habe ihn peremptorisch aufgefordert, sich darüber zu erklären.

Der Brief, in dem diese Aufforderung gemacht wurde, wurde Gilley von Graves überreicht, der als Freund Webbs in der Versammlung aufgetreten war. Als aber Gilley hörte, von wem der Brief herrühre, und den Inhalt desselben wohl ahnte, weigerte er sich, ihn anzunehmen. Graves sagte kein Wort, er machte eine Verbeugung und entfernte sich. Aber bald darauf erhielt Gilley ein Schreiben von Graves selbst. In demselben erklärte derselbe, er sehe darin, daß Gilley sich geweigert habe, den Brief Webbs aus seiner (Graves) Hand anzunehmen, eine Verletzung seiner Ehre. Auf dieses Schreiben erwiderte Gilley, er habe bei seiner Handlungsweise Graves nicht im mindesten beleidigen wollen. Dieser jedoch gab sich damit nicht zufrieden, sondern verlangte in einem zweiten Schreiben, Gilley solle General Webb für einen „Gentleman und Mann von Ehre“ erklären. Aber dazu wollte Gilley sich nicht bereit finden lassen.

Run wurde Ernst aus der Sache. Am nächsten Morgen erschien ein Mitglied des Kongresses, Namens Wise aus Virginia, bei Gilley und überreichte ihm, als Graves Sekundanten, eine Herausforderung zum Duell. Obgleich Gilley durchaus kein Freund der greulichen Unsitte des Duellierens war, nahm er doch die Herausforderung sofort an. Hon. Geo. Jones, Mitglied des Kongresses aus Iowa, wählte er sich zum Sekundanten.

Am nächsten Tage, den 24. Februar 1838, mittags zwölf Uhr sollte das Duell stattfinden, als Waffe wurde die Rißle bestimmt, die Distanz solle achtzig Yards betragen, und sobald die beiden Gegner ihre Stellung eingenommen, solle ein Sekundant ausrufen: „Meine Herren, sind Sie bereit?“ und wenn keiner „Nein“ antwortete, solle er fortfahren: „Feuer! — Eins, zwei, drei, vier!“ Keiner von beiden dürfe vor dem Worte „Feuer!“ noch nach dem Worte „vier“, schießen.

Noch heute zeigt man den Besuchern in Washington den Platz, wo das Duell stattfand. Er war der Stadt gegenüber auf dem hohen Ufer des Potomacflusses gelegen. Von hier aus konnte man die Kuppel des Kapitols sehen, unter der bisher die beiden Männer als Vertreter des Volkes und Freunde zusammen gegessen hatten.

Beide Gegner stellten sich pünktlich auf dem Platze ein. Eine Anzahl Freunde, sowie zwei Ärzte waren mit erschienen. Schweigend und mit ernstern Mienen maßen die Sekundanten die Entfernung ab. Graves durfte nach dem Loß sich seine Stellung wählen, während Cilleys Sekundant das

Recht erhielt, zum Schießen zu kommandieren. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Graves stand vor einer Baumgruppe, Gilley aber auf einer kleinen Anhöhe im freien Feld und dabei blies ihm der Wind noch den Staub ins Gesicht. Die Sekundanten überreichten den Duellanten schweigend die Waffen, fertig zum Gebrauch. Dann ertönte laut die Stimme des Sekundanten: „Meine Herren, sind Sie bereit?“ und gleich darauf setzte er hinzu: „Feuer! — Eins, zwei, drei, vier.“ Zwei Schüsse knallten, der Rauch verzog sich allmählich, aber beide, Gilley und Graves standen noch aufrecht da — beide Schüsse hatten ihr Ziel verfehlt.

Jetzt wurde ein Versuch gemacht, dem Duell ein Ende zu machen. Aber Graves bestand darauf, daß Gilley zugeben solle, General Webb sei ein Gentleman, was Gilley entschieden verweigerte. Zugleich aber erklärte er, daß er Graves gegenüber nicht die geringste Verachtung hege, sondern ihn im Gegenteil „hoch ehre und nur die freundschaftlichste Gesinnung gegen ihn habe“.

Nach kurzem Hin- und Herreden einigten sich die Freunde dahin, daß noch ein Schuß ausgewechselt werden müsse. Noch einmal standen die beiden Männer einander gegenüber, noch einmal ertönte der Kommandoruf und das scharfe Knallen der beiden Schüsse, aber wieder standen beide aufrecht und unverletzt da.

Jetzt aber rief Graves ungeduldig und zornig aus: „Ich muß noch einmal schießen!“ Vergeblich wurde wieder der Versuch gemacht, den Streit so zu schlichten. Zum drittenmal nahmen die beiden Gegner ihre Stellung ein und richteten die tödliche Waffe auf einander. Diesmal erschollen beim Kommandoruf die beiden Schüsse fast im selben Augenblick, aber mit traurigem Erfolg. Als sich der Rauch verzog, sah man Gilley am Boden liegen, krampfhaft faßte er mit beiden Händen an die Brust und rief leise aus: „Ich bin getroffen!“ Man legte ihn auf den grünen Rasen und nach wenigen kurzen Atemzügen war er eine Leiche — die „Ehre“ hatte ihr Opfer gefordert! Graves eilte mit seinen Freunden vom Schauplatz der blutigen That hinweg, während man den Leichnam Gilleys in einer Kutsche nach seinem Hotel in Washington brachte. Drei Tage nachher wurde derselbe vom Repräsentantenhause aus unter großer Aufregung der Mitglieder des Kongresses und aller Einwohner Washingtons zu Grabe gebracht.

Graves aber, der aus falschem Ehrgefühl einem jungen hoffnungsvollen Menschen das Leben genommen und eine junge Familie um einen zärtlichen, geliebten Vater beraubt hatte, zog sich bald vom Kongreß zurück und verbrachte den Rest seines Lebens in Zurückgezogenheit und Elend. Bis zu seiner letzten Stunde hat ihn die Erinnerung an seine That, an sein Verbrechen verfolgt.



Ein Opfer der „Ehre“.

Es mag — im Anschluß an das Vorstehende — noch an ein anderes Duell und an ein anderes Opfer der „Ehre“ erinnert werden, das auf amerikanischem Boden fiel, an den Zweikampf, der zwischen General Alexander Hamilton, dem ersten Finanzminister der Vereinigten Staaten, und Aaron Burr, dem dritten Vicepräsidenten, am 11. Juli 1804 stattfand.

Hamilton trat schon mit seinem neunzehnten Jahre — er war 1757 auf einer der westindischen Inseln geboren — in die republikanische Armee ein und wurde im Jahre 1777 Adjutant des Generals Washington. Als solcher hat er sich ausgezeichnet und hat bei der Belagerung von Yorktown an der Spitze seiner Truppe eins der britischen Vorwerke genommen. Nach dem Kriege wurde er Advokat und im Jahre 1802 in den Kongreß gewählt. Wesentlichen Anteil nahm er an der Verfassung unserer Konstitution, und unvergänglich werden dem Lande die Verdienste sein, die er sich als der erste Finanzminister für dasselbe erworben hat.

Burr wurde als der Sohn des Präsidenten des Princeton College im Jahre 1756 geboren. Auch Burr trat in die Armee unter Washington ein und zeichnete sich wiederholt aus. Washington entließ ihn jedoch seines unsittlichen Wandels wegen, was Burr ihm nie vergaß. Später trat er in den Advokatenstand und wurde in den Kongreß gewählt. Bei der Präsidentenwahl von 1801 war er mit Thomas Jefferson Kandidat der damaligen republikanischen Partei. Durch politische Drahtzieherei bei der Gegenpartei, den Föderalisten, brachte es Burr dahin, daß er die gleiche Stimmenzahl — 73 — wie Jefferson erhielt. Die Entscheidung über die Wahl verblieb somit dem Repräsentantenhause. Burr hätte hier vielleicht den Sieg davongetragen, wenn nicht Hamilton, trotzdem er ein erbitterter Gegner Jeffersons war, doch vor dem gewissenlosen und anrühigen Burr gewarnt hätte. Er beschwor seine Parteigenossen, die Föderalisten, doch ja nicht diesen Catilina Amerikas zu unterstützen. So kam es, daß Jefferson Präsident wurde, und, nach der damaligen Bestimmung, daß der zweithöchste Kandidat Vicepräsident wurde, Burr dieses Amt erhielt. Aus dieser Zeit datiert die bittere Feindschaft zwischen Hamilton und Burr, die ein so blutiges Ende nehmen sollte.

Diese Feindschaft wurde nur noch größer, als bei der nächsten Präsidentenwahl, die im März 1804 stattfand, Burr, der sich wieder mit allen politischen Künsten bewarb, gar keine Stimme erhielt. Das war ein vernichtender Schlag für den eiteln und ehrgeizigen Mann. Burr suchte nun Fühlung mit den Föderalisten, um das Gouverneursamt im Staate New York zu erlangen. Aber auch jetzt warnte wieder Hamilton seine Parteigenossen, doch ja nicht, aus Feindschaft gegen die Republikaner, diese thörichte Ernennung zu machen.

Burr's Haß gegen Hamilton kannte nun keine Grenzen mehr. Er schickte einen jungen Advokaten zu Hamilton und verlangte, daß Hamilton erklären solle, er habe nie über Burr ehrenrührig gesprochen. Hamilton forderte, daß Burr den Nachweis führe, bei welcher Gelegenheit dies geschehen sei — dann wolle er solche Äußerungen zurücknehmen. Burr war hierdurch nicht befriedigt und forderte seinen Gegner auf Pistolen.

Hamilton, von falschem Ehrgefühl geleitet, glaubte die Forderung annehmen zu müssen. Er that es, wie er selber sagte, seiner Stellung wegen. Eine Weigerung, zu der er um so mehr neigte, da auch sein hoffnungsvoller Sohn im Alter von zwanzig Jahren in einem Duell gefallen war, würde, so meinte er, der Sache schaden, der er diene.

Der verhängnisvolle Morgen des 11. Juni kam heran. Der Stadt New York gegenüber am Ufer des Hudson, bei Beechawkee in New Jersey, sollte das Duell ausgefochten werden. Burr war früh zur Stelle. Er besah den Platz und säuberte ihn von den Zweigen und dem kleinen Buschwerk. Bald kam auch Hamilton. Die Sekundanten maßen die Distanz ab — zehn Schritt — und luden die Pistolen. Die Duellanten nahmen Stellung. „Fertig?“ tönte der Ruf. „Ja,“ antworteten beide. Burr feuerte sofort. Er hatte getroffen. Hamilton richtete sich mit krampfhafter Bewegung empor, that einige Schritte und fiel dann, während sich sein Pistol ohne seinen Willen entlud, der Länge nach auf sein Gesicht. Seine Kugel schlug in das nahe Gebüsch. Burr wandte sich nach dem splitternden Zweig, warf dann einen Blick auf die Gestalt Hamiltons und verließ den Platz.

Hamilton kam bald wieder zur Besinnung. „Dies ist eine tödliche Wunde,“ sagte er. „Mein Auge wird trübe.“ Dann fielen seine Augen auf die Pistolenkassette. „Seid vorsichtig. Meine Pistole ist nicht abgefeuert, doch der Hahn ist gespannt; er könnte zuschlagen und Unheil anrichten; — Pendleton (sein Freund, der in der Nähe stand) weiß, daß ich nicht schießen wollte.“

„Zawohl, so ist es,“ sagte Pendleton.

Hamilton wurde auf ein Boot gebracht und in seine Wohnung transportiert. Die Ärzte erklärten die Wunde als unbedingt tödlich.

Frau Hamilton war trostlos, sieben Kinder standen bitterlich weinend am Bett ihres lieben Vaters. Ganz New York war in schmerzlichster Aufregung.

Hamilton verlangte nach dem Heiligen Abendmahl. Dem herbeigeeilten, Bedenken tragenden Pastor erklärte er, daß er das Duell verabscheue, daß er deshalb auch nicht geschossen habe, daß er nun aber doch bereue, sich überhaupt darauf eingelassen zu haben. Gegen Burr fühle er keinen Haß in seinem Herzen. Nun verlange ihn herzlich nach dem heiligen Mahl. Nach geschehenem geistlichen Zuspruch wurde ihm dasselbe gereicht.



Am nächsten Tage um elf Uhr vormittags that Hamilton seinen letzten Atemzug — nur 47 Jahre alt — ein Mann in voller Blüte des Lebens, das blutige Opfer vermeintlicher Ehre.

Burr floh, mit der Verachtung des ganzen Volkes beladen. Er zog sich in die schweigenden Wälder des Westens zurück, wo er über Racheplänen brütete. Er forderte den Westen zum Abfall von der Union auf, er hatte sein Hauptquartier auf einer Insel des Ohio, nahe Marietta, aufgeschlagen. Allerlei Gesindel sammelte sich hier. Doch die Regierung hatte ihn im Auge behalten. Man verhaftete ihn zu Beginn des Jahres 1807 und stellte ihn vor das Gericht, das ihn jedoch, der mangelhaften Beweise halber, vom Vaterlandsverrat freisprach. Eine öffentliche Rolle hat Burr jedoch seitdem nicht mehr gespielt.

Der Brauch des Duells ist alt. Schon bei den Griechen und Römern focht man Duelle, meist jedoch, wie später bei den Turnieren der Ritter, nur um körperliche Gewandtheit und das Geschick in der Handhabung einer bestimmten Waffe zu erproben. Im Mittelalter mußte, wenn die Richter keinen Wahrspruch abgeben konnten, häufig das Duell Recht oder Unrecht sprechen. Der unterliegende Teil galt als der von Gott selber als der Schuldige gekennzeichnete. Als später diese „Gottesurteile“ außer Brauch kamen, erhielt sich das Duell noch in der falschen Meinung, man müsse die „Standesehre“ verteidigen. Die grausigste Art des Zweikampfes ist das sogenannte amerikanische Duell. Die Duellanten entscheiden durch das Los, wer von ihnen bis zu einer bestimmten Zeit sich selbst erschießen oder vergiften muß!

D.



## Die Landleute auf Bornholm.



Es erscheint als eine Eigentümlichkeit der dänischen Insel Bornholm, daß derselben Dörfer fehlen. Alle Höfe und Kirchen liegen zerstreut im Lande umher und sind genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, die überhaupt auf Bornholm eine größere Rolle als anderswo spielen. Von dem Leben auf diesen einsamen Bauernhöfen giebt uns der Kopenhagener Professor Eschricht eine ergötzliche Schilderung.

In der großen Stube stehen zwei Tische, die man als den „nördlichen Tisch“ und „südlichen Tisch“ bezeichnet. Man feiert gerade ein „Uffröl“ (Opferöl), d. h. ein Begräbnis. Am südlichen Tische sitzt alles „Weißsvoll“, und die nationale Trauertracht giebt der Reihe ein sehr feierliches Aussehen. Die Röcke sind schwarz; am Halse ist in eigentümlicher Weise ein weißes Halstuch befestigt, auf dem Kopfe sitzt ein Puß von verschiedener Form. Die Reichsten tragen „Röller“, kleine Hauben, die sehr nach hinten zu sitzen; der aufrechte, quer über den Kopf gehende Streifen an denselben ist mit einer Reihe steifer Blumen besetzt. Das Haar wird nach hinten gestrichen und gepudert; ebenso ist der mittlere Teil der Stirn mit Hilfe von Wachs oder Pomade stark mit Puder belegt, in der Form eines scharf geschnittenen Dreiecks, dessen Spitze nach der Nase geht. Alles „Weißsvoll“ sitzt sehr schweigsam und still. Die Männer tragen lange, schwarze Röcke und weiße Leinwandhosen, alles nach Schlag und Schnitt der alten Zeit. Die Tafeln sind mit reinlichem Tischzeuge bedeckt. Der Pfarrer erinnert an das Tischgebet. Nachdem man das Gebet gesprochen, streicht sich Jeder ein Butterbrod und füllt sein Branntweinglas. Die Verheirateten nehmen einen „Syp“ (Schnaps); die Mädchen nippen nur. Nun erscheinen eine Menge Schüsseln. Zuerst Kind-

fleisch mit Klößen und Meerrettig, dann Suppe, darauf verschiedene Arten Braten.

Bei diesen Gastereien wird eine große Menge Brantwein getrunken. Eschricht sagt: „Als ich das erste Mal auf einem Bauernhose mit der Familie aß und sah, wie erst der Mann, dann eines der älteren Kinder ein Weinglas mit Brantwein leerte, dann ein Junge, der kaum über den Tisch sehen konnte, auch seinen ‚Syp‘ bekam, und nun die Mutter, die ihr jüngstes, noch die Brust nehmendes Kind auf dem Schoße hatte, nicht allein selbst trank, sondern den Rest im Glase auch dem Kinde reichte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, gänzliche Enthaltfamkeit zu predigen. Aber von einem Lehnstuhl in der Ecke der Stube erhob sich ein baumhoher Greis mit weißen Haaren, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: ‚Hätte ich nicht Brantwein bekommen seit meiner frühesten Jugend, so läge ich schon lange im Grabe‘.“

Bald wußte man überall in Bornholm, es sei ein Fehler Eschrichts, daß er keinen Brantwein leiden könne. Ein anderer nicht weniger auffälliger Fehler war, daß er sich nie zwischen Nord und Süd, Ost und West zurecht finden konnte. Die Bornholmer gebrauchen nur äußerst selten die Bezeichnung rechts und links. Fragt man z. B.: „Wer ist das Mädchen zur Rechten?“ so fragt der andere wieder: „Die im Osten?“ In den bornholmischen Stuben richtet man sich stets nach den Himmelsgegenden, weil alles und jedes nach ihnen gestellt ist. Der Bornholmer hat immer seinen Kompaß im Kopfe.

Betrachtet man die zerstreuten Höfe mit den dazu gehörigen Gärten und Feldern, so muß man unwillkürlich an die Schilderung denken, welche Tacitus vor 1800 Jahren von den alten Germanen entworfen hat. „Sie wohnen,“ sagt er, „nicht dicht zusammen in Ortschaften, sondern zerstreut und weit auseinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Grasplatz, ein Hölzchen zu bauen Lust gab, und jeder pflegt sein Haus mit einem freien Platze zu umgeben.“

Das ganze Hauswesen der Bornholmer hat ein ernstes und altväterisches Gepräge. Bei den Festen sitzen sie in langen, steifen Reihen, der Priester auf dem Ehrensitz. Wieder aber erinnert der Bornholmer an die alten Seehelden des Nordens, die Wikinger, wenn man seine Geschicklichkeit im Schiffsbau sieht, wenn man weiß, wie er es von frühesten Kindheit an versteht, Wind, Wetter und Sturm auf dem Meere zu benutzen, und wenn man seine Geistesgegenwart, seinen Mut und seine Gewandtheit in der Stunde der Gefahr beobachtet.

Die Abgeschlossenheit der Bornholmer tritt zur Winterszeit erst recht hervor. Öffentliche Vergnügen fehlen; früher kam zuweilen während vier ganzer Monate die Post nur einmal, so daß z. B. König Christian VIII.

schon lange begraben war, als in allen Bornholmer Kirchen sonntäglich noch für sein langes Leben gebetet wurde. Die Bauern vertreiben sich dann die Zeit mit gegenseitigen Besuchen und Festen, bei denen gut gegessen und getrunken wird. Daß die Bornholmer überhaupt den materiellen Genüssen nicht abhold sind, kann man schon aus der Art sehen, wie sie ihre Dienstleute verköstigen. Diese halten täglich sechs Mahlzeiten. Früh Morgens um fünf Uhr beginnen Knechte wie Mägde ihren Tag mit einem Stück Brot und einem Schnaps. Um sieben Uhr wird der „Sörefall“ verzehrt, d. h. ein Hering mit einer in Milch oder Bier gekochten Grütze. Um elf Uhr ein zweiter Schnaps und ein Stück Brot. Um zwölf Uhr Fleisch oder Fisch mit Gemüse nebst einem dritten Schnaps. Um fünf Uhr ein mit Fleisch oder Speck belegtes Butterbrot und ein vierter Schnaps. Endlich um acht Uhr zuerst kaltes Fleisch und Brot, dann Milch und hierauf wird der Tag mit einem fünften Schnaps beschlossen.

Dem Äußeren nach unterscheidet man die Bornholmer des Südens und Nordens der Insel. Die Nordländer sind größer, stärker gebaut und breitschultriger als die Südländer. Fast alle haben blaue Augen, braunes, gelbes oder rotes Haar. Sie sprechen wenig, langsam und mit einer rauhen, tiefen Stimme. Die kleineren Südländer sind behender, sprechen rascher, haben schwarzes Haar und braune Augen. Sie ähneln mehr den Slaven, während die Nordländer mit den schwedischen „Götheren und Dalekarlen“ verglichen werden.

Die Sprache, welche noch heute von den Bauern auf Bornholm allgemein gesprochen wird, ist weder dänisch, noch schwedisch, sondern eine dem letzteren sehr verwandte skandinavische Mundart. Sie hat nicht allein eine andere Aussprache einzelner Buchstaben, sondern auch eine ziemliche Anzahl eigener Wörter.

A. H.





## Wieder daheim.

Was zwitscherst du, herziges Schwal-  
benpaar,  
Verborgen im Blütenschnee?  
Ihr kommet gar zeitig in diesem  
Jahr  
Und fröhlicher schwätzt ihr denn je!  
Gewiß war die Reise vom Tropen-  
land  
So recht voller Kurzweil und  
Luft;  
Sagt an, wer hat euch nur Botschaft  
gebracht,  
Daß ihr von dem Lenz schon ge-  
wußt?

Jetzt sucht euer Nestchen und baut euer Glück,  
Aus dem euch der Hunger vertrieb;  
Die Liebe, sie brachte euch wieder zurück,  
Drum haben euch alle so lieb.

Ein Willkommen begrüßt euch an jeglichem Ort,  
Bringt ihr doch des Glückes Keim,  
Und manch einer Lippe entschwebet das Wort,  
Das innige: „Wieder daheim!“

Aeno Raumann.



Wieder daheim.

## Der Kriegsgefangene.

Eine Erzählung von Jane Strickland.

### Erstes Kapitel.

#### Der Seekadett.



Die Glocken von Portsmouth klangen lustig zusammen, Flaggen flatterten in allen Richtungen, und die Stadt hatte ihre Tausende ausgeströmt, um den „Unbesieglischen“\* mit seiner tapferen Mannschaft zu bewillkommen und die schöne französische Fregatte zu sehen, die er kürzlich genommen hatte.

Manche jedoch unter der freudig bewegten Menge seufzten und meinten, der Sieg sei zu teuer erkauft; denn sie hatten gerade gehört, daß Kapitän Percy, der tapferere Kommandeur des „Unbesieglischen“, im Augenblick des Sieges gefallen sei. Noch mehr wurde die Freude über diesen durch den Anblick der Witwe des Gefallenen, die, noch unbekannt mit ihrem Verluste, eben am Arme eines alten Offiziers erschien, gedämpft. Die Anwesenden fühlten, daß ihr Triumph mit den Thränen dieser edlen Frau erkauft worden sei; ihr Hurrageschrei verstummte, und jedes Haupt entblöhte sich, während man ihr mit Empfindungen der Ehrfurcht und des Mitleids Platz machte.

Frau Percy dankte durch höfliches Kopfnicken für die Aufmerksamkeit, die ihr zuteil wurde, und mit einem Lächeln um die Lippen und Thränen in den Augen erwartete sie, am Ufer stehend, begierig die Ankunft eines

\* Name eines Schiffes.

Bootes, das sich dem Lande mit raschen Ruderschlägen nahte. Als es näher kam, durchmusterte die zärtliche Gattin und Mutter mit ängstlichen Blicken die Mannschaft. Zu ihrer unaussprechlichen Freude entdeckte sie unter denselben ihren tapferen Sohn und schwenkte ihr Taschentuch gegen ihn. Aber der junge Percy erwiderte ihre Begrüßung nicht, und ein kalter Schauer durchrieselte sie bei dem Gedanken, daß ihr Gatte vielleicht tot oder gefährlich verwundet sei. In sprachloser Angst klammerte sie sich fester an den Arm ihres Begleiters.

Einige Augenblicke später war der junge Seefabett an ihrer Seite; aber sein Gesicht war blaß und verstört und trug die Spuren frischer Thränen an sich. Ihre traurige Vermutung schien nun der unglücklichen Frau in Gewißheit verwandelt, und alle ihre Kraft zusammennehmend, rief sie: „Heinrich, sage mir alles! — ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Die größte Qual für mich ist diese Ungewißheit!“

Heinrich wandte sich auf einen Augenblick weinend ab; dann schluchzte er die Trauerpost hervor, „daß sein edler Vater gerade im Augenblicke des Sieges gefallen sei“.

Frau Percy sagte mit schwacher Stimme: „Herr, dein Wille geschehe!“ Dann sank sie bewußtlos in die Arme ihres Sohnes.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich in ihrem Zimmer, und an ihrer Seite saß ihr Sohn und bewachte sie mit Blicken der zärtlichsten Liebe. Jetzt erst bemerkte sie, daß ihm der rechte Arm kraftlos an der Seite herabhängend und daß seine Uniform an mehreren Stellen mit Blut besetzt war. Aber selbst in diesem Augenblicke bitterer Betrübniß erhob sich ihr frommes Herz dankend zu dem Vater im Himmel, daß er ihr doch ihren Sohn am Leben erhalten habe. Sie weinte am Halse des geliebten Jünglings, und seine Thränen vermischten sich mit den ihrigen.

Endlich wurden Mutter und Sohn ruhiger, so daß Frau Percy nach den näheren Umständen des Geschehes und dem Tode ihres Gatten fragen und Heinrich sie ihr erzählen konnte. Die Witwe hörte die traurige Geschichte mit tiefer Bewegung; aber ihr Schmerz nahm allmählich einen milderen Charakter an; denn ihr Gatte war ja als Held und im Kampfe für sein Vaterland gefallen; auch wußte sie, daß er wie ein Christ gelebt hatte, und so blickte sie vertrauensvoll ihrer Wiedervereinigung in einer besseren Welt entgegen, wo keine Trennung und kein Tod mehr ist.

Ganz andere Gefühle bewegten das Herz ihres Sohnes. Er suchte keinen Trost von oben, sondern, während die thränenstrotzenden Augen seiner Mutter sich zum Himmel erhoben und ihre heißen Gebete zu dem Throne der Gnade aufstiegen, blickten seine Augen starr auf seinen Säbel nieder, und er gelobte sich in seinem Herzen ewigen Haß gegen das ganze französische Volk. Vergebens sagte ihm seine Vernunft, daß sein Vater ja im ehrlichen



Kampfe getödet worden sei, und daß dieser glorreiche Tag auch unter den Franzosen manche Wittin zur Witwe und manches Kind zur Waise gemacht habe — seine Vorurtheile gegen das französische Volk übertäubten bei ihm völlig die Stimme der Vernunft und Billigkeit. Heinrich hatte nämlich die Partei der französischen Königsfamilie mit dem ganzen Enthusiasmus seines glühenden Herzens ergriffen, und seitdem die Glieder derselben als Opfer der Volkswut gefallen waren, war ihm schon der Name „Franzose“ ein Gegenstand des Abscheus. Dieses seltsame Vorurtheil, das alle Franzosen in eine Klasse zusammenwarf, würde sich wohl im Laufe der Zeit allmählich verloren haben, wenn es nicht durch das Schicksal eines jungen Verwandten, welchen Heinrich wie einen Bruder liebte, und der infolge der Drangsale, die er in einem französischen Kerker erlitten hatte, starb, wieder von neuem aufgefrischt worden wäre. Aber seit dem Augenblicke, wo er die Nachricht von dem Leiden und dem Tode seines Eduards empfing, lechzte er nach einer Gelegenheit, ihn zu rächen.

Kapitän Percy, der nicht bloß ein tapferer und geschickter Kommandant, sondern auch ein edler und christlich gesinnter Mann war, bemerkte mit großem Leidwesen dieses Unkraut im Herzen seines Sohnes und suchte es auf alle Weise auszureißen, aber vergebens; denn Heinrich dürstete danach, sein noch jungfräuliches Schwert in französisches Blut zu tauchen, und wünschte sehnlich, der „Unbesiegligen“ möchte gleich bei seinem Kreuzzuge Gelegenheit zu einem Gefechte bekommen. Dieser Wunsch war ihm nun in vollem Maße erfüllt worden: er hatte alle Schrecken einer Seeschlacht erfahren, hatte die Verdeckte sich mit Toten und Sterbenden bedecken sehen, ja, war Zeuge davon gewesen, wie sein Vater an der Spitze derer, die das feindliche Schiff enterten, fiel. Tief beklagte er nun die Erfüllung seines Wunsches, seit er die traurigen Folgen derselben erfahren hatte.

Die Wunden, welche Heinrich in dem Seetreffen erhalten hatte, waren von der Art, daß die Ärzte erklärten, er werde wohl den größeren Teil des Winters am Lande zubringen müssen, und wirklich dauerte es mehrere Wochen, bis er nur sein Zimmer verlassen konnte. Die Zeit wurde dem ungeduldigen Patienten sehr lange, und endlich drang er seinem Arzte die Erlaubnis ab, ausgehen zu dürfen. Es war ein heller, kalter Morgen zu Anfang Dezember, und alles funkelte in den glänzenden Strahlen der Sonne, als Heinrich seinen Spaziergang antrat. Er konnte anfangs nur langsam und unsicheren Schrittes gehen, da Schmerzen und langes Zuhausebleiben ihn sehr geschwächt hatten; aber der reine, frische Seewind und der warme Sonnenschein schienen ihn allmählich von neuem zu beleben, und er bekam Lust, wieder an Bord seines Schiffes zu gehen, welches damals außerhalb der Stadt vor Anker lag. Der Anblick des „Unbesiegligen“ erinnerte ihn unwillkürlich an das Schicksal seines tapferen Vaters, und alle

seine bitteren Gefühle gegen die Franzosen erwachten mit neuer Macht in seiner Seele. „Oh!“ dachte er, „könnte ich doch seinen Tod und den meines teuren Eduard an diesen verhaßten Republikanern rächen!“

In diesem Augenblicke wurden seine Träumereien durch einen Jüngling unterbrochen, der von demselben Alter wie er zu sein schien und ihn in sehr gebrochenem Englisch anredete. Er bat ihn nämlich um der Liebe Gottes willen, sich eines armen Kriegsgefangenen zu erbarmen und ihm eine kleine Gabe für seinen kranken Bruder zukommen zu lassen. Der Fremde hatte einen sehr ungünstigen Augenblick für seine Bitte gewählt, und Heinrich antwortete in rauhem Tone: „Fort, französischer Hund! Ich hasse alles, was Franzose heißt, und keiner soll auch nur einen Pfennig aus meiner Tasche bekommen!“ Diese feindselige Antwort gab er dem Fremden in dessen Muttersprache, die er geläufig redete.

Der junge Franzose erhob seine schönen, dunkeln Augen gen Himmel mit einem Ausdruck des Schmerzes, der Heinrichs Zorn besänftigte, so daß er stehen blieb, seine Börse herauszog und dem Bittenden eine halbe Krone hinbot, indem er sagte: „Hier ist eine Kleinigkeit für Sie; denn obgleich ich Ihr Volk hasse und selbst seinen Namen vertilgt wünschte, so scheinen Sie doch in großer Not zu sein.“

Der arme Jüngling warf einen begierigen Blick auf das Silberstück; aber die feindseligen Worte, die das Anerbieten desselben begleiteten, trieben eine hohe Röte auf seine bleichen Wangen, und er antwortete mit einigem Unwillen: „Ja, ich bin in Not; aber ich kann keine Unterstützung von einem annehmen, der mein Volk beschimpft. Nein! lieber wollte ich sterben!“ Und ohne ein weiteres Wort zu sprechen, verließ er den jungen Percy, der einige Augenblicke, beschämt und verwirrt, auf der Stelle stehen blieb, wo der Fremde mit ihm gesprochen hatte. Noch immer war es ihm, als sähe er seinen vorwurfsvollen Blick und höre den klagenden Ton seiner Stimme.

Das Vergnügen des Spaziergangs war nun für ihn vorbei; denn in einem Alter von achtzehn Jahren ist das Herz selten hart oder das Gewissen verstockt, und Heinrich ging unzufrieden mit sich selbst, böse über den Fremden und in einer Stimmung nach Hause, die ihn geneigt machte, mit der ganzen Welt zu hadern.

„Du bist krank, lieber Heinrich,“ sagte seine zärtliche Mutter, indem sie ihren Sohn, der sich in einen Lehnstuhl warf, besorgt anblickte, „der Spaziergang war zu viel für Dich. Ich fürchtete es zum voraus; aber Du wolltest nicht auf mich hören.“

„Nein, ich bin wohl genug,“ versetzte er in einem verdrießlichen Tone; „aber ich wünschte, wieder an Bord meines Schiffes zu sein.“

„Wünschst Du denn, mich zu verlassen?“ fragte seine Mutter.

Seine unfreundliche Antwort bereuend, erwiderte Heinrich: „Nein, liebe Mutter, ich wünsche Sie nicht zu verlassen; aber ich bin durch etwas geärgert worden.“ Nach einigem Zögern erzählte er hierauf sein Abenteuer mit dem jungen französischen Kriegsgefangenen.

Frau Percy schmerzte es sehr, daß ein Vorurteil ihren Sohn verleitet hatte, einen Mitmenschen unfreundlich zu behandeln. „Ach, Heinrich!“ sagte sie, „Du kannst ja auch einmal Kriegsgefangener werden und Dein Brot in einem fremden Lande betteln müssen!“

„Nie, nie! so lange der ‚Unbesieglige‘ noch einen Raß stehen oder einen Mann hat, um die Kanonen zu bedienen,“ entgegnete Heinrich leidenschaftlich. Dabei blickte er auf seinen verwundeten Arm und auf seinen schwarzen Flor, den er am andern trug.

Seine Mutter verstand seine Blicke nur zu wohl und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Dein tapferer Vater starb in der Erfüllung seiner Pflicht, und diejenigen, die ihn töteten, thaten damit ebenfalls die ihrige: ich wünsche ihnen daher nichts Böses. Wird uns nicht von Gott selbst geboten, unsere Feinde zu lieben und Böses mit Gutem zu vergelten?“

Dagegen ließ sich natürlich nichts sagen. Heinrich gab daher dem Gespräch eine andere Wendung, indem er sich über die Schmerzen in seinem Arme beklagte, und das Eintreten seines neuen Kommandeurs wandte vollends seine Gedanken ganz von dem ab, was ihm auf seinem Spaziergange begegnet war.

## Zweites Kapitel.

### Die Folgen eines Stoßes.

Heinrich war nun so weit hergestellt, daß er ohne Besorgnis eines Rückfalls ausgehen konnte. Auf seinen Morgenspaziergängen begegnete er häufig dem jungen Franzosen, der, wie er meinte, ihn mit verächtlichen Blicken ansah. Nun geschieht es aber oft, daß der Beleidiger sich irrigerweise als den Beleidigten betrachtet. So währnte jetzt der junge Percy, Philipp Armand sehe ihn auf eine beleidigende Art an, während dieser Jüngling Heinrichs Nähe nicht einmal beachtet hätte, wenn nicht die herausfordernden Blicke des englischen Seefadetten ihm beim Vorübergehen aufzufallen wären. Ja, der junge Percy beschränkte sich nicht auf feindselige Blicke, sondern murmelte auch häufig unfreundliche Bemerkungen über die Franzosen. Zwar strafte ihn darob sein Gewissen, und er nahm sich vor, des jungen Kriegsgefangenen zu schonen. Aber es ist sehr schwer, wenn

man einmal eine böse Gewohnheit angenommen hat, sie wieder abzulegen, und so blieb auch Heinrich seinem Entschlusse nicht immer treu.

Man konnte jetzt Philipp Armand auf der Straße häufig mit einem Korbe voll niedlicher Galanteriewaren am Arme sehen, die er selbst verfertigte; eine Kunst, in welcher es seinen Landsleuten wenige gleich thun. Auch setzte er seine Waren sehr rasch ab; denn selten brachte er eine derselben wieder nach Hause. Aber beinahe hätte ein unvorhergesehenes Ereignis seinem Handel für immer ein Ende gemacht. Er wurde nämlich eines Tages vom Regen überfallen, und um seinen Korb vor Nässe zu bewahren, lief er auf einen Pastetenladen zu und rannte in seiner Eile an den jungen Percy, den er mit dem Korbe an seinen verwundeten Arm stieß. Zwar begann er sogleich, sich aufs höflichste zu entschuldigen; aber der erobste Heinrich ließ ihn nicht austreten, sondern versetzte ihm mit seiner linken Hand einen so heftigen Schlag, daß sein Korb mit seinem ganzen Inhalte in die Gasse rollte. Philipp Armands bleiche Wangen färbten sich purpurn; seine sonst so sanften schwarzen Augen funkelten vor Zorn; sein ganzer Leib zitterte vor Unwillen, und schon wollte er seinen Arm erheben, um Heinrichs Schlag zu erwidern, als er sich plötzlich bezwang, seinen Korb aufhob und die zerstreuten und beschmutzten Waren geduldig wieder sammelte.

„So wagst Du mit mir umzugehen, Du feiger, königsmörderischer Wicht,“ rief der junge Percy, „weil Du meinst, die Wunde, die ich im Dienste meines Vaterlandes erhalten habe, werde mich hindern, Dich zu züchtigen, wie Du es verdienst!“

„Solche niedrige Beweggründe könnten nur dann mein Benehmen leiten, wenn ich so unedelmütig und ungerecht wäre wie Sie!“ versetzte Philipp Armand im Tone bitteren Vorwurfs; „aber ich würde mich schämen, mir ihren gegenwärtigen hilflosen Zustand zu nuzze zu machen.“ Mit diesen Worten ging er auf die andere Seite der Straße, ohne seinen Gegner eines weiteren Blickes zu würdigen.

Heinrich, der durch den plötzlichen Schmerz so aufgereizt worden war, daß er in den ersten Augenblicken alle Selbstbeherrschung verlor, fühlte sich jetzt durch das Benehmen des Fremdlings aufs tiefste beschämt und gedemüthigt; anstatt ihm jedoch Achtung gegen denselben einzufloßen, erbitterte es ihn nur noch mehr gegen ihn. Hätte er aber Philipp Armand in seine Wohnung folgen und Zeuge davon sein können, wie er am Halse seines kranken Bruders weinte und die Zerstörung seiner Waren beklagte, deren Erlös dem armen Leidenden Arznei und stärkende Speisen hätten verschaffen sollen, so würde er wegen des Schmerzes, den er dem armen jungen Kriegsgefangenen bereitet hatte, die schärfsten Gewissensbisse empfunden haben.

Mit dem Februar trat eine strenge Kälte ein, und Heinrich, den seine

Wunde für die Einflüsse der Bitterung besonders empfindlich gemacht hatte, erkrankte an einem Flußfieber, das ihn nötigte, wieder einige Tage sein Zimmer zu hüten. Da er jedoch eine gute Konstitution hatte, wurde ihm bald wieder gestattet, das Wohnzimmer zu besuchen.

Eines Nachmittags machte er auf dem Sofa, in dessen Nähe ein lustiges Kaminfeuer loderte, ein kleines Schläfchen, als er durch jemand, der mit seiner Mutter in französischer Sprache redete, und dessen Stimme ihm halb bekannt vorkam, aufgeweckt wurde. Als er die Augen halb öffnete, sah er zu seinem größten Erstaunen den jungen französischen Kriegsgefangenen gerade sich gegenüber sitzen. Derselbe sprach eifrig mit seiner Mutter, die ihm mit großer Aufmerksamkeit und Teilnahme zuzuhören schien. Da er sich keinen andern Grund denken konnte, aus dem Philipp Armand hierher gekommen sei, als ihn zu verklagen, so schloß er die Augen und nahm wieder das Aussehen eines Schlafenden an.

„Ist Ihr Bruder denn so bedeutend krank?“ fragte Frau Percy mit-leidig.

Diese Frage brachte bei dem Fremdlinge offenbar eine tiefe Bewegung hervor; denn er antwortete mit zitternder Stimme: „Ach ja, Madame! wenn es sich nicht bald mit ihm bessert, so fürchte ich, er werde keinen andern Winter mehr erleben. Er braucht warme Kleidung und nahrhafte Speisen; denn was das Gefängnis gewährt, reicht für einen Kranken nicht zu, und doch hatte er eine Zeitlang nichts Besseres. Übrigens,“ setzte er in einem heiteren Tone hinzu, „hoffe ich, nun wieder eine kleine Summe zu diesem Zwecke zusammenzubringen.“

„Aber Sie selbst sehen krank aus,“ versetzte Frau Percy, „und scheinen keiner Art von Anstrengung gewachsen zu sein.“

„Ein böses Fieber, an dem ich diesen Winter darniederlag, hat mir eine Schwäche zurückgelassen; doch geht es mir gottlob! besser, als ich nach dem, was ich litt, hätte erwarten können. Aber mein armer Bruder Louis hat sich geschadet, indem er mich pflegte; denn es schien sich mit ihm etwas bessern zu wollen, als ich krank wurde, und jetzt steht es wieder schlimmer mit ihm — und er ist so mager, so entsetzlich mager. Ach! er wird sterben, gewiß wird er sterben! und das Herz meiner Mutter wird brechen, wenn sie sein trauriges Schicksal vernimmt. Doch nein — sie wird es nicht erfahren, denn wir werden beide in diesem fremden Lande umkommen, und weder sie, noch unsere Schwestern, noch das liebe Frankreich je wiedersehen.“

Bei diesen Worten wandte sich der arme Philipp ab und schluchzte laut, und hätte Heinrich sich nicht geschämt, er hätte auch geweint. Mit verhaltenem Atem wartete nun der letztere auf seiner Mutter Antwort.

„Sie sind allerdings in einer traurigen Lage, mein junger Freund;

aber Gott ist die lautere Güte und Barmherzigkeit. Setzen Sie Ihr Vertrauen auf ihn, und er wird Sie nicht verlassen noch versäumen; denn wann vergaß er je eines, der seiner nicht vergaß? Da Sie Ihre Waren nicht gleich anbringen können, so will ich den Inhalt Ihres Korbes kaufen.“

„Gott segne Sie, Madame!“ erwiderte der dankbare Jüngling, „und vergelte es Ihnen tausendfältig! denn ich habe heute wahrhaftig noch keinen Pfennig gelöst.“

„Sind Sie immer so unglücklich?“ fragte Frau Percy, „oder haben Sie diesen Handel erst angefangen?“

„Nein, Madame, früher war ich sehr glücklich und setzte meine Waren sehr rasch ab; aber eines Tages hatte ich das Mißgeschick, gegen einen Seelabetten zu rennen, der, ohne meine Entschuldigung anzuhören, mir einen so heftigen Schlag versetzte, daß mir mein Korb samt seinem Inhalte in den Kot fiel.“

„Schien ihm das Unheil, das er angerichtet hatte, nicht leid zu sein?“ fragte Frau Percy lebhaft.

„Nein, Madame; denn er nannte mich einen feigen königsmörderischen Wicht, und ich glaube, ich würbe seinen Schlag erwidert haben, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß sein rechter Arm in einer Schlinge hing und er also unfähig zum Widerstande war.“

Frau Percy seufzte tief, und ihr Sohn sah nun, daß die Kunde von seinem unedlen Benehmen seiner gefühlvollen Mutter den herbsten Schmerz verursachte.

„Ich lehrte,“ fuhr der junge Franzose fort, „in einer sehr traurigen Stimmung in meine Wohnung zurück. Ich war verhöhnt, geschlagen, und um mein Unglück zu vollenden, waren nicht bloß meine eigenen, sondern auch die von meinen Mitgefangenen mir anvertrauten Waren, die ich nun wieder zu vergüten hatte, verdorben. Ich hatte kein Geld, um neues Material ankaufen und meinen Korb wieder füllen zu können, und obgleich ich durch den Verkauf der Waren, welche meine Kameraden verfertigten, noch immer eine Kleinigkeit verdiente, so reichte dies doch nicht zu, um meinem armen Bruder die Bequemlichkeiten zu verschaffen, deren er so sehr bedurfte. Bald darauf wurde ich krank, und meinen Bruder warf die ängstliche Pflege, die er mir widmete, in einen Zustand der Schwäche zurück, von dem er sich erst kurz vorher ein wenig zu erholen begonnen hatte. Vor drei Tagen aber besuchte ein wohlwollender Fremder unser Gefängnis, schenkte mir einige Aufmerksamkeit und erfreute mich beim Abschiede mit einer kleinen Gabe. Mit diesem Gelde kaufte ich mir Materialien und verfertigte mit Hilfe meines Bruders eine Anzahl solcher Kleinigkeiten, wofür ich jedoch noch keinen Käufer habe finden können. Sie bemerkten mein kränkliches und kummervolles Aussehen und kamen unaufgefordert der Not des armen

Kriegsgefangenen entgegen; Gott, hoffe ich, wird ihnen diese Freundlichkeit belohnen.“

„Wenn der junge Mann, der Sie schlug,“ versetzte Frau Percy, „all die Not erführe, die sein grausames Benehmen verursachte, so würde er es gewiß sehr bereuen.“

„Ach nein, Madame!“ entgegnete Philipp Armand, nicht ahnend, daß sein Gegner nur einige Schritte von ihm entfernt war; „ich fürchte, jener Seekadett ist von einem zu übermütigen Charakter, als daß er Mitgefühl mit den Leiden zwei armer französischer Kriegsgefangener haben könnte. Auch war jenes nicht das einzige Mal, daß er mich verhöhnte: einst, als ich ihn um eine milde Gabe ansprach, beschimpfte er mein Volk. Wie sehr mich der Schmähname „königsmörderischer Wicht“ und andere ähnliche empören mußten, können Sie sich denken, Madame, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater eines jener tapferen Schweizer-Regimenter befehligte, welche an dem denkwürdigen 10. August die Tuilerien verteidigten, und auf der Treppe jenes Palaßtes im Dienste seines Königs fiel und seine Treue gegen denselben mit seinem Herzblute besiegelte.“

Hier konnte der reumütige Heinrich, der sich bisher noch immer schlafend gestellt hatte, seine Gefühle nicht länger zurückhalten, sondern sprang von dem Sofa auf und bat den jungen Franzosen inständig um Verzeihung. Höchlich überrascht und voll Freude über diese aufrichtige Anerkennung schloß der arme Jüngling seinen bisherigen Gegner in die Arme, indem er rief: „Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen, und es thut mir wahrhaft leid, so viel über unser Verhältnis gesagt zu haben; aber ich hatte keine Ahnung davon, daß diese Dame Ihre Mutter sei.“

„Wahrlich, wenn ich gewußt hätte, daß Sie ein Royalist sind, so hätte ich Ihnen keinen solchen Namen gegeben,“ sagte Heinrich; „denn mein Haß gegen Ihre Landsleute entstand daraus, daß sie ihren König töteten.“

„Nicht alle Franzosen hatten Anteil an diesem Verbrechen,“ versetzte Philipp mit einem schwermütigen Lächeln. „Manche biedere Männer schlossen sich in edler Absicht, obgleich irrigerweise, an die Republikaner an, und die meisten ahnten nicht, wie weit der Parteigeist das Volk führen würde.“

Heinrich schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Sagen Sie mir aufrichtig, Armand, hassen Sie nicht auch die Engländer?“

„Ich hasse niemand,“ antwortete Philipp; „denn meine Eltern lehrten mich, alle Menschen zu lieben und niemand deswegen zu verachten, weil er in einem andern Lande geboren ist als ich.“

„Das nämliche prägten auch meine Eltern mir ein,“ versetzte Heinrich; „aber ich nahm es nicht an, weil es gegen meine Vorurteile stritt; doch

jetzt," fuhr er mit einem Seufzer fort, „hoffe ich von meinem Haffe gegen die Franzosen für immer geheilt zu sein.“

Frau Percy äußerte lebhaft ihre Freude über diese Sinnesänderung ihres Sohnes und fragte dann Philipp, wie er in die Gefangenschaft geraten sei.

„Meine Geschichte, Madame," erwiderte dieser, „hat zwar wenig Interessantes; aber ich bin überzeugt, daß Sie meiner unglücklichen Familie ihr Mitleid nicht versagen werden. Der Tod meines Vaters stürzte uns in die größte Armut; aber der Schmerz meiner Mutter über seinen Verlust war so groß, daß sie die Hilfslosigkeit ihrer Lage nicht einmal fühlte. Sie weinte nicht; aber ihr Verstand litt unter der schweren Prüfung. Stundenlang saß sie da und starrte ihre verlassenen Waisen an, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Ich war damals noch ein kleines Kind und erinnere mich wohl noch, wie ihr verstörtes Aussehen und ihre leidenschaftlichen Liebkosungen mich ängstigten. Die Rückkehr meines Bruders nach Paris schien sie aus diesem Zustande düsterer Niedergeschlagenheit aufzurütteln. Er brachte sie in ihre Heimat, die Normandie, und der Anblick ihres Geburtsortes, sowie ihre Entfernung von der Hauptstadt, wo sie so viel erduldet hatte, stellte die Gesundheit ihres Körpers und Geistes wieder her, so daß sie nun imstande war, auf Mittel zur Erhaltung ihrer Familie zu denken. Die Revolution hatte alle ihre Verwandten in Armut gestürzt, mit Ausnahme eines wohlhabenden Bruders, der aber ein so leidenschaftlicher Republikaner war, daß er sich um die kummervolle Lage seiner Schwester und ihrer Kinder nicht kümmerte. Louis, der das Heer verlassen hatte, um nicht gegen seinen König dienen zu dürfen, wußte sich eine Stelle in einer Handlungshause zu verschaffen und unterstützte meine Mutter kräftig. Seine Freistunden verwendete dieser gute Bruder auf unsere Erziehung und Ausbildung, und trotz unserer Armut fühlten wir uns glücklich, weil wir einander alles in allem waren. Aber unser Glück wurde auf eine sehr unerwartete Weise gestört.“

„Wie das?" fragte Frau Percy. „Wurde eines von Ihnen krank, oder verfolgte Sie der Parteigeist bis an Ihren stillen Zufluchtsort?"

„Rein, Madame," entgegnete Philipp; „unser stilles Glück wurde durch eine unglückliche Neigung zwischen Louis und meinem Bäschen Adele, der einzigen Tochter jenes bereits von mir erwähnten Bruders meiner Mutter, zerstört. Adele bewunderte die vielseitige Bildung und vor allem den edeln Charakter meines Bruders, und dieser wiederum hatte noch nie ein so treffliches Mädchen wie sie kennen gelernt. Aber Herr Rosier stieß mit Verachtung den Gedanken von sich, seine Tochter, mit der er ganz andere Pläne hatte, einem verarmten Royalisten zur Frau zu geben. Er brach daher nicht bloß mit seinem Nessen, als er dessen Neigung zu seiner



Tochter entdeckte, sondern benutzte auch seinen Einfluß, um Louis seiner Stelle zu berauben und zu verhindern, daß er eine andere Anstellung in Rouen bekäme, wodurch wir alle in das größte Elend gestürzt wurden. Um diese Zeit bot ein Kaufmann, welcher Louis früher gekannt hatte, ihm einen Platz auf einem seiner Schiffe an, das nach Isle de France bestimmt war. Mein Bruder nahm dies Anerbieten ohne Zögern an, und auf seine dringende Bitte wurde auch mir ein Platz auf dem Schiffe eingeräumt, da ich mich schon früh entschieden hatte, ein Seemann zu werden. Der Abschied von den Unsrigen kostete uns zwar manche heiße Thräne; aber die Hoffnung, auf unserer Reise Mittel zur Unterstützung unserer Mutter und unserer Schwestern zu erlangen, richtete uns wieder auf. Wir hatten eine glückliche Reise, und während unseres Aufenthalts auf Isle de France erhielt Louis einen Brief von Abele, worin sie ihm schrieb, daß ihr Vater gestorben sei, und sie die Rückkehr meines Bruders nach Frankreich mit Sehnsucht erwarte. Sie können sich denken, wie lang uns beiden die Heimfahrt wurde, und, ach! als wir Dieppe beinahe schon im Gesicht hatten, ward unser Schiff von einer englischen Fregatte genommen und samt der Mannschaft hierher gebracht. Seit diesem unglücklichen Ereignisse hat der scharfe Zahn getäuschter Hoffnungen und schweren Kummers am Herzen meines armen Bruders genagt: seine Gesundheit ist zerstört, und ich fürchte, er wird Frankreich nie wiedersehen.“

Frau Percy und ihr Sohn dankten Philipp für seine Erzählung und versprachen, seinen Bruder sobald zu besuchen, als Heinrich imstande sein würde, das Haus zu verlassen, worauf der junge Franzose, von frischem Mute und neuen Hoffnungen beseelt, sich verabschiedete.

### Drittes Kapitel.

#### Das Gefängnis.

Sobald Heinrichs Gesundheit ihm auszugehen erlaubte, drang er in seine Mutter, ihn nach Borchester-Castell zu begleiten, wo damals die französischen Kriegsgefangenen sich befanden. Mit Freuden war sie dazu bereit, und bald hatten sie das Gefängnis erreicht. Als Frau Percy gegen den dienstthuenden Offizier ihren Wunsch aussprach, die Gefangenen zu besuchen, führte er sie und Heinrich mit zuvorkommender Höflichkeit in ein großes Zimmer, wo viele derselben mit allerlei Arbeiten beschäftigt waren. Ubrigens schien eine Zufriedenheit und Fröhlichkeit unter ihnen zu herrschen, welche die beiden Ankömmlinge in einem Gefängnisse nicht erwartet hatten. Einige sangen, während sie zierliche Körbe flochten, die Marsellaise und

suchten mit ihren rauhen Stimmen ein loyales Lied zu übertönen, das von einer sanften, äußerst wohlklingenden Stimme gesungen wurde.

Als Frau Percy nach dem Orte hinblickte, von dem diese Stimme kam, sah sie Philipp Armand in einer der gotischen Fenstervertiefungen sitzen. Er war so sehr in sein Lied und in seine Arbeit vertieft, daß er die Ankunft seiner neuen Freunde noch nicht bemerkt hatte. Neben ihm saß ein junger Mann, der mit dem Schnitzeln eines elfenbeinernen Fächers beschäftigt war, und dessen abgekehrtes und schwermütiges Aussehen Frau Percy und Heinrich nicht zweifeln ließ, daß sie in ihm Philipps Bruder vor sich hätten. Jetzt sah Philipp auf, und als sein Blick auf Frau Percy und ihren Sohn fiel, eilte er ihnen mit einem Lächeln der Bewillkommnung entgegen, führte sie zu seinem Bruder hin und stellte sie ihm als seine großmütigen Wohlthäter vor. Louis begrüßte sie aufs artigste. Seine Kleidung war ärmlich, aber reinlich und sorgfältig, und schon auf den ersten Blick konnte man ihm den Mann von Bildung und den ehemaligen Soldaten ansehen. Die beiden Brüder schienen mit dem sorglosen Haufen der übrigen, mit deren Ansichten und Gefühlen die ihrigen nicht übereinstimmten, wenig Verkehr zu haben und fast nur für einander zu leben.

Die unnatürliche Röthe auf den Wangen des älteren Armand, sowie der ungewöhnliche Glanz seiner Augen zeigten Frau Percy nur zu deutlich, daß der Tod ihn bereits als sein Opfer bezeichnet hatte. Sie befragte den armen Fremdling in wahrhaft mütterlichem Tone über seine Gesundheit und sagte, sie werde, sobald sie nach Hause komme, ihren eigenen Arzt bitten lassen, ihn zu besuchen; auch werde es ihr das größte Vergnügen machen, ihn mit allem zu versehen, was sein gegenwärtiger Zustand erfordere.

Der Kranke antwortete mit einer höflichen Verbeugung: „Gütige Frau, woher soll ich Worte nehmen, Ihnen für die großmütige Theilnahme zu danken, die Sie den Leiden und Sorgen eines armen Fremdlings schenken? Sollte sich meine Gesundheit, deren Verfall mich mit einem frühen Grabe bedroht, wieder bessern, was ich jedoch mehr wünsche als hoffe, so würde ich gewiß nächst Gott meine Rettung Ihnen zu danken haben.“

„Ich fürchte, Sie haben hier viele Drangsale erduldet,“ bemerkte Frau Percy, indem sie in dem großen Gemache mit seinen trüben, abgestandenen Fenstern umherblickte.

„Ja, Madame,“ versetzte Louis; „aber ich war früher Soldat, und Drangsale sind nichts Seltenes im Leben eines Kriegers; dennoch muß ich gestehen, daß das letztere viel Anziehendes für mich hatte.“

„Warum verließen Sie denn das Heer?“ fragte Frau Percy.

„Ich hatte das Unglück, in einem jener Bataillone Offizier zu sein, welche von ihrem Fürsten abtrünnig wurden, den sie zu verteidigen geschworen hatten, und weil ich an ihrem Berrate keinen Theil nehmen wollte, ver-

ließ ich mein Regiment. Gern hätte ich unter dem tapferen Condé in Deutschland Dienste als Freiwilliger genommen; aber die traurige Lage meiner Mutter und ihrer Waisen hielt mich davon ab, da ich es für das Nötigste hielt, für sie zu sorgen.“

„Gott ist gnädig und barmherzig,“ sagte Frau Percy, „und es ist noch immer möglich, daß er Ihnen Ihre Gesundheit und Freiheit wiederchenkt und Sie in die Arme der Ihrigen zurückführt. Und auch hier hat Ihnen der Herr in Ihrem zärtlichen Bruder einen Trost und eine Hilfe geschenkt, wie sich wohl wenige Ihrer Mitgefangenen einer erfreuen dürfen.“

Louis nahm die rechte Hand seines Bruders, drückte sie zärtlich und sagte: „Er ist mir wahrlich mehr als ein Bruder; er ist zugleich mein Pfleger, mein Tröster und mein Vorbild in Geduld und Ergebung. Der Kummer um mich hat das sonnige Lächeln aus seinem Angesichte verbannt, und seine Anstrengungen und Entbehrungen um meinetwillen haben ihn so abgemagert. Wie oft hat seine liebliche Stimme meine traurige Seele erheitert und sie auf den Flügeln des Gesanges zu fernem Freunden hingetragen! Ich werde in diesem Kerker sterben; aber meine Liebe und Dankbarkeit gegen ihn wird ewig fortleben.“

Frau Percy war tief gerührt und wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Auch Heinrich war sehr bewegt. Um ihrer Gefühle Meister zu werden, baten sie Philipp, ihnen die kleinen Arbeiten zu zeigen, welche von ihm und seinen Mitgefangenen für den Verkauf gefertigt wurden.

Philipp wischte sich seine Thränen ab und führte sie durch das Zimmer, indem er ihnen die sinnreichen Arbeiten seiner Mitgefangenen wies und an jenen derselben ein freundliches Wort richtete. Auch bemerkte Frau Percy, daß er trotz der Verschiedenheit der politischen Ansichten der Liebbling aller war.

Ehe sich Frau Percy entfernte, schenkte sie den Gefangenen eine Handvoll Silberstücke, welche diese mit tausend Bücklingen und Grimassen empfangen, die sehr von der anmutigen Weise abstachen, in welcher die beiden Armands ihre Dankbarkeit ausdrückten.

Die wohlwollende Frau und ihr Sohn verabschiedeten sich hierauf von den beiden Brüdern mit dem Versprechen, daß Heinrich sie in kurzem wieder besuchen würde.

#### Viertes Kapitel.

#### Die Friedensbotschaft.

Frau Percy war sehr reich und sie benutzte ihr großes Vermögen dazu, eine Mutter der Armen und Kranken zu sein. Auch hatte ihr ihre Frömmigkeit und Menschenliebe die allgemeine Achtung in so hohem Grade

erworben, wie es dem bloßen Reichtume, selbst wenn er mit vornehmem Stande verbunden ist, nimmermehr gelingt. Nicht nur hat sie einen sehr geschickten Arzt, die Armands zu besuchen, sondern sie kaufte auch Kleider und Wäsche für sie und erlaubte ihrem Sohne, an diesem Werke der Menschenliebe dadurch teilzunehmen, daß er von seinem eigenen Gelde nahrhafte Speisen für das Brüderpaar kaufen ließ. Auch bewirkte sie durch ihre Verwendung, daß den beiden Armands mehr Freiheit zugestanden wurde als bisher; denn obgleich es Philipp wegen seiner Jugend erlaubt gewesen war, die Arbeiten der Gefangenen zu verkaufen, so war doch auch er in der letzten Zeit wegen eines kühnen Fluchtversuches der Gefangenen in strengere Bewachung gebracht worden, und nur der Einfluß seiner gütigen Beschützerin verschaffte ihm wieder die Erlaubnis, seine Ausgänge wie früher zu machen. Auch wurde es seinem Bruder gestattet, so oft es seine Gesundheit zuließe, freie Luft außerhalb des Gefängnisses schöpfen zu dürfen.

Heinrich kam nun sehr häufig nach Borechester-Castell, und bald bildete sich zwischen ihm und dem jüngeren Armand ein inniges Freundschaftsverhältnis. Er unterrichtete daher in seinen Freistunden Philipp im Englischen und in den schwierigen, aber interessanten Wissenschaften, welche zur Ausbildung eines Seefahrers erforderlich sind. Bald konnte sein neuer Freund die dankbaren Gefühle seines Herzens in Heinrichs Muttersprache ausdrücken, während zugleich sein Aussehen die Wiederherstellung seiner Gesundheit verkündete.

Dagegen verging Woche um Woche, ohne daß es sich mit Louis Armand besserte. Sein Atem wurde vielmehr immer kürzer, seine Wangen bekamen eine tiefere Röthe und aus seinen Augen strahlte ein ungewöhnlicher Glanz. Er schien sich seines Zustandes klar bewußt zu sein und benutzte die fliehenden Stunden seines Lebens zum Gebete und andächtigen Studium des göttlichen Wortes, aus dem ihm Philipp viel vorlas. Auch sang ihm der letztere mit seiner lieblichen Stimme nicht selten geistliche Lieder und Psalmen, welche den Kranken tief erquickten und oft bis zu Thränen rührten. Manchmal stützte er sich auch auf den Arm seines Bruders, der ihm seinen Weg zum Grabe so freundlich mit Rosen bestreute, und sah vom Fenster aus den Wellen zu, wie sie sich an der fernen Küste brachen.

Die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und England erweckten in dem armen Leidenden die Hoffnung, daß er vielleicht im Schoße seiner Familie entschlafen und seine Asche in vaterländischem Boden ruhen würde. Auch Philipp und Heinrich begannen es für möglich zu halten, daß er Frankreich noch lebend erreiche. Frau Percy allein ließ sich nicht täuschen: ihr erfahrenes Auge entdeckte in dem Gesichte des Kranken jene Veränderung, welche bei Ausgehenden der Vorbote des Todes zu sein pflegt, und sie hielt es für mehr als wahrscheinlich, daß die Friedensnach-

richt, welche die beiden Königreiche mit Jubel erfüllen würde, ihm nur den Tod brächte.

Eines Morgens jedoch hörte der Husten des Leidenden plötzlich auf, der Schmerz in seiner linken Seite, der ihn schon lange gequält hatte, verließ ihn, und er fühlte sich um so vieles besser, daß er zu Philipp sagte, er wolle einen Spaziergang mit ihm machen. Der zärtliche Bruder führte ihn an eines der gotischen Fenster, damit er sich dort am warmen Sonnenscheine erquicke, und wollte ihm eben seinen Mantel anziehen helfen, als Heinrich, eine Zeitung in der Hand, in das Zimmer trat und rief: „Friede! Friede! er ist zu Amiens unterzeichnet worden und wird heute in London proklamirt!“

Keiner von den zwei Brüdern sprach, sondern schweigend umarmten sie einander und erhoben ihre thränenvollen Augen mit unaussprechlichem Danke gen Himmel. Louis streckte seine Hände gegen Heinrich aus, indem die Freude seine abgekehrten Wangen rötete. Hierauf warf er einen Blick der innigsten Zärtlichkeit auf seinen Bruder, legte seinen Kopf an seine treue Brust und verschied ohne einen Seufzer.

Schwer, ja vielleicht unmöglich wäre es, die schmerzlichen Gefühle zu beschreiben, welche die Brust des armen Philipp zerissen, während er die Hand bald auf das Herz, bald an die Schläfe des hingeschiedenen Bruders legte, endlich aber seine nutzlosen Versuche aufgab und heftig weinte. In diesen peinlichen Augenblicken stand Heinrich ihm treu zur Seite und weinte mit ihm, so daß Philipp fühlte, es sei ihm noch ein Bruder geblieben. Die irdischen Überreste Louis Armands wurden von allen seinen Mitgefangenen und von vielen Einwohnern Portsmouths, denen durch den jungen Percy seine ergreifende Geschichte bekannt geworden war, zu Grabe geleitet — ein Zeichen der Teilnahme und Achtung, das Balsam für das verwundete Herz des zärtlichen Philipp war.

Endlich kam von der Regierung der Befehl zur Einschiffung der Gefangenen. Bei dieser Nachricht stieg ein Freudenschimmer über Philipps Wangen, und er begann ein Triumphlied zu singen; aber plötzlich hielt er wieder inne und rief mit einem Seufzer: „Ach! ich habe wenig Ursache zur Freude; ich lasse ja die Gebeine des besten und teuersten Bruders zurück. O Mutter! arme Mutter! wie groß wird dein Schmerz sein, wenn du den frühen Tod deines Erstgeborenen vernimmst. Und an deine zerstörten Hoffnungen, unglückliche Aede, mag ich gar nicht denken.“

„Freilich,“ sagte Frau Percy, „werden Sie Ihren Verlust schmerzlich empfinden; aber der Herr wird ihre Thränen trocknen und Ihre Blicke nur um so entschiedener auf eine bessere Welt richten, wo Sie mit dem Entschlafenen auf ewig wieder vereinigt werden.“

Philipp war zu sehr aufgereggt, um antworten zu können; aber er nahm

Frau Percys Hand und drückte sie schweigend zwischen den seinigen; denn er liebte diese edle Frau wie eine Mutter.

Der junge Franzose fand nun eine neue Heimat im Hause seiner englischen Freunde, welche sich alle Mühe gaben, ihm seinen Aufenthalt bei ihnen so angenehm als möglich zu machen, so daß, als die Abschiedsstunde schlug, die Trennung ihm sehr schwer wurde. „Leben Sie wohl, meine zweite Mutter,“ sagte er, Frau Percy die Hand küssend. „Nie werde ich Ihre Güte vergessen oder aufhören, für Sie zu beten. Möge Gott Sie segnen und Ihnen alle die Liebe vergelten, die Sie einem armen, verlassenen Fremdlinge erwiesen haben!“

Frau Percy lächelte durch Thränen und flehte den Segen des Allhöchsten auf ihn herab. Endlich nahm ihn Heinrich am Arme und begleitete ihn zu dem Hasen, wo die übrigen französischen Kriegsgefangenen bereits versammelt waren. Philipp warf sich in die Arme seines Freundes und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Lieber, teurer Heinrich! von nun an werde ich jeden Engländer als meinen Bruder betrachten, und sollte ich je einen Deiner Landsleute in Not und Bedrängnis finden, so will ich von der Schuld der Dankbarkeit, die ich gegen meine großmütigen Wohlthäter habe, ihm einen Teil zu entrichten suchen.“

Hierauf nahm er von Heinrich einen hastigen, aber zärtlichen Abschied und sprang dann in das Boot, das eben vom Land abstieß und eilig auf das Transportschiff zuruderte, welches die Kriegsgefangenen in ihr Vaterland zurückbringen sollte. Heinrich sah dem Fahrzeuge nach, bis er seinen Freund nicht unterscheiden konnte, worauf er langsam nach Hause zurückkehrte.

### Fünftes Kapitel.

#### Ein Brief aus Frankreich.

Wenige Tage nach der Einschiffung der französischen Kriegsgefangenen erhielt der junge Percy folgenden Brief von Philipp Armand:

„Lieber Heinrich!

Der frische Wind, der mich von meinen teuren englischen Freunden wegtrug, hielt an und brachte mich wohlbehalten an Frankreichs Küste. Unvergeßlich werden mir die Gefühle der Freude und Wehmut bleiben, welche mein Herz bewegten, als ich meinen heimatlichen Boden wieder betrat. Bei meiner Ankunft in Rouen wagte ich es kaum, in dem Gasthose, wo wir abstiegen, mich nach den Meinigen zu erkundigen, aus Besorgnis,

etwas Trauriges zu hören. Zu meiner unaussprechlichen Freude vernahm ich, daß meine Mutter und meine Schwestern am Leben und bei guter Gesundheit seien; aber die fromme, liebenswürdige Adele war nicht mehr. Sie war schon vor mehreren Monaten gestorben, nachdem sie ihr ganzes Vermögen meinem geliebten Bruder vermacht hatte. Wie wenig ahnte Louis, dachte ich, daß Adele, um derenwillen er so sehr wünschte, vor seinem Tode noch nach Frankreich zu kommen, damals schon in dem Gottesacker im Schatten der Eichenbäume schlief, unter denen sie sich für immer auf dieser Welt getrennt hatten. Ich mußte in seinem Tode eine gnädige Fürsorge Gottes erkennen, der ihm den Schmerz, Adele zu beweinen, ersparen und ihn frühe wieder mit ihr vereinigen wollte. Gelobt sei sein heiliger Name!

Mein erstes Wiedersehen der Meinigen vermag ich nicht zu beschreiben! Sie warfen sich in meine Arme, und ein jedes fragte nach Louis; — aber ach! meine Miene und Trauerkleidung ließen sie bald die Wahrheit erkennen und verwandelten ihre Freude in bitteren Schmerz. 'Mein guter, treuer Louis, mein Erstgeborener!' rief meine Mutter. 'O wäre ich statt Deiner gestorben! Du warst die Stütze meines Witwenstandes, und ich hoffte, Deine Hände würden mir einst die Augen zudrücken.' Meine Schwestern vermischten ihre Thränen mit den meinigen, und die Ankunft des geretteten Bruders wurde eine Zeitlang über der Trauer um den Verlorenen vergessen. Sobald wir etwas ruhiger wurden, erzählte ich ihnen alles, was Louis und mir während unserer Gefangenschaft in England begegnet war, und wie Gutes die letzten Stunden des sterbenden Gefangenen so freundlich erhellte. Ich wünschte, Du hättest die Segenswünsche gehört, welche die Betrübten über den Namen Percy aussprachen; nie werden sie aufhören, mit mir für Dich und Deine edle Mutter zu beten!

Lebe wohl, lieber Heinrich! und gib meiner englischen Mutter die Versicherung, daß ich, solange ich atme, ihr treuer, liebender Sohn bleiben werde. Sei herzlich begrüßt von

Deinem dankbaren Bruder  
Philipp Armand."

Die Nachricht von der glücklichen Ankunft Philipps und die Versicherung von seiner fortwährenden, dankbaren Anhänglichkeit an ihn und seine Mutter erfreuten Heinrich sehr, und er unterhielt während des kurzen Friedens eine lebhaft Korrespondenz mit ihm. Die Wiedereröffnung des Krieges machte jedoch diesem freundschaftlichen Verkehre zum großen Leidwesen der beiden Freunde ein Ende.

Heinrich stieg in diesem Kriege mit den Franzosen, gegen die er übrigens jetzt nicht mehr von Vorurteilen eingenommen war, rasch von einer Range

stufe zur andern, so daß er ungewöhnlich bald Kapitän wurde und das Kommando des „Unbesiegliehen“ erhielt, auf dessen Halbverdecke er früher unter seinem heldenmütigen Vater als Kadett gedient hatte.

Der junge Kapitän trat so ganz in die Fußstapfen seines Vaters, daß seine Tapferkeit ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs wurde, und Frau Percy mit Glückwünschen, einen solchen Sohn zu besitzen, überhäuft ward. Allein noch mehr Freude als über den Kriegsrühm dieses geliebten Sohnes empfand das mütterliche Herz dieser trefflichen Frau über den hohen Ruhm der Gottesfurcht und Liebe zum Nächsten, in dem er stand. War das Gefecht vorüber, so war der besiegte Feind sicher, in ihm einen Freund zu finden, welcher besonders der Verwundeten sich aufs liebeichste annahm.

### Sechstes Kapitel

#### Der Schiffbruch.

Bisher hatte Heinrich Percy nur den Sonnenschein des Glücks erfahren, da der „Unbesieglie“ nie seine Flagge hatte streichen müssen, noch je Schiffbruch erlitten hatte. Aber das Glück ist auf dieser Erde nie beständig, und Wind und Wellen, welche den furchtlosen Kommandanten des „Unbesiegliehen“ oft in den Schlaf gelullt hatten, empörten sich nun in wilder Wut gegen ihn und drohten seinem Leben und seiner Freiheit Gefahr.

Der „Unbesieglie“ segelte nämlich, von einem glücklichen Kreuzzuge zurückkommend, eben in den britischen Kanal ein, als sich ein furchtbarer Sturm erhob. Er wurde von seinem Wege verschlagen und strandete auf einem Felsenriffe gegenüber der französischen Küste. Kapitän Percy und seine tapfere Mannschaft strengten ihre äußersten Kräfte an, um das Schiff aus seiner gefährlichen Lage zu befreien; aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich. Die Wellen schlugen beständig mit schrecklicher Wut an die Seite des Schiffes, und es war leicht vorauszusehen, daß die schöne Fregatte, welche so manchem Sturm getrotzt hatte, in wenigen Minuten die Oberfläche der furchtbaren Tiefe mit ihren Trümmern besäen würde.

Kapitän Percy befahl, Notschüsse zu thun und Laternen aufzuhängen, da selbst die Schretnisse eines französischen Gefangnisses dem Tode in der Wasserwüste vorzuziehen waren. Es war übrigens nicht wahrscheinlich, daß sie von der Küste Hilfe bekommen würden, und die Lage des Schiffes und seiner Mannschaft schien hoffnungslos. In dieser Not befahl der Kapitän, die Boote, die an den Seiten und am Hinterteile des Schiffes hingen, ins Wasser hinabzulassen, wiewohl er wenig Wahrscheinlichkeit sah, sich auf ihney in einer so stürmischen See retten zu können.



Manche wackere Teerjace, welche dem Tode in der Schlacht oft ohne Furcht und Zittern ins Angesicht geblickt hatte, ließ in diesen fürchterlichen Augenblicken den Mut sinken und brach in laute Klagen aus. Ein Trieb, der alle Subordination aufhob, begann sich der Mannschaft des „Unbesieglischen“ zu bemächtigen — nämlich der Trieb der Selbsterhaltung. Auch das tapferere Herz des Befehlshabers war nicht unempfindlich gegen ihn; er dachte an seine Mutter und wollte eben dem Bitten einiger, die mit treuer Liebe an ihm hingen, nachgeben und in das schon schwerbeladene lange Boot steigen, als ihn wieder der Gedanke zurückhielt, daß, wenn das Boot überfüllt würde, viele unvermeidlich umkommen müßten, und unter ihnen solche, deren Familien in ihnen ihre einzigen Stützen und Ernährer verlieren würden.

Heinrich Percy trat daher trotz der Bitten seiner Freunde wieder von dem Boote zurück, und jede selbstsüchtige Neigung unterdrückend, ergab er sich ganz in den Willen Gottes, was derselbe auch über ihn verhängen würde. Er entkleidete sich, und auf den vertrauend, dessen Wort einst Wind und Wellen beschwichtigte, stürzte er sich in die tobende Tiefe in der Hoffnung, vielleicht schwimmend das Ufer erreichen zu können.

Er war ein sehr erfahrener Schwimmer und besaß große Muskelkraft und Geistesgegenwart; dennoch schien es fast unmöglich, daß er lange einem solchen Aufruhr der Elemente würde standhalten können. Manchmal wurde die Finsternis durch zuckende Blitze erleuchtet, auf welche ein Donnergebrüll folgte, das sogar das wilde Heulen des Windes übertönte und die Schrecknisse der Sturmnacht noch vermehrte.

Blötzlich drang durch diese furchtbaren Töne ein wildes, gellendes Zetergeschrei. Zugleich sah Heinrich die Boote umgeschlagen und ihre unglückselige Mannschaft mit den Wellen kämpfend. Bei diesem schrecklichen Anblicke entsank dem kühnen Schwimmer auf einen Augenblick der Mut, und er fühlte sich geneigt, den Kampf mit den Wellen und damit zugleich sein Leben aufzugeben. Aber der Gedanke an die Heimat und seine verlassene Mutter verscheuchte schnell wieder diese Anwandlung des Kleinmuts, und er verdoppelte seine Anstrengungen, obgleich er eine schnelle Abnahme seiner Kräfte fühlte. Eine tödliche Schwäche kam über ihn, und er war am Sinken, als er instinkartig eine Planke, die neben ihm trieb, mit der verzweifelnden Kraft eines Ertrinkenden faßte. Hierauf verließen ihn Gesicht und Besinnung, und so ganz dem Spiele der Wellen überlassen, wurde er von der eintretenden Flut dem Ufer zugetrieben.

Der Sturm legte sich, der Donner verstummte, wolkenlos dümmerte der Tag. Bald glänzten die ersten Strahlen der Herbstsonne in den nassen Todten Heinrich Percys und beschienen das Gesicht manches ertrunkenen oder sterbenden Seemanns.

Ein Trupp französischer Landleute eilte an die Küste, um den Überlebenden Hilfe zu bringen.

Kapitän Percy, der immer noch ohnmächtig war, lag in einiger Entfernung von den übrigen unter einem vorspringenden Felsen. Der Zufall, wenn es einen solchen geben würde, lenkte die Schritte eines Herrn und seines Dieners zu dem Orte, wo Heinrich lag, und sie leisteten ihm sogleich den Beistand, den sein Zustand erforderte. Der Herr starrte einen Augenblick sein Angesicht mit dem Ausdrücke des höchsten Staunens an, dann wurde er todesbleich und stieß einen Schrei des Schreckens aus. Dieser Schrei rief den Schiffbrüchigen zum Bewußtsein zurück; er schlug die Augen auf, blickte in das Gesicht Philipp Armands und sank wieder in seine Ohnmacht zurück.

### Siebentes Kapitel.

#### Die Vergeltung.

Als Heinrich wieder zum Bewußtsein kam, fand er sich in einem bequemen Bette, dessen schneeweiße Vorhänge ihm das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit gaben. Eine verwirrte Erinnerung an die Ereignisse der verfloffenen Nacht stieg in ihm auf; er blickte im Zimmer umher und überzeugte sich, daß er sich nicht in seiner Kajüte befand. Doch mochte er dem Gedanken nicht Raum geben, daß die stolzen Glieder des „Unbesiegligen“ in den Wellen zerstreut und seine tapfere Mannschaft in dem Kampfe der Elemente umgekommen sei. Es war ihm wie einem, der aus einem schweren Traume erwacht, dessen beängstigende Bilder noch so lebhaft vor ihm stehen, daß er im Augenblicke nicht weiß, ob sie in Wirklichkeit oder nur Gebilde seiner Einbildungskraft sind.

Bald machte eine wohlbekannte Stimme seinem Zweifel ein Ende und überzeugte ihn, daß seine Sinne ihn nicht täuschten; denn Philipp Armand, der, ungesehen von Heinrich, an der Seite seines Bettes gesessen war, schlug den Vorhang zurück und fragte ihn zärtlich nach seinem Befinden. Heinrich antwortete damit, daß er seinen geliebten Jugendfreund umarmte, indem er über die Freude des Wiedersehens einen Augenblick die niederschlagenden Umstände vergaß, unter denen sie zusammentrafen.

Aber Christen sind nie selbstsüchtig, und Heinrich Percy dachte daher nach der ersten Freude des Wiedersehens sogleich an seine Offiziere und Mannschaft und beklagte ihren frühen Verlust mit Thränen. „Hat niemand von meinen braven Leuten diesen fürchterlichen Sturm überlebt?“ fragte er mit einem ängstlichen Blick auf Philipp.

„Zwei Offiziere, der Hochbootsmann und zehn Matrosen sind der ganze Überrest,“ antwortete Philipp mit einem tiefen Seufzer. „Drei Offiziere und mehrere von der Mannschaft starben an Erschöpfung, nachdem sie die Küste erreicht hatten.“

Kapitän Percy verbarg schweigend sein Gesicht in die Kissen, überwältigt von Gefühlen des Schmerzes über das Schicksal seiner wackeren Genossen und zugleich des Dankes für seine eigene Rettung.

Die zwei Freunde hatten einander viel zu sagen. Beiden hatte seither das Glück gelächelt; denn auch Philipp Armands Familie befand sich nun wieder in einem behaglichen Wohlstande.

„Ja, mein Freund,“ sagte der junge Franzose, „wir sind alle zufrieden und vergnügt. Deine zwei Schwestern sind glücklich verheiratet, und ich selbst bin im Begriffe, mich mit einem edeln Mädchen zu verbinden. Der Herr hat mich wahrhaftig für meine Jahre der Trübsal reichlich entschädigt.“

„Ich freue mich herzlich, dies von Deinen eigenen Lippen zu hören,“ versetzte Kapitän Percy, „und dieses Zusammentreffen entschädigt mich einigermaßen für die Aussicht, die besten Jahre meines Lebens in einem französischen Gefängnisse zubringen zu müssen.“

„Ich hoffe, dieses Übel von Dir abwenden zu können, mein teurer Freund,“ erwiderte der dankbare Armand, indem er Heinrichs Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, zärtlich drückte, „da außer meiner Familie und meinen Leuten niemand weiß, daß der Kommandant des „Unbesieghchen“ den Sturm überlebt hat. Ich kann mich auf die Treue meiner Diensthoten verlassen, und Du kannst in vollkommener Sicherheit hier bleiben, bis wir eine Gelegenheit zu Deiner Flucht von dieser Küste ausfindig machen.“

Der Kapitän erwiderte den freundlichen Händedruck mit gleicher Wärme und sprach seine Freude über die Hoffnung aus, vielleicht ungehindert in sein Vaterland zurückkehren zu können. Er äußerte jetzt den Wunsch, aufzustehen, und Philipp Armand entfernte sich, um einen Anzug für seinen Freund herbeizuschaffen.

Der britische Kommandant konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er im Spiegel die modische Figur erblickte, die er in seinen neuen Kleidungsstücken machte. Er klopfte Philipp auf die Schulter und sagte scherzend: „Wahrhaftig, lieber Freund, wenn ich bald nach England komme, so wird man mich von allen Seiten Komplimente über den Schnitt meiner Kleider machen, und ich werde die Ehre haben, die neueste Pariser Mode auf unsere Seite des Wassers zu verpflanzen.“

Philipp lachte und führte seinen Freund in das Frühstückszimmer, wo seine Mutter und seine Schwestern zum Empfange Percys versammelt waren. Nachdem dieser den drei Damen vorgestellt war, sagte Philipp

scherzend: „Ich habe halb und halb im Sinne, diese fedten jungen Damen sogleich wieder zu ihren Männern zurückzuschicken; denn sobald ich ihnen durch meine Mutter sagen ließ, daß mein Wohlthäter bei mir im Hause sei, drängten sie sich hier ein, entschlossen, wie es scheint, einen Teil seiner Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen.“

Kapitän Percy drückte seine Freude über die Anwesenheit dieser jungen Damen aus und fühlte sich im Familienkreise seines Freundes bald ganz heimisch.

Unvermerkt war eine Woche während Heinrichs Aufenthalt zu St. Vallerie verstrichen, als Philipp die Nachricht erhielt, daß ein Fahrzeug in der nächsten Nacht die Anker lichten werde. Sobald er dies erfuhr, eilte er zu Herrn Lesèvre, nahm auf der „Stadt Rouen“ — dies war der Name des Fahrzeugs — einen Platz für seinen schiffbrüchigen Freund und teilte dann diesem die gute Zeitung mit.

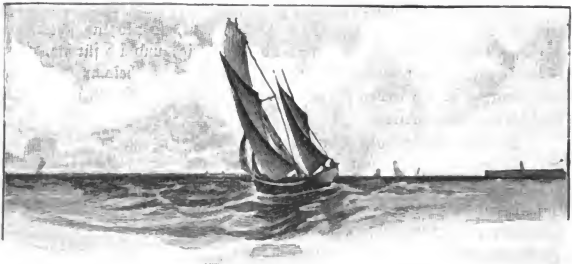
„Ich habe mich im Kreise Deiner Familie so wohl befunden,“ antwortete Percy, „daß es mir wirklich wehe thut, so plötzlich scheiden zu müssen; aber es muß sein — der Wind ist günstig, und ich fürchte, wenn ich diese Gelegenheit vorbeiließe, keine so gute mehr zu bekommen.“ Damit umarmte er den treuen Freund und eilte sodann, sich von der Familie desselben zu verabschieden.

Es war Nacht, als Philipp seinen Schützling zu dem Hafen von St. Vallerie begleitete, und kein Stern war am Himmel zu sehen. Eine einzelne Laterne, die von jemand im Boote in die Höhe gehalten wurde, um ihnen den Weg zu demselben zu zeigen, schien die Nacht umher nur noch schwärzer zu machen; aber unserem Kapitän kam dieselbe wie ein Stern der Hoffnung vor und erfüllte ihn mit den freudigsten Gefühlen. Bald erreichten die beiden Freunde den Ort, wo die kleine Barke vor Anker lag. Sie umarmten sich wie Brüder, die für immer voneinander scheiden, und sagten sich ein zärtliches Lebewohl. Darauf sprang Heinrich in das Boot und in wenigen Minuten stand er auf dem Verdecke der „Stadt Rouen“, welche sogleich unter Segel ging. Der Wind war gut; der Schiffsherr, ein alter, erfahrener Seemann, und die Mannschaft, ein Hause kühner, rühriger und mit der Küste trefflich bekannter Burschen, behandelten ihren Passagier während der kurzen Reise mit großer Höflichkeit.

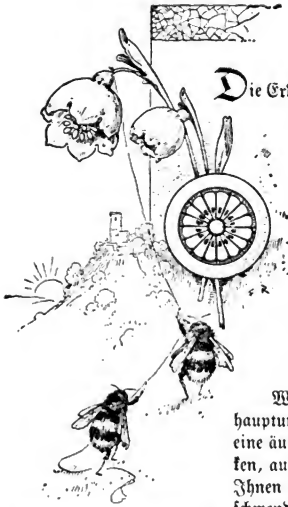
In der folgenden Nacht langte das Fahrzeug an der Küste von Suffer an. Kapitän Percy wurde bei Brighton glücklich ans Land gebracht.

Nachdem Heinrich Herrn Lesèvre von dem Inhalte einer Börse, welche Philipp vor dem Abschiede ihm eingehändigt, reichlich belohnt hatte, übergab er ihm einige Zeilen an Armand, worin er diesem seine glückliche Ankunft auf dem englischen Boden meldete.

In Brighton nahm er sogleich Post nach Portsmouth. Dort fand er seine Mutter in tiefer Trauer über den vermeintlichen Verlust ihres einzigen Sohnes, und als sie den Wiedergefundenen in freudigem Entzücken an ihr Mutterherz drückte, da bereute er es nicht, daß er einst seine Vorurteile überwunden hatte, um die Gefangenschaft und Leiden eines französischen Kriegsgefangenen zu erleichtern.



## Ein Musterstaat.



Die Erde ist voller Wunder des HERRN. Wer mit ungetrübtem Auge in das vor ihm aufgeschlagene Buch der Natur blickt, der kann nur staunen über die Weisheit Dessen, der diese Welt schuf und noch erhält und regiert. An dem Kleinsten wie dem Größten, an dem in dem verwesenden Wassertropfen sich lustig tummelnden winzigen Völklein wie an den kolossalen Tiergestalten der warmen Länder finden wir bei jeder Betrachtung neue Spuren eines lebendigen allwaltenden Gottes. —

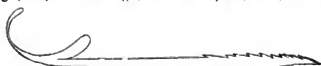
Wir wünschen zum Verweise dieser Behauptung die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine äußerlich unscheinbare Tierfamilie zu lenken, auf das emsige Geschlecht der Bienen. Ihnen fehlt die schillernde Pracht, die so verschwenderisch auf ihre Verwandten, die

Schmetterlinge, ausgestreut ist; ihnen fehlt auch der kräftige gedrungene Körperbau ihrer Vettern, der Käfer; aber dennoch stehen sie höher als alle übrigen Insekten. In ihnen tritt uns das Wunder des Instinkts, das Gott in sie gelegt hat, sonderlich frappant entgegen. Seit alten Zeiten hat man Haus und Staat der Bienen bewundert, und die Emsigkeit dieser Tiere hat fast bei allen Völkern sprichwörtlichen Ruf. Was kümmert's, daß sie nur klein und formenarm erscheinen? — In ihrem Körperbau tritt uns wie bei allen Insekten die Dreiteiligkeit entgegen. An den kugelförmigen Kopf schließt sich durch die enge Schlundröhre die hornige Brust. Diese trägt die charakteristischen durchscheinenden, von zartem Geäder durchzogenen vier Hautflügel, welche die Biene zu einem so raschen Fluge befähigen, daß

man den alten Fr. Spee nicht der dichterischen Übertreibung zu zeihen braucht, wenn er in seiner „wunderlieblichen Handtierung der Bienen“ (1649) treuherzig singt:

mit Flügeln dünn bezogen  
 von güldenem Pergamen  
 sie ddamals (ungelogen)  
 zwo Klenner meylen gehn.

In die Brust fügen sich drei Paare leicht beweglicher und rüstiger Füße. Der glänzend glatte Hinterleib hängt nur mit einem Faden an dem übrigen Körper und ist, wenigstens bei einem Teil der Bienen, der Träger jener gefährdeten Waffe, des Stachels, der, mit Widerhaken reichlich besetzt, wohl



Bienenstachel. (Vergrößert.)

auch den Menschen empfindlich verletzt, weil das Tier ihn in der Wunde muß stecken lassen.\* Freilich zu seinem eigenen Verderben, denn das

stachellose Tier ist nicht mehr lebensfähig. —

Bemerkenswert für die Beachtung, die man dem Tiere von alters her sollte, sind die Namen, die man ihm beilegte. Der griechische Name *melissa* bezeichnet die Honigspenderin, der hebräische Name „Deborah“ heißt so viel als die „ordnende“ und das deutsche Biene bezeichnet das „bauende“ Tier. Didymus nennt in seiner Constantin dem großen gewidmeten Schrift die Biene das weiseste und kunstsinzigste Tier. Aber doch war die Kenntnis der Alten über das Leben der Bienen sehr unvollkommen. Namentlich wußte man die drei Geschlechter der Bienen nicht zu unterscheiden. Denn neben den Männchen oder Drohnen und den Weibchen oder Weiseln existiert das geschlechtslose, zahlreiche Volk der Arbeiter. Sie leben alle in einem wohlgeordneten Staate, an deren Spitze ein Weibchen, die Königin, steht. Um sie schart sich das getreue Volk der Arbeiter, das an ihr mit aller Liebe hängt und für ihren königlichen Unterhalt Sorge trägt. Pfllegt sie der Ruhe, so stellen die anderen eine zahlreiche Wache; erwacht sie, so streicheln sie ihr lieblosend den Leib und säubern das gleich Bernstein schimmernde Kleid. Schreitet sie majestätisch durch die Straßen, so strengt alles doppelt seine Kräfte an, der Herrin zu gefallen. Die Königin zeichnet sich aber auch durch ihren schlanken Bau von den Unter-

\* Der alte Römer Plinius giebt übrigens in seiner Naturgeschichte ein Mittel gegen Bienenstich an. Man solle nur, sagte er, die Biene, die gestochen hat, hinunterschluden. *Probatum est!* Ein alter englischer Bienenzüchter rät dem Gestochenen, schleunigst eine andere Biene zu fangen und sich an der verletzten Stelle noch einmal stechen zu lassen. Das wäre ja homöopathisch! *Similia similibus!*

thanen aus. Sie führt ein scharfes Schwert, gebraucht es aber nur im verzweifelten Kampfe gegen Nebenbuhlerinnen. Das zahlreiche Volk der Arbeiterinnen, die Stütze des Bienenstaates, hat einen gedrunenen kräfti-



Königin.



Arbeitsbiene.

gen Körperbau, ist reichlich behaart, und führt gleichfalls eine Waffe des Angriffs und der Verteidigung. Die Drohnen, von schwerfälligem Körperbau, unbewaffnet, sind die wohlhabigen, vornehmen Faulenzer, die man — es kann das in einem so wohlgeordneten Staate nicht auffallen — nur so lange duldet, als man sie braucht.

Gar wunderbar geht es in unserm Musterstaate her. Gottes Meisterhand ist es, die hier die unvernünftigen Tiere die richtigen Bahnen führt. —

Es ist ein heller, warmer Maientag; so ein Tag, an dem nach rauhem schneeigen Winter des Menschen Brust sich wieder weitet und das Herz wieder höher schlägt. Ein fröhliches Tierleben beginnt im Wald und auf dem Felde.

Das zahlreiche Völkchen der Insekten tummelt sich summend in den warmen Sonnenstrahlen. Wir treten hinaus in den freundlichen Garten. Dort stehen schon geordnete Reihen von Bienenkörben, und in den Körben ist es schon lebendig. Jetzt naht aber der Bienenwatter mit einem neuen Korbe; auch in diesem summt und brummt es schon, denn eben hat er einen frischen Schwarm eingefangen.\* Raum hat



Drohne.

\* Früh eingefangene Schwärme sind dem Bienenzüchter willkommen; denn dann haben die Bienen noch Zeit genug, für den Winter zu sammeln. Darum heißt auch ein alter englischer Spruch:

A swarm of Bees in May  
Is worth a load of Hay;  
A swarm of Bees in June  
Is worth a silver spoon;  
A swarm of Bees in July  
Is not worth a fly.





Hintertheil einer Arbeiterin mit dem Röchlein.  
(Vergrößert.)

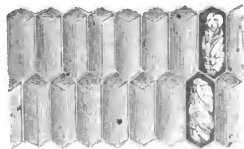
er den Korb niedergesetzt, da erscheint eine und die andere Biene auf dem Flugbrettchen, hebt sich empor auf die Füßchen und schwingt die Flügel. Das ist ein Ausdruck der Freude darüber, daß auch die Königin mit in den Korb ging; denn ohne Königin würde die ganze Schaar in wilder Hast den Ort verlassen. Dann aber geht es emsig an die Arbeit, denn es gilt nun, die Wohnung herzurichten. Arbeitsmaterial ist schon zur Stelle; denn jede Arbeitsbiene trägt unter den Schuppen ihres Hinterleibes kleine Wachsblättchen, die sich, wie das Fett bei anderen Tieren, im Körper gebildet haben und ausgeschwitzt sind. Sie bauen nun, unfern Bauregeln zum Troß, von oben nach unten. In vielfach verzweigter Kette hängen sie an der Decke des Korbes, bis ein dichter Knäuel entsteht. Wie emsig sie arbeiten! Einer nimmt der andern das Wachs unter den Ringen hervor, führt es zum Mund, vermischt es mit Speichel, knetet es tüchtig und eilt dann, an den Leibern der andern sich haltend, nach oben, um dort das Wachs anzuleben. So entsteht durch gemeinſame Arbeit eine dünne Wachs wand, die senkrecht von der Decke des Stockes herabhängt. An diese Wand werden nun zu beiden Seiten w a g e r e c h t e sechseckige Zellen angebaut, und es entstehen dadurch die sogenannten W a b e n. Baustein auf Baustein wird eingefügt, und so viele Arbeiter es auch sind, es geht alles nach Richtschnur und Ebenmaß. Jede Seite der Wabe erscheint wie ein Netz mit sechsseitigen Maschen von tadelloser Regelmäßigkeit.

Aber auch für den Haushalt muß un schon Sorge getragen werden, Küche und Keller müssen gefüllt werden. Darum erscheint bald ein Häuflein fleißiger Schaffnerinnen auf dem Balkon des Hauses, während die Übrigen noch emsig neue Stuben zimmern. Aber nicht gleich fliegen sie ins Weite; denn ihre neue Wohnung, die den Nachbarshäusern ähnelt, wie ein Ei dem andern, würden sie dann wohl schwerlich wiederfinden. Sie erheben sich erst nur um einige Zoll und umziehen dann ihre Wohnung in immer größeren Kreisen, bis sie endlich, vollauf orientiert, von dannen fliegen.\* Nun fürchten sie sich auch vor einem zwei Stunden weiten Ausflug nicht. Draußen suchen und finden die Emsigen mancherlei. Da, wo Garten und Feld in reichster Blüte stehen, lassen sie sich nieder, und nun sucht eine jede das Ihre. Die eine leckt mit Behagen den Honigseim von den Blüten, der

\* Der Ortsinn der Biene ist ein so entwickelter, daß, wenn während ihres Ausflugs der Korb und somit das Flugloch nur um einige Zoll verschoben wird, sie bei ihrer Rückkunft erst mehreremals da gegen den Korb anfliegen, wo vordem der Eingang sich befand.

in der Honigblase sich sammelt und zu wirklichem Honig sich klärt. Eine andere sucht die kleinen Staubfäden auf, die in den Blüten stehen. Mit ihrem scharfen, löffelähnlichen Kinnbacken schneidet sie die Staubträger auf, nimmt den Inhalt mit den Vorderfüßen heraus und steckt ihn zusammengeballt in ein eigens dazu auf Hinterfüßen vorhandenes Körbchen, oder setzt ihn, wenn dieses schon gefüllt, an das stark behaarte Glied, so daß das Bietchen nun gar schön gefärbte Höschchen zu tragen scheint. Was sonst in den Haaren des übrigen Körpers sitzen geblieben ist, wird mit den Vorderfüßen fleißig abgebürstet und gleichfalls zur Garnitur der hinteren Extremitäten benutzt. — Eine dritte endlich pickt von den Knospen der Pappeln, Birken und anderer Bäume das Harz, das sie gleichfalls im Körbchen des Hinterfußes sammelt.

So kehrt denn eine jede so schwerbeladen heim, daß sie erst auf dem Flugbrette ein wenig ruhen muß, ehe sie einkehrt. Die Honigträgerin wird sehnüchtig erwartet. Bettelnd nahen sich ihr die Schwestern; sie teilt diesen mitunter von ihrem Schätze mit, meist aber würgt sie den Inhalt ihrer Honigblase in eine der oberen Zellen, die als Vorratskammern dienen und die, wenn sie gefüllt sind, mit einem Wachsbedel luftdicht geschlossen werden. — Auch die Trägerin des Blütenstaubes bewillkommnet man. Diese streift ihr Höschchen ab; sie beißt auch dann und wann zu eigener Stärkung ein Stück herunter, worin ihr die Schwestern beistehen. Das Übrige aber wird in dazu ausgewählten Zellen als *Bienennrot* verpackt. — Die Harzträgerin allein führt nichts mit, das die Eplust der Schwestern reizen könnte; dennoch bringt auch sie ein wichtiges Baumaterial, einen Cement, der außer zur Befestigung der Waben zur Verkittung von Ritzen oder Spalten dient, durch welche Kälte oder Kälte eindringen könnten. So gebrauchen sie es auch zur Verkleinerung des Flugloches. Aber eine sonderlich interessante Verwendung findet das Harz dann, wenn fremde Tiere in den Korb eingedrungen und dort zu Grunde gegangen sind. Es kommen nämlich zuweilen auch unberufene Gäste in das Bienenhaus. Über diese fällt natürlich der ganze Schwarm der bewaffneten Arbeiter her. Wehe dem Eindringling! Die scharfen, widerhatigen Stacheln senken sich tief in seinen Leib. Von Schmerz gepeinigt, irrt er in den Straßen der Bienenstadt umher; vergeblich späht er nach dem Ausgang, unablässig verfolgt und gepeinigt von dem ihn umflatternden gereizten Bienenvolke. Es kann nicht anders sein, er muß sein Leben lassen. Hurtig kommen nun die Arbeiter, um den Leichnam hinauszuschaffen, denn etwas



Durchgeschnittene Zellen, in welchen derselben liegen Puppen.

Todes lassen die reinlichen Bienen nicht in ihrer Behausung. Doch die Last ist ihnen zu schwer, und dennoch müssen sie auf alle Fälle ihre Wohnung vor dem Pestgeruch des verwesenden Körpers hüten. Sie umziehen deshalb den Körper mit dem vorrätigen Harz, so daß er luftdicht abgeschlossen ist. Man hat schon eine Schnecke, ja schon eine Maus auf diese Weise eingekapselt gefunden. —

Auch die Königin ist inzwischen nicht müde gewesen. Sie muß für eine neue Generation sorgen. Von ihrem getreuen Volk umgeben, eilt sie von Zelle zu Zelle, senkt erst vorsichtig sondierend den Vorderkörper in diese, wendet sich dann und legt ein milchweißes Ei auf den Boden der Zelle. Die Arbeiter kommen nun und legen neben das Ei das erste Futter: etwas Bienenbrot, etwas Honig und etwas Wasser. Schon nach vier Tagen wird das Ei lebendig und man erkennt deutlich die Made oder Larve. Die Arbeiter haben vollauf zu thun, die Hungrige zu sättigen. Unermüdetlich schleppen sie Bienenbrot und Honig herbei, wobei das Tier trefflich gedeiht, so daß es schon am sechsten oder siebenten Tage die ganze Zelle ausfüllt. Nunmehr schließen die Arbeiter die Zelle durch einen Wachsdeckel, damit in ungestörter Stille die Verwandlung erfolgen kann. Die Larve umspinnt sich nun und unter der Hülle entwickelt sich das Insekt. Deutlich kann man durch den feinen weißen Schleier die kleine Puppe mit den Augen, Flügeln und Füßen hindurchschimmern sehen. Am 11ten Tage, vom Tage der Einlegung an gerechnet, hebt das neue Insekt den Deckel von der Zelle, stützt sich mit den Vorderfüßen auf den Rand derselben und steigt hervor. Die junge Biene ist feucht und matt, die Flügel sind noch sehr zart. Aber noch ist die liebende Fürsorge der älteren Schwestern nicht erloschen. Diese begrüßen und säubern sie und bringen ihr Honigseim. Schon nach wenigen Tagen fühlt sie sich kräftig genug, sich unter die Arbeiter zu mischen und an den Beschäftigungen im Hause teil zu nehmen. Sie hilft beim Reinigen der Stuben, beim Füttern der Larven, beim Deckeln. Doch schon nach acht Tagen zieht sie hinaus in den Sonnenschein, um gleich den Schwestern ihr Teil zum Bau und zur Verproviantierung beizutragen.

So findet denn der Sommer mit allen seinen würzigen Blüten und seinem warmen Sonnenschein die Bienen in ernstester Thätigkeit. Nur die schwerfälligen Drohnen nehmen an der allgemeinen Rührigkeit nicht teil. Um die Mittagszeit sieht man sie wohl in schwerfälligem Fluge in der Nähe der Wohnung sich die für die Verdauung nötige Bewegung machen. Aber ihre Stunde schlägt bald.

Der Sommer neigt sich zum Ende. Schon fallen die Blätter von den Blüten, und die Früchte reifen. Die nahrungsuchenden Arbeiter kehren nur mit mäßig gefüllten Taschen heim. Vor ihnen ist der lange, lange Winter. Da sucht man sich denn der faulen gefräßigen Drohnen zu entledigen. Wie

auf Kommando stürzen die Arbeiter auf die nichts ahnenden Faulenzler. Ein Schlachten beginnt. Wo sich die Drohnen zeigen, im Korbe, am Flugloche, umringt sie die kriegswütige Schar, vergeblich ist aller Widerstand der Unbewaffneten, sie erliegen den Lanzenstichen; vergeblich auch, daß einige die Stätte fliehen; ihr Hunger treibt sie doch früher oder später zu ihrem Verderben zurück. So werden denn aus den friedlichen Arbeitern zorngefüllte Krieger. Die Alten nannten die Biene darum iracunda, d. h. die Zürnende, und so oft sie in der heiligen Schrift im Bild gebraucht ist, tritt sie uns nicht als ein Bild des Fleißes und der Nützlichkeit, sondern als ein Bild der Verfolgung entgegen (5. Mos. 1, 44. Ps. 118, 22. Jes. 7, 18.)

Draußen wehen nun Herbststürme. Die Bäume entlauben sich und Schnee deckt den Grund. Da bleiben die Bienen zu Hause und sitzen in dichten Haufen, sich vor der Kälte möglichst zu schützen. Sie zehren von ihren Wintervorräten. Ein sehr heiterer Wintertag lockt sie wohl auch einmal heraus. Man sieht sie dann eilig aus dem Hause kommen, Wasser einnehmen und sich entleeren. Denn die Bienen sind zu reinlich, um ihre Wohnung zu beschmutzen. Wenn die Bienen verdorbenen Honig genießen, so daß sie erkranken und die Wohnung beschmutzen müssen, so geht in der Regel der ganze Stock zu Grunde. —

Raum ist der Frost gewichen, etwa im April, wenn die ersten Sonnenstrahlen das Land wärmen, so kommt die ganze Schar mit hochtönendem Freudengehumm aus dem Flugloche heraus. Ihr erstes Geschäft ist die Entleerung. Hat die Hausfrau gerade weiße Wäsche zum Trocknen ausgehängt, so findet sie dieselbe wenige Zeit nachher bunt bedruckt; denn wie die Fliege liebt auch die Biene das Weiße zu schwärzen. Und dann geht es an ein Reinigen der Wohnung. Die Stuben werden ausgefegt, schadhafte Zellen restauriert, die zahlreichen Zelldecken von den während des Winters geleerten Honiggellen hinausgebracht. Neues Leben erblüht. Die Königin geht von neuem ihrem Geschäfte nach. Die Arbeiter haben inzwischen eine Reihe größerer Zellen hergerichtet, und in diese legt die Königin je ein Ei. Am 24ten Tage steigen aus diesen Zellen Drohnen hervor.

Endlich sorgen auch die getreuen Arbeiter für eine dritte Art von Zellen. Diese sind den Rändern der Waben angefügt, sind rund und hängen mit der Öffnung nach unten. Nur sechs bis zehn solcher Zellen sind vorhanden; auch in diese Zellen legt die Königin je ein Ei. Daß es mit diesen Eiern seine besondere Bewandnis haben muß, das sieht man auch aus der Geschäftigkeit, mit der die Arbeiter sie umschwirren. Besseres und reichlicheres Futter wird zu diesen Eiern gelegt, und schon in sechzehn Tagen ist eine neue Königin entstanden. Eine gewaltige Aufregung zeigt sich nun unter den Bienen. Die Schützer der jungen Königin umstellen die Zelle.

Inzwischen verbreitet ein dumpfes eintöniges Gefurche die Nachricht durch alle Straßen der Stadt. In dichten Haufen sammelt sich das Volk, als wäre die Sturmglocke geläutet. Das Arbeiten wird eingestellt; wohl scheint draußen die helle Sonne, aber keine Biene läßt sich vor der Stadt sehen; in den engen Straßen wird es schwüler und schwüler. Die alte Königin hat sich wiederholt der verhängnisvollen Zelle zu nähern gesucht, die verhaßte Nebenbuhlerin zu töten. Aber die sonst so folgsame Schar der Arbeiter stellt sich ihr gegenüber. Endlich beschließt ein Teil der Arbeiter, mit der alten Königin auszuwandern, um eine Kolonie zu gründen. Dies ist der erste „Schwarm“ von 10 bis 30,000 Bienen, dem später noch schwächere „Nachschwärme“ mit je einer Königin folgen.

Aber nicht immer erfolgt ein so friedlicher Ausgleich. Stürmt es draußen oder fällt der Regen, daß ein Auschwärmen unmöglich ist, so muß ein Zweikampf der Königin über ihr Geschick entscheiden. Umringt von dem ernst zuschauenden Volke fassen sich die Gegnerinnen, bis es der einen gelingt, der Nebenbuhlerin den Stachel in den Leib zu rennen. Der tote Körper wird gleichgültig bei Seite geschafft, der Siegerin aber unterwirft sich das Volk.

Ohne Königin vermag sich ein Stock nicht zu halten. Stirbt die Königin, so bleiben den Arbeitern noch zwei Wege offen, sich einen Ersatz zu schaffen. Sind nämlich noch ungedeckelte Zellen da, in denen Eier liegen, so werden diese eiligst zu Königszellen erweitert, indem die benachbarten Zellen niedergerissen werden. Zu den Eiern legt man alsdann königliche Nahrung, und der Erfolg lohnt dann in der Regel die Mühe — aus dem Ei entwickelt sich eine junge Königin. — Sind aber ungedeckelte Zellen nicht mehr vorhanden, so wählt das Volk aus seiner Mitte eine kräftige Biene, erweist dieser königliche Ehre, pflegt sie gleich der Königin und hat auch die Freude zu sehen, daß die Biene ansängt, Eier zu legen. Aber diese Eier sind — Drohneneier, und die Erhaltung des Stocks ist also nicht auf die Dauer gesichert.

Dies ist in kurzen Zügen das Leben und Treiben im Musterstaate der Bienen. Der Leser wird uns beistimmen, wenn wir behaupten, daß nur der die Spuren eines lebendigen Gottes in der Natur verkennen kann, der mit getrübttem Auge auf die großen Wunder der Schöpfung schaut. D.





## Aegypten.

Aus „Länder und Stätten der  
Heiligen Schrift.“

### 1. Unterägypten.

**D**as Land Ägypten enthüllt, wie kein anderes Land, durch seine Denkmäler die Urgeschichte menschlicher Bildung. Schritt für Schritt bewundern wir hier die Spuren heiliger Geschichte, wie auch die Tritte vieler Millionen verschiedener Geschlechter und

Menschenalter über sie hingegangen sind, oder der Staub der Wüste sie jahrtausendlang bedeckt hat. Auf den Wogen des Meeres, welches das heilige Land von dem Ägyptenland scheidet, nähern wir uns der Küste. Land zeigt sich in gelber zitternder Linie; Wälder von Palmen erscheinen; eine Fülle von Masten strebt empor; alles überragt

die hehre Pompejusäule. Es ist Alexandria; wie sie von Alexander dem Großen gegründet wurde, um das Abendland mit dem Morgenlande zu verbinden, so ist sie der Mittelpunkt geworden, von dem aus der reichen Fülle der Alten Welt der schnellern Bewegung späterer Zeit immer neue Schätze zugeslossen sind. In allen Straßen der Stadt erblickt man große Säulenstücke und Kapitäle von Granit und Marmor, insbesondere aber befinden sich nahe dem Hafen der Stadt zwei Obelisken aus rotem Granit, gegen 66 Fuß hoch, genannt Nadeln der Kleopatra. Der eine steht

noch aufrecht, der andere liegt auf den Boden gestreckt. Sie tragen den Namen Thutmosis' III., im 16. Jahrhundert v. Chr.; die Nebenseiten sind mit Inschriften von Rhamses II. ausgefüllt; beide erinnern an die Zeit der größten Pharaonen, die die gewaltigsten Bauten kurz vor Moses aufgeführt haben. Aus Memphis oder Heliopolis mögen sie hierher zu dem Eingange eines Tempels gebracht worden sein, von dem aber keine Spur mehr vorhanden ist. Den einen auf dem Boden liegenden hatte Mehemed-Ali den Engländern zum Geschenk gemacht; doch haben sie es bisher vorgezogen, das schwere Geschenk nicht von seiner Stelle zu bewegen.

Westlich von den Nadeln der Kleopatra, inmitten der Stadt, wurden bei Gelegenheit des Baues einer griechischen Schule Fundamente von erstaunlicher Ausdehnung entdeckt; die Grundmauern sind oft über 13 Fuß dick und erheben sich in stufenmäßigen Absätzen zu beträchtlicher Höhe; sie schließen lange kellerartige Gänge in sich, in denen sich Cisternen vorgefunden haben; die eine geht in langen Gängen noch tief unter den Fundamenten fort. Man bezeichnet sie als die Trümmer der Bibliothek, welche einer der Nachfolger Alexanders des Großen, Ptolemäus Soter, anlegte. Von jedem irgend bekannten Buche der damaligen Zeit wurde eine Abschrift besorgt, und so wuchs sie zu dem Umfange von 700,000 Bänden an. Für diese Bibliothek ließ dann Ptolemäus Philadelphus um das Jahr 284 das Alte Testament, welches der Hohepriester Eleazar ihm in einer kostbaren Abschrift geschenkt hatte, in das Griechische übersetzen; siebenzig Gelehrte sollen nach der Sage daran gearbeitet und alle Übersetzungen übereinstimmend haben; daher erhielt sie den Namen Septuaginta (siebzig). Durch die Septuaginta wurden die Offenbarungen des Alten Bundes auch den Gebildeten unter den Heiden zugänglich und bereiteten sie auf die Erscheinung des Christentums vor; die Absicht Gottes, der Alexander der Große bei der Gründung der Stadt ohne sein Wissen als Werkzeug dienen mußte, trat in dieser Übersetzung am entschiedensten hervor. Wenn die Schriften der Alten, insbesondere die des Josephus, als Preis, den Ptolemäus Philadelphus für die Übersetzung zahlte, die hohe Summe von drei Talenten oder etwa 86000 angab, so erscheint doch selbst eine solche Summe gering gegen das, was das Werk für die Alte Welt geworden ist. Der größere Teil der Bibliothek, 400,000 Bände, stand in dem Museum. Während die hier aufgestellte Bibliothek bei dem Kampfe des Julius Cäsar gegen Alexandria ein Raub der Flammen wurde, und Tausende wertvoller Schriften verloren gingen, blieb das Museum erhalten. Wie das Heidentum hier eine Pflanzstätte für Wissenschaft und Bildung fand, welche Männer wie Euklides, Aristarch, Eratosthenes, Hipparch, Appian und andere aufzuweisen hat, so suchten Gebildete aus dem Judentum, Christentum und Mohammedanismus hier eine wissenschaftliche Begründung. Die

alexandrinischen Juden vermischten griechische Weisheit mit der göttlichen Offenbarung, wie es in den Schriften eines Philo hervortritt; aus ihren Kreisen gingen jene hervor, „welche sich befragten mit Stephanus, dem Märtyrer, und vermochten nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geist, aus welchem er redete“<sup>1</sup>; in ihrer Mitte war Apollon<sup>2</sup> gebildet, der in alexandrinischer Weise Christum predigte und besonders unter den Griechen, wie in Korinth, zu den Zeiten der Apostel so begeisterte Aufnahme fand, daß bedenkliche Parteiungen entstanden, und der Apostel Paulus die Einfachheit des Wortes vom Kreuze gegen die verteidigen mußte, denen dasselbe eine Thorheit war. Mit dem Bekenntnisse zum Christentume erhob sich diese Schule als Katechetenschule zu einem Glanze, welcher den der heidnischen Lehrer weit überstrahlte. Ein Clemens, ein Origenes erteilten in wissenschaftlicher Weise Unterricht in den christlichen Lehren, und noch immer lernen wir dankbar von ihnen. Freilich war es auch hier, wo durch die Sekten der Gnostiker der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte die schwersten Kämpfe bereitet wurden; griechische Weisheit und morgenländische Anschauung wurden mit den Gedanken göttlicher Offenbarung so mannigfach verschieden verschmolzen, daß nur schwer das Evangelium den Sieg behielt. Aber gerade auf solchem Boden konnte ein Athanasius entstehen, der die Lehre der Kirche gegen alle Anfeindungen der Weguer siegreich verteidigte und sie zu Bekenntnissen führte, wie sie in den Nicänischen und Athanasianischen Glaubensbekenntnissen gegeben sind; diese Glaubensbekenntnisse mit dem apostolischen bilden das Band der Einheit, das noch jetzt alle Christen des Erdbodens umschlingt, und alle Christen, soviel sie durch Länder, Volksbildung, Lehre und Sitte geschieden sind, als Eine heilige allgemeine Kirche darstellen.

Hatte die Zahl der Bewohner der Stadt zur Zeit ihrer Blüte 600,000 überstiegen und ist dann tief gesunken, so hat sie sich jetzt aus der Zeit ihres Falles wieder erholt. Jährlich laufen gegen 2000 Segelschiffe und 1000 Dampfschiffe ein; durch die Stellung, welche sie für Handel und Schifffahrt wie für den Völkerverkehr zwischen drei Erdteilen einnimmt, hat sie wieder mehr als 200,000 Einwohner gewonnen, welche, zur Hälfte Europäer, dem jetzigen Alexandria ein fast europäisches Ansehen geben. Neben der weißen Farbe zeigt sich die schwarze, braune und gelbliche an Gesichtern und Gestalten in den mannigfaltigsten Schattierungen, und ebenso verschiedenartig wechselt Kleidung und Benehmen von neuester europäischer Sitte bis zur einfachsten Erscheinung des Wüstenbewohners. Wie die Engländer in ihrer Mitte die schöne St.-Markuskirche errichtet haben, so hat sich unter Mitwirkung des Jerusalemvereins zu Berlin auch eine evangelische

<sup>1</sup> Avoitelgesch. 6, 9. 10. <sup>2</sup> Avoitelgesch. 18, 24—28.



Gemeinde deutscher und französischer Zunge hier gebildet, um sowohl den zahlreichen Gästen einen Anhalt zu geben, als auch der dem Evangelium noch fremden Bevölkerung das helle Licht desselben leuchten zu lassen.

Von der einflußreichsten Stadt Ägyptens, von Alexandria, führt eine Eisenbahn in wenigen Stunden nach der jetzigen Hauptstadt, Kairo. Während das Auge hier den Horizont von der weiten Wüste begrenzt sieht, ist ein schmaler grüner Streif wie abgeschnitten, befruchtet von dem stolz daherschlutenden Nil; an seinen Ufern erscheint, umgeben von Totenfeldern, die Hauptstadt mit ihren Palästen, mit den Gärten, die in bunter Frische aus den dunkeln Mauern hervortreten, und mit Hunderten schlanker Minarets. Gerade hier, wo der bisher in einem gewaltigen Bette niederströmende Nil sich in mehrere Arme teilt, war zu den verschiedensten Zeiten ein Mittelpunkt ägyptischen Lebens, und noch jetzt können wir den Spuren desselben folgen.

An der Grenze der Wüste führt der Weg an Gärten vorüber, in denen die mühevollte Arbeit des Bebauers Palmen, Sykomoren und Orangen hervorgerufen hat. Durch sie hin gelangt man zu einer Stätte, wo ein Erdwall 1500 Schritt lang, gegen 1200 Schritt breit, erscheint; in der Mitte desselben erhebt sich ein Obelisk aus rotem Granit, einer der ältesten Obelisken überhaupt; er ist die einzige Erinnerung an das einst prangende Heliopolis. Es trägt in seiner hieroglyphischen Inschrift den Namen König Sesurtesen I., der ihn vor 4000 Jahren, etwa zur Zeit Abrahams, nebst einem Genossen vor den Eingang eines Sonnentempels setzte. Zwei Seiten des Obelisken sind durch einen Erdüberzug, der von bauenden Insekten herrührt und alle Vertiefungen fest ausgefüllt hat, fast vollständig unleserlich geworden. Herodot und Strabo beschreiben die Pracht dieses Tempels; hatte schon der Perserkönig Kambyses mit zerstörender Hand in denselben eingegriffen, so wurde doch noch zu den Zeiten des Kaisers Augustus das Haus gezeigt, in dem einst ein Plato die Lehren der Weisheit vernommen.

In der Nähe der Trümmer liegt von freundlichen Gärten umgeben ein Dörflein Natarieh. In demselben sprudelt ein Quell, der das süßeste Quellwasser in Ägypten darbietet, man nennt ihn mit Beziehung auf den alten Sonnendienst Min-Schems, Quell der Sonne. Wie seine Wasser sich vor dem sonst meist salzigen Brunnenwasser des Landes auszeichnen, so schreibt ihm die Sage besondere Heilkräfte zu. Wenige Schritte entfernt erhebt sich eine alte ehrwürdige Sykomore mit gewaltigen Ästen und weitumschattenden Zweigen, die von einer Geschichte vieler Jahrhunderte zeugen. Unter seinem Schatten nahe dem seltenen Quell soll die heilige Familie geruht haben, als sie entwichen war in Ägyptenland<sup>1</sup>; Maria

<sup>1</sup> Matth. 2, 13.

mit dem Kindelein fand hier erquickendes Labfal, als Joseph sie gen Fostat führte.

Folgen wir den Weg, den die Sage sie nehmen ließ, so kommen wir durch das jetzige Kairo, etwa eine kleine Stunde von demselben entfernt, an den Ufern des Nil nach Alt-Kairo, Fostat. Ein koptisches Kloster ist über der Grotte errichtet, in der Maria mit dem Kindelein gewohnt haben soll.

Doch majestätischer als alle diese Denkmäler der Vorzeit ragen jenseit des Nil die drei Pyramiden von Ghizeh, die man bei der Annäherung schon meilenweit an dem Horizont aufsteigen sieht. Wir setzen bei den Palmen Alt-Kairo's, unter denen die Häuser und Bewohner der Gegend erscheinen, über den gewaltigen Strom, und unter schlanken Palmen ruhen die kleinen und unscheinbaren Häuser von Ghizeh. Fruchtbare Felder, bei den Überschwemmungen oft vielfach zerrissen und die Annäherung erschwerend, ziehen sich gegen anderthalb Stunden bis zu den Pyramiden hin; je näher man ihnen kommt, desto kleiner erscheinen sie und desto mehr verliert sich die Größe, die das Auge vorher bewunderte.

Mit seiner Thronbesteigung begann ein Pharao den Bau seiner Pyramide; in der Fülle und Kraft des Lebens gedachte er des nahenden Todes und sorgte selbst, daß auch nach demselben seines Namens gedacht würde. Er legte die Pyramide in kleinem Maßstabe an, damit selbst bei kurzer Regierung ein vollendetes Denkmal bliebe; lebte er länger, so wurden immer neue Steinmäntel nach allen Seiten zugleich umgelegt, Stufenabfälle von etwa 40 Fuß Höhe in schichtenartigem Umlegen. Die Mächtigkeit der Schichten betrug 10—16 Fuß, und diese Breite reichte zur Aufstellung der Maschinen hin, die nach Herodots Angabe zur Förderung der Blöcke angewandt wurden. Zur Vollendung einer Pyramide gehörte dann die Ausfüllung der breiten Abfälle zu regelrechter pyramidalen Form; dann folgten die wohl zusammengefügte Platten der Bekleidung von Marmor oder geglättetem Granit, so daß das ganze eine glänzende Fläche darbot.

So entstand in einer langen Regierung, immer höher aufsteigend, das massenhafteste Bauwerk der Erde, die Pyramide des Cheops. Da die Bekleidung im Laufe der Zeit sich losgelöst hat und abgefallen ist, so läßt sie sich leicht ersteigen; es sind treppenartig 202 Abfälle, welche etwa 3 Fuß über den zunächst untern ragen und etwa 3 Fuß einspringen. Sobald man sich den Pyramiden nähert, so drängen sich Fellahs, Bauern, aus den benachbarten Orten heran, um bei der Ersteigung zu unterstützen; zwei ziehen die Stufen hinauf, und ein dritter sucht durch Heben noch nachzuhelfen. Sind mehrere Reisende beisammen, so wetteifern die Fellahs, gerade ihren Herrn zuerst auf den Gipfel zu bringen, und es bedarf großen Ernstes, wenn man an so thörichtem Wettlaufe nicht teilnehmen will. End-

lich ist der Gipfel erreicht, der, da die Spitze der Pyramide fehlt, jetzt eine breite Fläche, 33 Fuß im Geviert, darbietet.

Von der majestätischen Höhe schweift der Blick in unermeßliche Fernen. Unabsehbar starrt im Westen und Osten die Oede der Libyschen Wüste; in stiller Erhabenheit fluten die gewaltigen Wasser des Nils hinab, zahlreiche Kanäle in das Land entsendend; grüne Ufer in üppiger Fülle bekunden ihre befruchtende Kraft; Kairo erhebt sich mit seinen Palästen und seinen leuchtenden Minarets, und unmittelbar zu den Füßen entfaltet sich im schroffsten Gegensatz ein weites Totenfeld mit Pyramiden und Gräbern. An ihm wendet sich das Auge zurück zu den Jahrtausenden, welche an der Pyramide vorübergegangen sind. Auf ihr ruhte Abrahams Blick, als er bei der Teurung in Agypten als Fremdling weilte, und der Herr ihn schützte bei Pharaos. Unter ihr fuhr Joseph hin in Pharaos Wagen, als er ihn setzte über ganz Agyptenland. Israel in der Zeit seiner Knechtschaft seufzte zu den Füßen der Pyramide. Moses blickte über sie hinaus zu dem Gotte, der Himmel und Erde gemacht hat und menschlichen Trotz wohl beugen kann. Herodot sammelte die Schätze seiner Schriften unter der Pyramide. Alexander der große, die römischen Herrscher blickten an ihr schon auf Jahrtausende zurück. Was mochten die ersten Christen, was ein Origenes, ein Athanasius vor diesen ergrauten Zeugen göttlicher Führung empfinden!

Die Masse der Pyramide ist so groß, daß man mit derselben eine Mauer von 10 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite um ganz Deutschland ziehen könnte. Die Höhe erreicht über dem gewaltigen Unterbau 492 Fuß, sodaß sie die höchsten Kirchtürme Europas überragt. Jede der nackten Seiten hat gegen 755 Fuß Länge, so daß der ganze Umfang über eine halbe Meile mißt und man eine Viertelstunde Zeit brauchen würde, nur um das Gebäude herumzukommen. Herodot erzählt, daß Cheops 100,000 Menschen dabei beschäftigte, welche nach einem Vierteljahre von einer gleichen Zahl abgelöst wurden; 20 Jahre arbeiteten sie an der Pyramide selbst, 10 Jahre an dem Unterbau. Auf der Bekleidung der geschliffenen Steine las Herodot die Rechnung über die Kosten des Lebensunterhalts der Arbeiter; sie betrug 1600 Talente, etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen Dollars, für Rettich, Knoblauch und Zwiebeln; wieviel, fügt er hinzu, müssen erst die übrigen Speisen und die Kleider der Arbeiter und die eisernen Werkzeuge gelöst haben!

Beschwerlicher als das Ersteigen der Pyramide ist das Eindringen in das Innere derselben. Während stets eine große Hitze darin herrscht, wird der kühne Eindringling von Fledermäusen umschwirrt, die darin haufen. Durch einen mit Granitplatten angelegten Gang steigt man unter einem Winkel von 27 Grad zu einer Kammer auf, welcher der Name der Königin beigelegt ist; eine ähnliche Galerie führt zu der noch höher gelegenen Grabkammer des Königs. Die Galerie ist steil, acht Schichten hoch,

und hat zu beiden Seiten einen vorspringenden breiten Rand, in welchem sich in gleichen Abständen längliche gleichmäßige Löcher befinden. Am Ende der Galerie tritt man durch einen Thorraum in ein Vorgemach und dann in den Saal des Königs, der, viereckig wie die Pyramide selbst, genau nach den Himmelsgegenden gerichtet ist. An der Westseite, etwas von der Wand entfernt, steht der Sarkophag aus Granit. Aus Granit ist auch die Verkleidung des ganzen Gemachs, während die Pyramide selbst aus Blöcken Kalksteins aufgerichtet ist. Die Sage berichtet, daß in dem Sarkophag eine Mumie gelegen habe, mit goldenem, in Edelsteinen glänzendem Brustharnisch; doch ist jede Spur desselben verschwunden. Zahlreiche andere Kammern sind in dem gewaltigen Bau noch aufgedeckt worden.

Die zweite Pyramide, die des Chephren, nicht weit von der ersteren entfernt, ist für das Auge so hoch als die erste. Sie hatte eine Verkleidung von Marmor, von der an der Spitze noch einige Reste erhalten sind. Vor derselben, als Wächter des Eingangs, liegt der ungeheure Sphinx. Zweihundert Fuß lang, ist er fast ganz von dem Sande der Wüste bedeckt, und nur der kolossale Rücken und Kopf ragt verstümmelt hervor. Der untere Teil war der eines Löwen; zwischen den Klauen hielt er einen Tempel, in welchem dem in der Pyramide beigelegten und unter die Götter aufgenommenen Könige Opfer dargebracht wurden. Die Sphinge sind Gestalten, welche Glieder des Menschen und eines Tieres oder verschiedener Tiere zusammenstellen und dadurch die Verbindung verschiedener Eigenschaften des Gottes, vor dessen Tempel sie ruhen, sinnbildlich darstellen sollen. So war eine Gestalt mit Menschenkopf und Löwent Leib Sinnbild der Weisheit und Stärke. Solche Sphinge nun liegen oft in langen Reihen vor den Tempeln der Götter. Mit dem größten der Sphinge verbindet eine umfangreiche Ummauerung nach Südosten hin, durch Galerien verbunden, einen kolossalen Granittempel von 200 Fuß Länge und 164 Fuß Breite. Von dem Sande der Wüste bedeckt, sind seine Hallen und Gänge neuerlich aufgedeckt und zeigen zahlreiche Nischen, welche zur Aufnahme von Sargen bestimmt gewesen zu sein scheinen. In der Nähe dieser gewaltigen Trümmer erhebt sich die dritte größere Pyramide, aber ringsumher sind ganze Reihen kleiner Pyramiden und zahlreiche Gräber, welche großenteils den Namen derer tragen, die sie einst bargen, und bis in die Zeit des Cheops hinauf den Beamten der Könige die Ruhestätte gaben.

Von Ghizeh aus zieht sich auf dem linken Ufer des Nil an dem Rande der Wüste eine ganze Reihe von Pyramiden nach Süden hinauf. Insbesondere treten unter ihnen die zu Sakkarah hervor, wo eine Pyramide in Stufen erbaut neun bis zehn kleinere überragt. In der Umgegend sind zahlreiche Privatgräber aufgedeckt, welche sich durch schönerhaltene Wandgemälde auszeichnen, so das eines Ti, „eines Reichsedeln oder königlichen

Verwandten“. Hier, bei dem jetzigen Dorfe Mitraheny, treffen wir die Trümmer von Memphis, Noph oder Moph, der ältesten Hauptstadt des Landes und Residenz der Könige. Berühmt war es durch die Pracht seiner Tempel und Bauten, in denen die Pharaone einander zu überbieten suchten. Der Stadtteil, in welchem dieses Heiligtum lag, hieß Südmauer oder Südwand, und in schweren Kriegszeiten flohen die Aegypter in diese ihre Burg, wie auch Strabo es von der Perserzeit berichtet. Bei dem Eingange des Tempels errichtete Rhamses II., der Große, sich, seiner Gattin und seinen Söhnen Standbilder; in einem Nische liegt, auf das Angesicht gestreckt, der prächtige Koloss des großen Rhamses, aus einem einzigen feinkörnigen Stücke Kalkstein gebildet, einst 33 Fuß hoch. Es ist ein Pharaon aus Moses' Zeit, der, dessen Wunderwerke wir in Theben und Abu-Simbel anstaunen werden. Aber erschütternd ertönt über dem Kolosse die Frage an Noph: „Wie geht es zu, daß deine Gewaltigen zu Boden fallen und mögen nicht bestehen? Der Herr hat sie so gestürzt. Er macht, daß ihrer viele fallen, daß einer mit dem andern darniederliegt.“<sup>1</sup>

An diesen Tempel des Ptah reihte eine spätere Zeit den Apis-Friedhof, den Tempel des Apis, des Göttlichen Stieres, welcher als Sinnbild der zeugenden Naturkraft angebetet wurde; von einem daranstoßenden Tempel der Serapis auch Serapeum genannt. In dem siebenten Monate nach seiner Geburt wurde Apis in seinen geweihten Wohnsitz mit prächtigen Tempelhallen gebracht. Knaben spielten zu seinen Füßen, zahlreiche Priester brachten ihm Opfer, und in feierlichem Aufzuge wurde er dem Volke vorgeführt. Sieben Tage lang feierte man jährlich sein Geburtsfest. Fünf- und zwanzig Jahre lang, die Apisperiode, wurde er mit aller Mühe gepflegt; es war dies die Periode der Ausgleichung des Sonnen- und Mondenjahres; starb er, so wurde er in dem Friedhof feierlich bestattet; somit ertränkten ihn die Priester in einem geweihten Wasserbehältnis inmitten des Tempels, sagten dem Volke, er sei verschwunden, und setzten den einbalsamirten Leib in geheimen unterirdischen Gräften bei. Seit einer Reihe von Jahren ist es der französische Gelehrte, Mariette, der neben zahlreichen Entdeckungen über der Erde insbesondere diese gewaltigen und prachtvollen Gräber der Apistiere aufgedeckt hat. Auf einer schrägen, in die Tiefe laufenden Straße wurden die ungeheuren Sarkophage von schwarzem Granit hinabgelassen; 24 sind noch gut erhalten; hinabgelassen wurden sie auf großen Gängen von bedeutender Länge, die in Gestalt von Tunnels in den Kalkfelsen eingehauen sind; sie mündeten in Nischen; in solche Nischen wurden die Sarkophage gestellt; einen Begriff von ihrer Größe mag man davon abnehmen, daß 24 Personen bequem darin stehen und selbst

<sup>1</sup> Jerem. 46, 15. 16.

sich bewegen können. Inschriften auf hieroglyphischen Säulen geben eine zusammenhängende Reihe der Könige von den frühesten Zeiten der Herrschaft bis zu der Griechenzeit herab.

In solcher Pracht prangte einst Memphis, der Sitz des Pharaos, bei dem Abraham Aufnahme fand, die Residenz des Königs, der Joseph von dem Gefängnisse auf den königlichen Stuhl erhob, und der Jakob eine Zuflucht in Gosen eröffnete. Hatte hier Memphis Israel Gutes gethan, so ward es später nicht selten eine Zuchtrute, wie es heißt: „Ephraim muß wieder in Aegypten; Aegypten wird sie sammeln und Noph wird sie begraben.“<sup>1</sup> „Die von Noph zerschlagen dir den Kopf.“<sup>2</sup> Aber der Herr sprach: „Die weisen Räte Pharaos sind im Räte zu Narren geworden. Was sagt ihr doch von Pharaos: Ich bin der Weisen Kind und komme von alten Königen her? Die Fürsten zu Noph sind betrogen.“<sup>3</sup> „Ich will die Götzen zu Noph ausrotten und die Abgötter vertilgen und will ein Schrecken in Aegyptenland schicken, Noph soll täglich geängstet werden.“<sup>4</sup> „Das Schwert wird fressen, was um dich her ist. Noph wird wüste und verbraunt werden, daß niemand darin wohnen wird.“<sup>5</sup>

Die Tempel und Paläste sind als Baumaterial von Memphis nach Koptak, von dort wieder nach Kairo gewandert. Als die Hauptstadt des jetzigen Aegyptens hat sich Kairo in steigendem Wohlstande erhoben, und die Zahl ihrer Bewohner hat 450,000 erreicht, worunter 50,000 Europäer. Begründet wurde sie am Ende des 10. Jahrhunderts, bei dem Aufgange des Planeten Mars, El-Kahir, als die El-Kahira, die Siegende; größeren Aufschwung nahm sie, als Sultan Saladin hierhin seine Residenz verlegte. Die Stadt zeichnet sich dadurch aus, daß sie ganz in sarazenischem Stile erbaut ist. Trefflich ausgestattet sind die Bazare, die zugleich den Sammelpunkt der Bewohner bilden, wo sie zum Kauf und Verkauf sowie zu Befriedigung der Neugier zusammenströmen. Ganze Kreise bilden sich hier oft um die Pyhlen, die Zauberer Aegyptens,<sup>6</sup> welche fast ganz unbekleidet mit Schlangen<sup>7</sup> spielen, die sie um ihren Leib schlängeln, oder mit spitzen Werkzeugen in wildem Fanatismus sich verwunden und mit Schwertern einander bekämpfen. Die Stadt wird überragt von der Citadelle, welche das Schloß des Khedive mit Wohnungen seiner Beamten und Kasernen umschließt. Prächtig erhebt sich in ihr die Grabmoschee Mehemmed-Allis, aus ägyptischem Alabaster nach dem Vorbilde der Sophienmoschee in Konstantinopel erbaut, von fünf größeren und kleineren Domen überwölbt, welche auf hohen Alabasterfäulen ruhen. Bunte Glascheiben dämpfen das hereinfallende Licht zu einem angenehmen Hellbuntel. Die Citadelle lehnt an den

<sup>1</sup> Hes. 9, 3. 6.<sup>2</sup> Jerem. 2, 16.<sup>3</sup> Jes. 19, 11. 13.<sup>4</sup> Hes. 30, 13. 16.<sup>5</sup> Jerem. 46, 14. 19.<sup>6</sup> 2 Mos. 7, 11.

9, 11.

<sup>7</sup> Es. 58, 6.

Mofattam, an dessen Fuße sich die Gräber der Mameludenkönige hinziehen, von großen meist zerstörten Moscheen überdeckt. Die Gräber der jetzigen Bewohner dehnen sich nach der entgegengesetzten Seite der Stadt in der Wüste aus; an den frischerhaltenen weißen Denkmälern, alle von gleicher Einfachheit, hört man immer, besonders am Freitage, die herzerreißenden Töne der Klageweiber, die dort Klage halten und der Stimmung entgegenkommen, welche der Blick auf die Trümmer der Jahrtausende hervorrufst.

Können doch überhaupt die jetzigen Bewohner nur ein kümmerliches Bild geben von dem, was einst die Ägypter waren, wemgleich ihre Sitten bei der Stetigkeit des Morgenlandes uns jetzt noch an die frühesten Zeiten erinnern. Wir vergegenwärtigen sie uns genauer, um von den in der Heiligen Schrift geschilderten Sitten eine Anschauung zu gewinnen. Die Häuser hier in Ägypten haben nicht die morgenländische Pracht wie in Damascus; sie sind ziemlich hoch mit schönen geschnitzten Fensterläden oder Ertern. Solche Erter, wie sie schon in dem alten Testamente<sup>1</sup> erwähnt werden, sind wie die Fenster mit hölzernen Gittern verwahrt; denn Glas ist selbst jetzt fast noch gar nicht im Gebrauch, und es wird sorgfältig vermieden, daß man von außen in das Innere des Hauses sehen könne. Durch eine Pforte kommt man in einen kleinen Vorhof, der an den Wänden mit Sitzen versehen ist, und wo der Thürhüter seine Stelle hat; in solchem kleinen Hofe des hohenprieesterlichen Hauses in Jerusalem war es, wo Petrus<sup>2</sup> das Gespräch hatte mit der Thürhüterin. Die Thüren sind niedrig, sodasß man in die schönsten Paläste nur durch ein enges Pfortlein schlüpft, wie Salomo sagt: „Wer seine Thür hoch macht, ringet nach Unglück.“<sup>3</sup> Daher ist auch die hohe Pforte Ausdruck für die Majestät des Sultans geworden. Die Thüren werden verschlossen durch einfache hölzerne Schlösser, eigentlich Riegel, die vorgelassen und durch sichelähnliche Schlüssel in die Höhe gehoben werden. Diese alte Art der Schlösser ist im Morgenlande geblieben; nur bei Schatzkammern werden eiserne Riegel und Schlösser erwähnt, sie entsprechen auch den bei Homer erwähnten und beweisen die damals größere Sicherheit des Eigentums. Der größere Hof des Hauses ist wie in Damascus von den Hallen und Zimmern umgeben; jeder Flügel ist von dem andern abgeschlossen, und jedes Zimmer hat seine besondere Einteilung. Es besteht aus einem Bierock, dessen Unterteil da ist, wo sich die Thür befindet; bei ihr ist Raum für die Dienstboten. Der obere Teil, der Thür gegenüber, erhebt sich um eine Stufe und ist an den drei Seiten mit einem breiten Divan besetzt; diese Lager waren oft so schön, daß Amos<sup>4</sup> elfenbeinerne nennt; mehr als drei Fuß breit von den Wänden aus sind sie ganz mit Polstern bedeckt, daher heißt es: „Ich habe mein

<sup>1</sup> Ps. 144, 12. <sup>2</sup> Joh. 18, 16. <sup>3</sup> Ezechiel. Sal. 17, 19. <sup>4</sup> Am. 6, 4.

Bette schön geschmücket mit bunten Teppichen aus Aegypten; ich habe mein Lager mit Myrrhen, Aloes, und Cinnamon besprengt.“<sup>1</sup> Die Tische sind sehr niedrig, mehr unfern Fußbänken ähnlich; auf ihnen werden dann auch die Speisen niedergefetzt, so daß man sich bei denselben niederkaeuern muß; ursprünglich scheint man bei dem Mahle gefessen zu haben, wie wir es auf den Denkmälern finden, aber schon bei den Propheten wie im Neuen Testamente wird erwähnt, daß man bei Tische lag. Während wir im Folgenden einen Kreis um den Tisch sehen, waren es bei größern Mahlzeiten in der Regel drei, welche auf einem Polster lagen; mit der linken Hand auf das Polster sich stützend, aß man mit der rechten, die frei blieb; der zweite saß an der linken Brust des ersten, diesem zunächst am Heren, wie „Johannes zu Tische saß an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte“;<sup>2</sup> man nannte es auch in seinem Schoß sitzen, wie „Lazarus von den Engeln getragen ward in Abrahams Schoß“.<sup>4</sup> Messer und Gabeln kennt man bei dem Essen nicht, sodas die Finger benutz werden müssen und ebendeshalb ein Waschen der Hände vor und nach der Mahlzeit um so notwendiger ist.

Die Kleidung unterscheidet sich von der unsrigen dadurch, daß sie bei der Wärme des Klimas weiter und leichter, aber auch faltenreicher ist und bis an den Boden hinabreicht. Das Unterkleid ist ein weites, faltiges, weißes oder blaues Gewand von Leinwand oder Baumwolle, meist mit kurzen Ärmeln, oft auch ohne Ärmel. Bei Männern und Frauen ist es gleich gemacht. Umgeschlossen ist es von einem Gürtel, bald von Leder oder Leinen, bald von Seide und kostbarem Schmucke und mit Gold und Silber geziert. Man trägt daran das Schwert und wie in einer Tasche Messer, Geld<sup>4</sup> und andere Bedürfnisse. Der Gürtel ist notwendig, um an der Bewegung nicht gehindert zu werden; das „sich Gärten“ ist daher Zeichen der Bereitschaft zu irgend einem Werke. Zugleich ist der Gürtel Ehrengesent<sup>5</sup> und Zeichen der Würde<sup>6</sup> Darüber wird das Oberkleid getragen, das Kleid oder der Mantel; entweder in zwei Teilen, auf den Schultern zusammengeheftet, vorn und hinten herunterhängend, oder ein Prachtkleid mit weiten Ärmeln und mit Pelz geziert (Kastan); die vornehmste Farbe war bei den Israeliten weiß,<sup>7</sup> purpurrot, scharlachrot und dunkelblau. An den vier Zipfeln des Mantels trugen sie eine dunkelblaue Schnur mit Quasten, „sie sollten dazu dienen, daß, wenn sie sie anfähen, sie gedächten der Gebote des Herrn“.<sup>8</sup> Diesen „Saum des Kleides Jesu rührte jenes Weib an“,<sup>9</sup> und sobald war sie gesund. Diese „Säume machten die Pharisäer groß“,<sup>10</sup> um ihre Frömmigkeit zu zeigen. An den Füßen trägt man doppelte Schuhe, von denen

<sup>1</sup> Sprichw. Sal. 7, 16, 17.    <sup>2</sup> Job. 13, 23.    <sup>3</sup> Lut. 16, 22.    <sup>4</sup> Matth. 10, 9.

<sup>5</sup> 2 Sam. 18, 11.    <sup>6</sup> Jes. 22, 21.    <sup>7</sup> Lut. 16, 18.    <sup>8</sup> 4 Mos. 15, 39.    <sup>9</sup> Lut. 8, 44.

<sup>10</sup> Matth. 23, 5.



die feinem die Stelle der Strümpfe vertreten; die gröbern Oberschuhe zieht man aus, ehe man die innern Räume oder die Teppiche betritt; daher stehen an den Eingängen der Kirchen und Moscheen bei den Gottesdiensten ganze Haufen von Schuhen, aus denen der Besizer schwer die feinen herausfindet. Im Altertume und bei den Beduinen hat man statt der Schuhe Sandalen, Schnürsohlen aus Holz oder Leder, welche mit Riemen festgebunden und bei dem Eintritte in das Haus abgelegt werden. Natürlich wurde der Fuß beim Gehen bestaubt; das erste Zeichen der Gastfreundschaft war daher, die Füße<sup>1</sup> zu waschen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist eine Haube, um die ein Turban gewunden ist.

Sehr ähnlich ist die Tracht der Frauen, nur weiter, feiner und prächtiger. Als besonderer Unterschied tritt der Schleier hinzu. Entweder ist es ein Florney, das über das Gesicht herabhängt und durch ein Stirnband befestigt ist, darüber ein Überwurf, der, je nach der Bornehmheit breiter, die ganze Gestalt umhüllt; so ist es jetzt in Agypten; oder es ist ein Schleier, der die ganze Gestalt umhüllt, wie es jetzt im Heiligen Lande der Fall ist. Die Heilige Schrift nennt schon sechs verschiedene Arten der Schleiertrachten. Mit großer Sorgfalt wird das Haar geziert, jetzt meist in zahlreichen Zöpfen herabhängend, die mit Goldstücken und Edelsteinen durchflochten sind, sodas große Schätze in dem Haarpuß einer Frau enthalten sind. Die Augen werden geschminkt<sup>2</sup> mit einer Mischung aus gebranntem und gepulvertem Spieglanzerg und Zink, mit Öl angemacht und vermittelst eines Pinsels an die Augenlider und rings um die Augenbrauen gestrichen, um sie pechschwarz zu machen. Die Finger und Zehen werden mit Henna gefärbt, was gelbe oder mit Mischungen dunkelblaue und feuerrote Farbe giebt. So nimmt der Schmud des weiblichen Geschlechts mit seinen vielen Einzelheiten einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch und ist das traurigste Zeichen der niedrigen Stellung, zu der es im Morgenlande verurteilt ist.

Nachkommen der alten Bewohner Agyptens finden wir in den Kopten; ihre Zahl beträgt etwa noch dreihundertfünzigtausend in Agypten; ihre Gesichtsbildung hat starke Züge, welche unwillkürlich an die alten Agypter auf den Monumenten erinnern; besonders tritt dies bei den Kindern hervor. Die Kopten bildeten eine besondere Sekte der morgenländischen Kirche. Es war die Lehre von der Person Christi, in der sie sich für die Partei der Monophysiten erklärten. Diese nahmen nicht mit der allgemeinen christlichen Kirche in der Einen Person des Gottmenschen zwei Naturen, die göttliche und menschliche, sondern überhaupt nur Eine gottmenschliche Natur an. Im Anfange des 6. Jahrhunderts schlossen sie

<sup>1</sup> 1 Tim. 5, 10.    <sup>2</sup> 2 Kön. 9, 30.

sich als kaiserliche Partei ganz von der griechischen Kirche ab, und als der Patriarch von Alexandria sie vielfach drückte, erleichterten sie sogar den Mohammedanern die Eroberung des Landes. Sie trennten sich von den Christen und verbanden sich mit den Anhängern Mohammeds. Trotz des Druckes der Mohammedaner ist dieses Verhältnis zu den Christen geblieben; mißtrauisch und argwöhnisch halten sie sich von andern Kirchen fern. Die Unwissenheit der Geistlichen und des Volkes ist noch größer als bei den andern Kirchen des Morgenlandes; sie haben sogar viele Gebräuche von den Mohammedanern angenommen, besonders da, wo das Alte Testament Ähnliches darbietet; so haben sie wie diese die Beschneidung. Ihr Gottesdienst stimmt noch wesentlich mit dem der griechischen Kirche überein; die dabei übliche Sprache ist noch immer die koptische. Das Äußere der koptischen Kirchen wie die Lage der Geistlichen und der Klöster giebt den Eindruck der drückendsten Armut. In jedem Gespräche tönt wehmütige Klage über ihr Elend hindurch. Wie sie sich durch einen schwarzen oder dunkelbraunen Turban von den Mohammedanern unterscheiden, so macht ihre Kirche überall den Eindruck wehmütiger Trauer.

Diese alten Herren des Landes haben sich beugen müssen vor dem Mohammedanismus, der sich mit siegreicher Kraft in Ägypten ausbreitete und gerade hier seine wissenschaftliche Begründung erhielt. Wie Kairo eine ganz sarazenische Stadt ist, so haben hier auch die Moscheen ihre eigentümliche Gestalt bewahrt, während sonst, wie in Jerusalem, Damascus und Konstantinopel, christliche Kirchen entweder in Moscheen verwandelt wurden oder doch diesen zum Vorbilde dienten. Unter den prächtigen Moscheen der Stadt ist insbesondere die Moschee El-Azhar zu nennen, mit der eine Art von Akademie, eine der bedeutendsten des Islams überhaupt, verbunden ist, in welcher Gelehrte Unterricht erteilen. Gegen 3000 Schüler leben dort klerikalisch zusammen; sie sammeln sich aus ganz Afrika und Vorderasien, ja aus Indien und den Ländern Birmenasiens; viele unter ihnen sind Sklaven, welche aus dem Innern Afrikas dorthin kommen und nach vollendeter Ausbildung als Missionare des Islams in ihre Heimat zurückgesandt werden. Dort, im Innern Afrikas, erringt der Mohammedanismus immer neue Siege, und während er in Jerusalem starke Erschütterungen erleidet, ja, selbst in Konstantinopel, sodasß man glauben möchte, seine letzte Stunde sei nahe, so hat er hier ein Feld, auf dem er in jugendlicher Kraft immer neue Eroberungen macht.

Der eigentliche Sammelpunkt ägyptischen Lebens ist in Kairo, wie in dem Lande überhaupt, der Nil, der den Grundzug seiner Eigentümlichkeit bildet, und mit dem die Geschichte des Landes so unmittelbar verknüpft ist, wie es kaum in einem Lande sich findet. Auch hier zeigt es sich, wie sehr der Mensch in der Entwicklung seines Geistes von der Natur abhängig ist und

die Geschichte innerhalb der Natur steht. Noch jetzt sind die Wasser des Stromes fast das einzige Mittel der Verbindung zwischen den verschiedenen Gegenden des Landes. Auf Booten mit zwei hohen Segeln, ganz ähnlich gestaltet wie auf den Denkmälern der Vorzeit, schiff't sich der Reisende der Gegenwart ein, um auf den wunderbaren Fluten zu den großartigen Trümmern vergangener Größe getragen zu werden. Palmenwäldchen, gruppenweise zerstreut, deuten auf die Stätten von Bewohnern; weite Saatzfelder von Durrazweigen, Zuderrohr, Zelängerjelieber und andern Kräutern bilden einen bunten Teppich über dem dunkelbraunen Boden, welchen der wandernde Sand der Wüste mit seiner ertötenden Decke trifft, wenn nicht die Wasser des Stromes sich darüber ausbreiten. Bald fliegen Boote vorüber den Strom hinab, durch lauten Ruf der Schiffer angekündigt; die Genossen begrüßen einander; in wenigen Worten teilt man sich Ziel der Fahrt und Zahl der Reisetage mit, und schon ist das Wort nicht mehr vernehmbar. Oder es gelingt durch Eifer der Ruderer und kluges Segeln ein Boot einzuholen, und es beginnt eine Wettfahrt, welche mit den mannigfaltigsten Begegnungen Stunden, oft Tage lang andauert. Plötzlich fährt das Boot fest, was auch der erfahrenste Steuermann bei dem stets wechselnden Wasserstande und der Menge mit dem Strome hinabgeschwemmten Sandes nicht ganz vermeiden kann; schnell springt die Mannschaft in das Wasser, und durch vereinte Kräfte wird das Fahrzeug wieder flott. Das alles unter lautem Geschrei, das im Morgenlande alle Thätigkeit begleitet, bis die Sige wieder eingenommen sind, und ein munterer Gesang beginnt, in fröhlichem Chore antwortet das Schiffsvolk dem Vorsänger.

Wieder wendet das Auge sich zum Ufer. Unter dem Schatten der Palmen zieht sich ein Dorf hin, Weiber in bunten Gruppen schöpfen das Wasser des Nils, mit Leichtigkeit heben sie die großen steinernen Krüge auf das Haupt; in graziosom Gange wenden sie sich dem Hause zu, das Angesicht sorgfältig vor dem Fremdling verhüllend. Dort arbeiten Ägypter auf dem Felde im Schweiß des Angesichts, und hier ankert ein Boot, um eine reiche Ladung Getreides einzunehmen und hinabzuführen. Eine Karawane beladener Kamele ziehen bedächtigen Schrittes hin; vorüber eilt in fliegendem Laufe ein Dromedar; auf ihm wiegt sich ein Diener, der die Post des Paschas trägt, welche regelmäßig nach Oberägypten hinaufgeht. Rinderherden schleppen sich vorüber, welche für die Hauptstadt bestimmt sind, aber bei dem erschöpfenden Marsche nur zum geringsten Teile dort anlangen; dort ein Ägypter, der im Schweiß seines Angesichts das Land mit dem Wasser des Flusses<sup>1</sup> trinkt, oder bei größerer Wohlhabenheit die Ochsen oder Esel stachelt, wenn sie die Schöpfräder treiben. Plötzlich ein

<sup>1</sup> 5 Ref. 11. 10.

Auffschreien der Mannschaft; auf einer Sandbank liegen Reihen von Krokodilen, welche ihren dunkeln unförmlichen Leib sonnen, und durch das laute Rufen oder durch Schüsse erweckt, sich schnell in den Fluten verbergen. Je weiter südlich man hinaufgelangt, desto reicher wird die Vegetation; die gelbblütige Nilakazie zeigt sich, lachende Getreidefluren, große Zucker-, Baumwoll- und Ricinuspflanzungen erscheinen; Pelikane wandern am Strande, von Scharen wilder Gänse umgeben; Adler nisten an den Bergen, mit kühnem Fluge aufsteigend.

So erscheint jetzt dieser Strom ohnegleichen auf dem Erdboden. Er wälzt seine gewaltigen Wasser durch eine Strecke von 300 Meilen fast ohne einen Zufluß und geht in einer ungeheuren Felspalte fort, die er sich mitten durch die Wüste gebahnt hat. Der östliche Höhenzug füllt das ganze Land bis zum Roten Meere, sehr steil, oft senkrecht, der westliche steigt in einer schrägen Böschung vom Nilthale auf und fällt gegen Libyen hinab. Im allgemeinen zieht er sein wechselndes Bett mehr an der östlichen Seite des Thales hin, die sich oft zu Felswänden von 700—1000 Fuß Höhe erhebt. Das Flußthal selbst, in Jahrtausenden aufgehöhht durch den fort und fort sich darüberlegenden Nilschlamm, bildet eine vollkommene Ebene, nur unterbrochen durch die Trümmerhügel alter Städte, auf denen die ärmlichen Hütten der jetzigen Bewohner aufgebaut sind. So eigentümlich und kastenartig gestaltet das geschichtliche Leben der Ägypter ist, ebenso eigentümlich ist auch die Weltstellung und Gestaltung des Nilthales, die sich auf der ganzen Erde nicht wiederholt.

## 2. Oberägypten.

Wir folgen den Ufern des Nils, welche uns durch fruchtbare Auen an Palmenwäldern vorüberführen, und halten zuerst an bei den Gräbern von Beni-Hassan, die an Eingangspforten auf der östlichen Höhe von dem Flusse aus erkennbar sind. Wie die Ägypter in der frühesten Zeit Pyramiden zu Grabstätten sich errichteten, so legten sie sich später Gräber in den Felsen an. Die einfachste Weise ist ein Vorsaal, der oft auf Pfeilern oder Säulen ruht; aus ihm zieht sich dem Eingange gegenüber ein langer Gang hin, an dessen Ende sich der Sarkophag befindet. Je nach dem Reichtume des Besitzers oder der Länge seines Lebens mehren sich die Säle, welche sich an den ersten in den Felsen hinein anreihen. Die Wände sind mit Bildwerken und Malereien bedeckt, welche sich auf die Thätigkeit und die Umgebungen des Verstorbenen beziehen, und in denen man es liebte, den ganzen Reichtum seiner Besitzungen, ja die von dem Verstorbenen beschäftigten Künstler und Arbeiter darzustellen. Die Ägypter bereiteten sich darin eine Art von Unsterblichkeit; schon Diodor sagt von ihnen:

„Die Ägypter nennen die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil sie nur eine kurze Zeit darin wohnen; die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser, weil die Toten in ihnen eine grenzenlose Zeit zubringen. Auf die Erbauung der Häuser wenden sie daher weniger Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet.“ Diese herrlichen Gräber, deren Eingänge durch Thürsteine verschlossen werden, sind durch Jahrtausende hindurch dem menschlichen Auge verdeckt geblieben; erst in der neuesten Zeit, im Anfange dieses Jahrhunderts, mit der Expedition Napoleons I., sind sie wieder in größerem Umfange erschlossen worden; die alte Pracht der Farben ist geblieben, und plötzlich tritt ein Sohn der Gegenwart in Räume, die vielleicht vier Jahrtausende hindurch kein menschlicher Fuß betreten hat. Es ist, als würden wir in jene graue Vorzeit versetzt und würden auf Augenblicke aus dem Leben und den Umgebungen der Jetztzeit in die Mitte damaliger Geschlechter geführt. Dazu hat man es erreicht, die zahlreichen alten Schriften der Ägypter zu entziffern und zu verstehen. Im Jahre 1799 ward eine jetzt im Britischen Museum zu London befindliche Inschrifttafel zu Rosette gefunden, welche einen königlichen Befehl in hieroglyphischer, in Volks- und in griechischer Sprache enthält. Hieraus hat man nun die hieroglyphische Schrift kennen gelernt, eine Bilderschrift mit mehr als tausend Zeichen, welche wir auf den meisten Denkmälern finden. Von ihr verschieden war die durch raschere Schreibweise aus ihr entstandene hieratische oder heilige Schrift, in welcher die meisten Papyrusrollen abgefaßt sind. Endlich bestand noch die gewöhnliche Volksschrift, die demotische, etwa seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. für die spätere Umgangssprache entstanden. Aus ihr ist die spätere koptische entstanden. Durch das Verständnis der Schriften und Sprachen wurden nun die reichen Schätze der ägyptischen Litteratur aufgedeckt. So reich diese Enthüllungen in Denkmälern und Schriften sind, so haben sie doch einem höhern Zwecke nach Gottes Leitung dienen müssen. Gerade zu einer Zeit, wo der Unglaube mit frechem Hochmuth es wagte, die Angaben der Heiligen Schrift zu bezweifeln und insbesondere die Nachrichten der ersten Bücher des Alten Testaments in das Reich der Fabel zu verweisen, wo Gottesgelehrte und Geistliche mit vermeintlicher Kenntnis des Alterthums und tiefer Geschichtsforschung sich berechtigt glaubten, dem Worte Gottes zahlreiche Irrthümer nachzumeifen und die Mittheilungen über die Bildung der Urzeit zu belächeln, gerade zu der Zeit mußte ein Napoleon I., der ganz andere Zwecke verfolgte, Werkzeug in der Hand des allmächtigen Gottes werden, um diese Steine reden zu lassen und die verwegenen Angriffe gegen sein Wort in ihrer Thorheit, Lächerlichkeit und Vermessenheit erscheinen zu lassen. Während wir nun im Heiligen Lande fast gar keine Spuren des Lebens der Bergangenheit finden, und nur noch der Boden des Landes von der Führung

des Volkes Gottes zeugt, hat der Herr in den Gräbern Aegyptens die reichste Fundgrube eröffnet, mit deren Ertrage wir in die kleinsten Züge des häuslichen Lebens hineinversetzt werden und von den Zeiten der Patriarchen, der Zeit Moses und den Zeiten der Könige Israels ein lebendiges Bild erhalten. War Aegypten damals das gebildetste Land der Erde, und führte Gott die Stammväter seines Volkes gerade dorthin, um auf seinen Fluren zu einem Volke zu werden, alle Elemente der Bildung, insoweit sie nichts götzendienerisches an sich hatten, in sich aufzunehmen, und mit denselben dann in die heilige Stille des edelsten aller Länder sich zurückzuziehen, so erkennen wir auch hier eine Andeutung, wie alle Entwicklung menschlicher Kunst und Wissenschaft, selbst bei Ungläubigen, nur den Zweck hat, dem Reiche Gottes zu dienen und seine Entwicklung zu fördern.

Eine hervorragende Stellung unter den Darstellungen in den Gräbern nehmen nun die zu Beni-Hassan ein. Sie sind aus der Zeit Sefurtesens II., der frühesten Zeit der Pharaonen, und geben uns also ein Gemälde der Sitten aus der Zeit, um welche Abraham mit seinem Weibe Sarah nach Aegypten kam. In dem Grabe des Num Hatep, des Statthalters der Ostländer, wird demselben in den Wandgemälden eine semitische Familie von siebenunddreißig Einwanderern zugeführt. Ein königlicher Schreiber übergibt ihm die Schrift, welche den Bericht über die Fremden enthält; von diesen schreiten zwei voran, Geschenke bringend, eine wilde Ziege und eine Gazelle, wahrscheinlich Erzeugnisse ihrer Heimat. Es folgen Männer mit Bogen und Lanzen; sie leiten einen Esel, auf ihm zwei Kinder in Körben, begleitet von einem Knaben und vier Weibern. Es folgt ein anderer Esel mit Kriegsgerät beladen, dann zwei Männer, von denen der eine Bogen und Keule, der andere eine der griechischen ähnliche Leier trägt, die er mit dem Plektron schlägt. Die Männer haben Bärte gegen die ägyptische Sitte und erscheinen in Farbe und Ausdruck als Semiten. Man hat vielfach bei dieser Darstellung an die Einwanderung der Familie Jakobs gedacht; wenn aber auch die Zahl der Familienglieder und die Zeit der Einwanderung damit nicht übereinstimmt, so ist es doch ein anschauliches Beispiel solchen Einzuges in die Kornkammern Aegyptens, wie später Jakob<sup>1</sup> ihn hielt.

Von dieser Darstellung wenden wir uns zu der Zusammenstellung, welche die mannigfaltigsten Züge aus dem Leben der alten Ägypter aus verschiedenen Gräbern und aus Zeiten von Abraham bis Moses vereinigt. Zuerst sehen wir Bildhauer arbeiten, deren gewaltige Werke wir bei den Tempeln bewundern werden; eine sitzende kolossale Statue ist mit Stricken auf einem Schlitten befestigt und wird von vier Reihen von Männern fortgezogen. Ein Mann steht auf den Knien der Statue und giebt die Befehle;

<sup>1</sup> 1 Mos. 42, 2. 46, 5—7.

ein anderer vor der Statue schlägt mit zwei Hölzern den Takt zum gleichzeitigen Anziehen; ein dritter gießt Wasser auf die Unterlage des Schlittens; wieder andere tragen neue Wasserkrüge und Unterlagen herbei. Zu vorderst gehen Abteilungen von Männern mit Palmzweigen in feierlichem Zuge voran. — Daneben polieren Bildhauer eine große stehende Königsstatue; eine Säule aus einem Stücke mit offenem Kelchcapital wird behauen und geglättet; eine monolithische oder hölzerne Thür wird angemalt und beschrieben. Ein sitzender Koloss, wie der stehende, in ein Gerüst eingespannt, wird poliert. — Dann werden Palmbäume gefällt und aus denselben ein Schiff gezimmert; eine Planke wird zerfägt, ein Stab gespalten und ein Brett ausgemeißelt. — Wagner sind mit einem Rade beschäftigt, weiterhin mit einem Seitenstück des Wagens, mit Deichsel und andern Stücken des Wagens, die mit Säge und scharfen Instrumenten bereitet werden. Wiederum Steinmeßer arbeiten mit Meißel und Schlägel; ein anderer Arbeiter hobelt und poliert ein Brett; daneben liegen ein Spizhanmer und ein Richtscheit. Von zwei Drechslern fertigt einer Stuhlbeine mit Löwenfüßen an, während der andere mit einem Bogen Löcher in einen Stuhl bohrt. — So sehen wir denn auch eine Anzahl von Möbeln, die in der höchsten Feinheit ausgeführt werden. Ein Schrein mit rundem Deckel, ein Ruhebett in Gestalt eines Löwen. Darunter steht ein kleines Gestell, welches die Ägypter bei dem Ruhen unter den Kopf zu stellen pflegten, von Holz oder Stein, in einer halbrund ausgehöhlten Form, wie es jetzt noch in den südlichen Gegenden des Nils in sehr derelbten Weise gebraucht wird; es wurde Bedürfnis, um die künstlichen Haarperücken zu schonen. Ein Spiegel und ein kleiner Schrank stehen neben dem Ruhebette. Darunter aber ein reichgeschmückter Sessel mit gepolstertem Sitz und Lehne mit untergelegten Pantherfellen und gebundenen Feindesfiguren, welche zwischen den kreuzweise gestellten Füßen des Thrones angebracht sind; die glänzenden Farben, in denen er ausgeführt ist, entsprechen der Pracht der Schnitzarbeit und geben einen Beweis der hohen Vollendung, zu der man in diesen Dingen gelangt war; daneben steht ein sehr geschmackvoll gearbeiteter Feldstuhl mit Füßen von Ebenholz und aufgelegtem, vorn überhängendem Polster. Vor einem Tische stehen zwei gleichfalls gepolsterte Fußbänken. Wie sehr diese Polster gebraucht wurden, zeigt auch die Mahnung des Propheten bei Israel: „Wehe euch, die ihr Rißen macht den Leuten unter die Arme und Pfühle zu den Häuptern, beiden, Jungen und Alten, die Seelen zu fangen.“<sup>1</sup>

Dann erscheinen Töpfer, welche Gefäße formen, drehen, malen und brennen; gerade dieses Handwerk muß in Jerusalem, wo es treffliche

<sup>1</sup> Hes. 13, 18. 20. 21.

Töpfererde gab, viel geübt worden sein, wie denn die Propheten<sup>1</sup> sehr häufig Bilder von demselben entlehnen. Neben jenen Gefäßen stehen Prachtgefäße aus Gold getrieben und mit mannigfaltigen Verzierungen in Form von Menschen, Tieren und Blumen. Ebenso sehen wir auch Goldbringe auf einer Wage abgemogen; als Gewichte dienen Tierköpfe; daneben steht ein Korb mit anderen Gewichten, darunter eins in Form eines Nilpferdes. Die Gold- und Silberarbeiter hatten ein reiches Feld durch die Verfertigung der Götzenbilder, und sehr oft werden daher in der Heiligen Schrift von ihnen Bilder entlehnt. „Wie man Silber, Erz, Eisen, Blei und Zinn thut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase und zerschmelze es, also (spricht der Herr) will ich euch auch in meinem Grimm zusammenthun. Wie das Silber zerschmelzet im Ofen, so sollt ihr auch dariinnen zerschmelzen.“<sup>2</sup> „Wie das Feuer Silber und der Ofen Gold, also prüfet der Herr die Herzen.“<sup>3</sup> Wie weit man es hierin brachte, zeigt der prächtige Schmuck, der auch unter Israel in Gebrauch kam. Ja die Herstellung der Stiftshütte und der Kleider des Hohenpriesters inmitten der Wüste legt Zeugnis davon ab, welche eine Gewandtheit<sup>4</sup> die Israeliten darin von Ägypten mitbrachten. Malerisch schildert das Buch Hiob in der erhabenen Weise dieses Buches den Bergbau: „Man legt die Hand an die Felsen und gräbet die Berge um. Man reiße Bäche aus den Felsen, und alles, was köstlich ist, siehet das Auge. Eisen bringt man aus der Erde, und aus den Steinen schmelzet man Erz.“<sup>5</sup> Auch die gröbere Arbeit finden wir vertreten; Lanzenschäfte glätten Stiele von Lanzen und Wurfsstöcken. Daneben ist ein niedriger Schmelzofen und zu beiden Seiten Blasebälge, welche von zwei Personen in der Weise getreten werden, daß der leere Balg immer an einem Bande wieder in die Höhe gezogen wird, während der andere noch sich leert; außerdem Wurfspeie, Mauerbrecher, Dolch, Harpe, Helm und Panzerhemd, Schild, Keule und Streitart, eine Sammlung von Waffen verschiedener Art.

Seiler sind beschäftigt, Stricke zu drehen; zwei runde Hausen fertiger Ware liegen daneben. In einer Schuhmacherwerkstatt wird Leder verarbeitet, und werden Sandalen verfertigt. Dann erscheinen Weiber und Männer, welche Fäden anfertigen, spinnen, Zeuge weben und waschen. In einer Küche werden Kuchen gebacken; gerupptes Federvieh wird in Kessel gestekt; eine Pfanne steht über dem Feuer und wird von zwei Köchen besorgt. Weiter werden Hausfrauen von ihren Sklavinnen bedient mit Speise und Trank, oder lassen sich bei ihrem Anzuge zur Hand gehen. Wie zusammengesetzt und mühsam dieser schon damals war, zeigt die Drohung

<sup>1</sup> Jerem. 18. <sup>2</sup> Hes. 22, 20, 22. <sup>3</sup> Sprüche Sal. 17, 8. <sup>4</sup> 2. Ref. 31, 1—6, 28.  
<sup>5</sup> Hiob 28, 1—10.



des Propheten an die Töchter Zions: „Zu der Zeit wird der Herr dem Schmuck an den köstlichen Schuhen wegnehmen und die Hefte, die Spangen, die Kettlein, die Armspangen, die Hauben, die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, die Bisemäpfel, die Schleier, die Beutel, die Spiegel, die Koller, die Vorten, die Kittel.“<sup>1</sup> Besonders werden wiederholt die Spiegel hervorgehoben, aus gemischtem Metall, vorzugsweise Kupfer, sehr sorgfältig gearbeitet und poliert; und so bewunderungswürdig war die Zusammensetzung der Metalle, daß dieser Ersatz unsers Spiegelglases eines Glanzes empfänglich war, der noch jetzt bei vielen wiederhergestellt worden ist. Der Spiegel war beinahe rund, eingefügt in einen Handgriff von Holz, Stein oder Metall. Ferner sitzen vier phantastisch angezogene Frauen, deren eine die Flöte bläst, die andern klatschen zum Takt in die Hände, während ein musikalischer Aufzug erscheint, wo die erste Frau die Harfe, die zweite die Zither, die dritte die Doppelflöte, die vierte die Lyra spielt. Damit werden uns die wichtigsten musikalischen Instrumente der heiligen Musik Israels vorgeführt, zu denen noch Posaunen und Trompeten, Pauken und Becken kamen. David gab ihr eine Einrichtung, wie sie später wohl nicht wieder erreicht ist; er hatte einen Tempelchor von 4000 Leviten unter 288 Meistern in 24 Ordnungen, unter denen Assaph, Heman und Jeduthun; besondere Abteilungen hatten besondere Instrumente; nur an großen Festen wirkte der ganze gewaltige Chor bei dem Gottesdienste zusammen. Bei dieser Großartigkeit wird es wiederholt besonders hervorgehoben, wenn alles wohl zusammenstimmte, wie es bei der Einweihung des Tempels unter Salomo heißt: „Und die Leviten mit allen, die unter Assaph, Heman, Jeduthun und ihren Kindern und Brüdern waren, sangen mit Cymbeln, Psaltern und Harfen und standen gegen Morgen des Altars, und bei ihnen hundertundzwanzig Priester, die mit Trompeten bliesen; und es war, als wäre es Einer, der trompetete und sänge, als hörte man Eine Stimme, zu loben und zu danken dem Herrn.“<sup>2</sup>

Es eröffnet sich der Blick in ein Landhaus in leichtem Holzbau mit hohen schlanken Säulen in der eigentümlichen Art ägyptischer Perspective, in welcher Aufriß und Grundriß der Gebäude nach bestimmten Gesetzen miteinander verbunden werden. Die Bewohner des Hauses empfangen Gäste und werden von ihnen in morgenländischer Höflichkeit teils mit erhobenen Armen, teils durch unterwürfiges Niederwerfen auf das Angesicht begrüßt. So fiel man in Ehrerbietung auf sein Angesicht, wie Abraham<sup>3</sup> vor dem Herrn, der mit ihm redete, wie Nebukadnezar<sup>4</sup> vor Daniel, wie der Ausfäßige<sup>5</sup> vor Jesu; und die Ausdrücke der Unterwürfigkeit waren ebenso

<sup>1</sup> Jer. 3, 18—23. <sup>2</sup> 2 Chron. 5, 12. 13. <sup>3</sup> 1 Ref. 17, 3. <sup>4</sup> Dan. 2, 46. <sup>5</sup> Luf. 5, 12.

stark, wie Mephiboseth, der Sohn Sauls, zu David spricht: „Wer bin ich, dein Knecht, daß du dich wendest zu einem toten Hunde, wie ich bin?“<sup>1</sup> Ebenso innig war aber auch bei Gleichstehenden die Wärme, mit der man sich um den Hals siel und sich küßte. Vor dem Hause ist der Garten mit Bäumen, Sträuchern und bedeckten Lauben sichtbar. — Daneben erscheint ein großartiges Landhaus mit regelmäßigen Gebäudeanlagen, Höfen, pylonenartigen Thoren, Teichen, zu denen Treppen hinabführen, Alleen und mannigfaltigen Gartenanlagen; die Verbindung des Grundplans mit der Seitenansicht erscheint hier in größerem Umfange.

Das führt uns hinaus zu der *W e i n e r e i t u n g*, die seit Noah in dem Morgenlande viel geübt wurde. Zuerst werden die Trauben gepflückt, dann mit den Füßen gekeltert, wobei sich die Stampfenden oben an einer Stange anhalten. Da die Trauben meist rötlich waren, so wurden sie und ihre Kleider wie mit Blut bespritzt; daher spricht der Prophet, der es als Bild vom Messias braucht: „Warum ist denn dein Gewand so rotfarb und dein Kleid wie eines Keltertreters? Ich trete die Kelter allein, ich habe sie gekeltert in meinem Zorn. Daher ist ihr Vermögen auf meine Kleider gespritzt, und ich habe alle mein Gewand besudelt.“<sup>1</sup> Es geschah unter Freudensrufen, so daß man sagen konnte: „Er wird singen ein Lied wie die Weintreter, des Hall erschallen wird bis an der Welt Ende.“<sup>2</sup> Die zerstampften Trauben werden dann in einen Sack gesteckt, und dieser mittels zwei durch Besen gesteckter Stangen zusammengewunden, so daß der Most in ein darunterstehendes Gefäß abläuft. Dabei fällt die künstliche Stellung des Mannes auf, der sich zwischen beiden Stangen, die er mit Gewalt auseinanderhält, in der Luft hält, ohne die Erde zu berühren. Rechts endlich wird der Wein in größere Gefäße abgegossen; mehrere bereits verschlossene und versiegelte Weingefäße stehen daneben. Diese wurden dann nicht selten in die Erde eingegraben und aufbewahrt. Herrlich ist der Wein des Heiligen Landes; dabei ist der Ertrag von einem Weinstocke dort so groß als der von zehn Stöcken in Deutschland.

Hohe Achtung genoß bei Israel der *A k e r b a u*, sodaß Saul<sup>4</sup> als König den Landbau noch trieb, und Elisa<sup>5</sup> von dem Felde zum Propheten berufen wurde. Auch er wird vorgeführt; einige hacken die Erde auf, andere pflügen mit Ochsen; es wird gesäet; das Getreide, an verschiedener Höhe zu unterscheiden, wird gemäht, in Garben auf einen Esel geladen; Ochsen, denen das Maul<sup>6</sup> nicht verbunden ist, werden auf der Tenne im Kreise getrieben, um das Getreide zu dreschen. Der Pflug ist sehr einfach, ohne Räder, die Schar mit Eisen beschlagen; der Pflüger hat oft eine lange

<sup>1</sup> 2 Sam. 9, 8.    <sup>2</sup> Jes. 63, 2, 3.    Offenb. Joh. 14, 17—20.    <sup>3</sup> Jerem. 25, 30.  
<sup>4</sup> 1 Sam. 11, 5.    <sup>5</sup> 1 Kön. 19, 19.    <sup>6</sup> 5 Moj. 25, 4.    1 Kor. 9, 9.

mit eiserner Spitze versehene Lanze, den Ochsenstachel, um das Zugvieh anzutreiben. Schlag das Tier gegen den Stachel aus, um ihn abzuwehren, so trieb es sich denselben nur tiefer in das Fleisch, daher der Herr zu Paulus, der bei seinem Widerstande gegen den Herrn nur tiefer ergriffen wurde, spricht: „Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löden.“<sup>1</sup> Da das Seitenbrett fehlte, mußte der Pflügende dem Pfluge sehr genau mit dem Blicke folgen, um gerade Furchen zu ziehen; deshalb: „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“<sup>2</sup> Nahte die Ernte, so wurden Wächter gegen Diebe und wilde Tiere aufgestellt, die einander zuriefen<sup>3</sup>; am zweiten Ostertage begann die Gerstenernte; mit fröhlichen Liedern wurde sie gehalten, und die Vorüberziehenden begrüßten die Arbeitenden mit dem Segenswunsche: „Der Segen des Herrn sei über Euch, wir segnen Euch im Namen des Herrn!“<sup>4</sup> Durchschnittlich sind die Ernten zehn- bis zwanzigfältig, es werden aber auch hundertfältige erwähnt. Entweder wurde das Getreide dann von den Ochsen zertreten, oder eine Dreschwalze darübergeführt, eine zackige Walze, oder der Dreschschlitten, welcher ebenfalls Zacken hat. Dann folgt das Worfeln, um die abgebrochenen Ähren von dem Stroh zu sondern; noch einmal werden die Ähren auf die Tenne geschüttet und endlich das Korn mit der Worfsschaukel vollends gereinigt, während die Spreu vom Winde weggeführt wird. Das Dreschen wie das Worfeln wird daher oft Bild göttlicher Gerichte. Endlich wurde das Korn in die Scheunen gesammelt, um ihn in die einförmigen Säcke derer zu schütten, welche das Getreide zum Kornboden tragen. Die Träger, an der Thür des Magazins angekommen, legen den Sack vor einem Beamten nieder, der in Bereitschaft steht, das Korn zu empfangen, das in die nur von oben zugänglichen Magazine gelagert wird. Neben dem Vorsteher des Kornmagazins sitzt der Schreiber, welcher die Anzahl der Maße verzeichnet. Eine Darstellung, die recht lebendig an Joseph erinnert, der gebot, „in den sieben reichen Jahren Getreide aufzuschütten in Pharaos Kornhäuser, und schüttete das Getreide auf über die Maße viel, wie Sand am Meer, also daß er aufhörte zu zählen, denn man konnte es nicht zählen.“<sup>5</sup>

Ferner sehen wir Wagner mit einem Rade beschäftigt, wie von Ägypten aus die Wagen sich verbreiteten, und Salomo in seiner Prachtliebe „Pferde und Wagen aus Ägypten beschaffte, je einen Wagen um sechshundert Silberlinge und ein Pferd um hundertundfünfzig, und brachte sie zu Hauf, daß er hatte tausendundvierhundert Wagen und ließ sie in den Wagenstädten und bei dem Könige zu Jerusalem“.<sup>6</sup> Ferner wird in einfacherer

<sup>1</sup> Apostelgesch. 9, 5.    <sup>2</sup> Luk. 9, 62.    <sup>3</sup> Jerem. 4, 17.    <sup>4</sup> Ps. 129, 8.    <sup>5</sup> 1 Mos. 41, 35, 49.    <sup>6</sup> 1 Kön. 10, 26, 29.

Weise ein Mann von zwei zusammengespannten Eseln getragen, über denen ein Sitz befestigt ist; zwei Diener begleiten den Herrn bei dem Ausritte zu Fuße. Endlich werden noch anziehende Züge vorgeführt bei einem Vogel- fange. Auf einem mit Lotos- und andern Blumen und Pflanzen bewachsenen Teiche haben sich zahlreiche Vögel niedergelassen, hinter einem Schirme sitzt an dem Ufer der Vogelsteller und zieht an einem Stricke das große Netz über den Teich, den er durch ein kleines Fensterchen im Schirme beobachten kann. Dort werden Gazellen, Hasen, Steinböcke mit Hundem gejagt, auch ein Stachelschwein ist dabei abgebildet. Ein großer Fischzug wird gethan; die Netze, die im Wasser befestigt waren, werden an langen Tauen herausgezogen; zur Seite liegen die getödeten Fische, die man in der ganzen Länge aufschneidet. Zuletzt sehen wir einen Eigentümer auf kleinen leichten Booten in einen hohen Papyruswald fahren; auf der einen Seite fängt er Fische, die er mit einer zweigespizten Lanze im Wasser erstickt; auf der andern Seite wirft er mit einem krummen Holze unter die Vögelscharen, die sich auf den Papyrusstauden niedergelassen haben, und sammelt die erschlagenen oder betäubten Tiere zu reichem Fange.

Ähnlicher Züge häuslichen Lebens sind die Darstellungen in den Gräbern voll, und machen uns mit den kleinsten Einzelheiten und den Gewohnheiten derselben so vertraut, daß wir meinen, mit den alten Agyptern, mit den Israeliten damaliger Zeit ihr Leben zu teilen. Gerade Beni-Hassan, wo wir verweilten, zeichnet sich durch Alter und Schönheit der Malerei aus. Doch nun steigen wir wieder zu dem großen Strome hinab und eilen auf demselben dem Süden zu. Immer großartiger tritt an den Ufern die Palme hervor, unter deren Kronen Dörfer und Städte sich ansiedeln. Die Palme, die Königin der Bäume, bildet in ihrem dauernden Grün den blühenden und dauernden Zustand des Frommen ab; „der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein“.<sup>1</sup> Sie setzt alle Monate neue Zweige an und ist daher Sinnbild des Jahres geworden; darum erscheint sie am Christfeste als Sinnbild des großen Weltjahres der alten Zeit vor Christo und als Stammbaum des Menschensohnes; im Abendlande ist die Tanne an ihre Stelle getreten. Ist sie doch auch so schwungreich, daß sie trotz der Höhe von etwa 65 Fuß mit ihrem schlanken Bau den Stürmen widersteht, welche die starke Enkomore umstürzen; sie beugt ihr Haupt, berührt mit den langgefiederten Blättern fast den Boden und schwingt sich alsbald wieder kraftvoll empor. Konnte die Kirche ein anschaulicheres Sinnbild erhalten an dem Palmsonntage, wo die Epistel des Tages die Erniedrigung und Erhöhung des Gottmenschen verkündigt! So ist die

<sup>1</sup> Ps. 92, 13. 15.

Palme Bild stets neuen Lebens, jauchzender Freude, des Sieges im Kampfe; mit Palmenzweigen sahen wir Israels jubelnde Festzüge in den Vorhöfen des Tempels bei dem strahlenden Glanze des Laubhüttenfestes; die Sieger im Kampfe für das Evangelium, die Märtyrer,<sup>1</sup> treten mit Palmen in ihren Händen vor den Thron des HErrn.

Keine andere Stätte des Erdbodens bietet so Großartiges, wie es in den Tempeln und Palästen Thebens erscheint. Die höchste Blütezeit war unter Rhamfes II. dem Großen, der zur Zeit Moses lebte, an dessen Hofe Moses die Weisheit Aegyptens lernte. Aegypten stand auf dem Höhepunkte des Glanzes und der Macht; überhaupt knüpfen sich an Theben die Beziehungen Israels in Aegypten von den Zeiten Moses bis zu denen der Könige Israels; die Zeit der Patriarchen führt uns dagegen auf das alte und mittlere Reich Aegyptens bei den Pyramiden, bei Memphis und Beni-Hassan. Aegyptens riesige Werke, die hier als stumme Zeugen der Vorzeit noch zu uns reden, sind allen spätern Völkern Vorbild geworden. Auch König Salomo, als er gewürdigt wurde, dem wahren Gott einen Tempel auf Moria zu erbauen, „befreundete sich mit Pharaos, dem Könige in Aegypten, und nahm Pharaos Tochter und brachte sie in die Stadt Davids, bis er ausbaute sein Haus und des HErrn Haus“.<sup>2</sup> Und bei aller Verschiedenheit, die durch den Ort und die göttliche Anordnung geboten wurde, finden wir bei dem Tempel Salomos vielfach Ähnlichkeit mit den Tempeln Aegyptens. Aber die gewaltigen Trümmer, welche jetzt die Ebene von Theben bedecken, bezeugen, wie auch größte menschliche Kraft, so großartig und stolz sie sich erheben mag, sich beugen muß vor dem allmächtigen Gotte. Der HErr sprach: „Ich will das Recht über No (Theben) gehen lassen und will die Menge zu No ausrotten und No soll zerissen werden.“<sup>3</sup> Und was Jeremias<sup>4</sup> weissagt wider den Regenten von No und seine Götter, schaut Nahum: „Sie hat müssen vertrieben werden und gefangen wegziehen; und sind ihre Kinder auf allen Gassen erschlagen worden, und um ihre Edeln warf man das Los, und alle ihre Gewaltigen wurden in Ketten und Fesseln gelegt.“<sup>5</sup>

Unter Gottes strafendem Gerichte ist das hundertthorige Theben eine Stätte des Todes geworden; das fühlt man insbesondere in der großen Gräberstadt, zu der die westliche Felswand geworden ist. Schon von fern sieht man in ihr unzählige Löcher als Eingänge in Gräber. Es sind die Gräber der Priester und reicher Privatleute, in denen der Reichtum und Glanz der Bewohner der prächtigen Hauptstadt an dem Schmucke ihrer Grabstätten erkennbar ist. Am berühmtesten ist hier das Grab eines Direc-

<sup>1</sup> Offenb. Joh. 7, 9.    <sup>2</sup> 1 Kön. 3, 1.    <sup>3</sup> Hes. 30, 14—16.    <sup>4</sup> Jerem. 46, 25.

<sup>5</sup> Nahum 3, 10.

tors der königlichen Bauten geworden, in welchem die verschiedenen unter seiner Leitung aufgeführten Bauten dargestellt sind. Es werden Obeliske aufgerichtet, Sphinge bearbeitet; Paläste erheben sich, und die Vorarbeiten, die größten wie die kleinsten, werden vorgenommen. Hier werden nun auch Ziegel gestrichen in einer Darstellung, die wieder in überraschender Weise die Angabe der Heiligen Schrift bestätigt. Die niedrige Arbeit der Ziegelbereitung wird von weissen asiatischen Sklaven verrichtet, während das eigentliche Bauen den Aegyptern zukommt. Einige sind beschäftigt, den Thon herbeizubringen, während andere Wasser in Krügen aus dem benachbarten Teiche herzutragen; andere bearbeiten ihn mit Hacken, oder ziehen die Ziegel aus der Form und breiten sie in Reihen aus; wieder andere tragen die fertigen Steine zum Bau, auf Stricken an einem Holze, das sie über die Schulter legen. Dann erhebt sich das Gebäude, zu dem die Steine bereitet sind. Eine genaue Darstellung des Berichtes: „Die Aegypter zwangen die Kinder Israhel zum Dienst mit Unbarmherzigkeit, und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln und mit allerlei Fröhen auf dem Felde und mit allerlei Arbeit, die sie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit.“<sup>1</sup> Daß einiges der doppelten schweren und niedrigen Arbeit in Thon und Ziegeln auch von Aegyptern verrichtet wird, die den Asiaten gleichgestellt sind, erklärt sich aus der Angabe, daß den Israeliten bei dem Auszuge sich ägyptisches „Vöbelvolk“<sup>2</sup> anschloß, das das Volk Gottes zur Unzufriedenheit aufreizte, wie es auch als sehr arm erscheint und die niedrigsten Dienste, wie Holzhauen und Wasserschöpfen, verrichtet. Schon Herodot erzählt, daß es in dem streng durchgeführten Kastenwesen Aegyptens einen solchen einheimischen Stamm gab, dem alle Vermischung mit anderen Stämmen, ja aller Zugang zu den Tempeln versagt war, und der in einer Verachtung lebte, wie jetzt die Parias in Indien und wie zum Teil die elenden Fellahs in dem heutigen Aegypten. Von diesen niedrigen Arbeitern scharf geschieden erscheinen die beiden Fronvögte mit dem Stocke, von denen der eine sitzt, der andere schlagfertig steht, wie es heißt: „Man setzte Fronvögte über sie, die sie mit schweren Diensten drücken sollten“; und später: „Die Vögte trieben sie und sprachen: Erfüllet euer Tagewerk.“<sup>3</sup> Das Grab ist nach den Inschriften zu den Zeiten Moses gefertigt; in den Asiaten erkennt man jüdische Züge. Beiläufig bemerken wir, wie in den Massen von Ziegeln, die in Aegypten aufgefunden sind und deren jeder den Namen des Königs trägt, unter dessen Regierung er gefertigt wurde (sodiel schrieb man damals!), immer das Stroh als Bindemittel erscheint, wie die Schrift sagt: „Pharao befahl den Vögten: Ihr sollt dem Volk nicht mehr Stroh sammeln und geben, daß sie Ziegel bren-

<sup>1</sup> 2 Mos. 1, 13. 14. <sup>2</sup> 2 Mos. 12, 38. 4 Mos. 11. 4. <sup>3</sup> 2 Mos. 1, 11. 5, 10. 13.

nen wie bis anher; laßt sie selbst hingehen und Stroh zusammenlesen, und die Zahl der Ziegel, die sie bisher gemacht haben, sollt ihr ihnen gleichwohl auflegen und nichts mindern. Da zerstreuet sich das Volk in das ganze Land Aegypten, daß es Stoppeln sammelte, damit sie Stroh hätten. Und die Amtleute der Kinder Israel, welche die Bögte Pharaos über sie gesetzt hatten, wurden geschlagen und zu ihnen gesagt: Warum habt ihr weder heute noch gestern euer gesetztes Tagewerk gethan wie vorherhin? Die so drohend erhobenen Stäbe der Bögte kamen also gar wohl zur Anwendung.

Tausende von Mumien ruhen in diesen Gräbern, durch die sorgfältige Einbalsamierung vor der Verwesung geschützt. Eine solche ließ Joseph nach ägyptischer Sitte auch bei seinem Vater Jakob vornehmen, denn „er besahl seinen Knechten, den Ärzten, daß sie seinen Vater salbten. Und die Ärzte salbten Israel, bis daß vierzig Tage um waren; denn so lange währen die Salbétage, und die Aegypter beweinten ihn siebenzig Tage“.<sup>1</sup> So berichtet Diodor von den Aegyptern: „Sie bereiteten den Körper zuerst mit Cedernöl und verschiedenen andern Sachen über dreißig Tage lang zu; darauf, nachdem sie ihn mit Myrrhen und Zimt und anderen Sachen bedient haben, die ihn nicht allein lange erhalten, sondern ihm auch Wohlgeruch geben, übergeben sie ihn den Verwandten des Verstorbenen. Wenn ein König stirbt, so stellen alle Aegypter eine gemeinsame Trauer an, zerreißen die Kleider und halten die Feste nicht zweiundsiebzig Tage hindurch.“ Die Mumien, so genannt von dem Bergbalsam Mumia, mit dem die Leichen gebeizt werden, haben Jahrtausende in den Gräbern verborgen und unberührt gelegen, bis in der neuesten Zeit Habsucht und Neugierde ihnen ihre Ruhe genommen hat. Den Leichen wurden zahlreiche Gegenstände, Amulette, Papyrusrollen u. s. w. mit in das Grab gelegt, insbesondere ein Totenbuch, welches in ausführlicher Beschreibung nach ägyptischem Glauben die Begegnisse des Verstorbenen nach seinem Tode mittheilt.

So reiche Blicke in das Leben alter Zeit eröffnen uns die Gräber Thebens! Großartiger als die genannten sind in einem Seitenthale die Gräber der Königinnen; am schauerlichsten ist das Thal Wab-el-Molud, die Gräber der Könige. In grauiger Ode ziehen sich gelbliche Berge mit kohlschwarzem, wie von der Sonne verbranntem Steingeröll hinauf; nicht eine Spur von Vegetation ist zu finden; nur wenige Strahlen sendet die Sonne in das enge Thal; Schakale mit ihrem dumpfen Bellen oder Nacht-eulen mit unheimlichem Gurren unterbrechen nur hier und da bei abendlichem Dunkel die Todesstille an der Stätte des Todes. Hier ruhen die Pharaonen, „sie liegen mit einander mit Ehren, ein jeglicher in seinem

<sup>1</sup> 1. Ref. 50, 1—3.

Hause“.<sup>1</sup> Sein Grab begann jeder König mit seinem Regierungsantritt zu brechen; täglich trat ihm mit demselben der Gedanke an sein Ende entgegen; lange Gänge in bedeutender Höhe und Weite führen immer tiefer in das Felsgebirge hinein; je länger der König regierte, desto mehr Gänge und Säle wurden mit um so größerer Pracht aus dem Felsen gehauen. Die Wände sind auch hier mit gemalten Bildwerken geziert, welche sich auf das Leben nach dem Tode beziehen, den König anbetend vor verschiedenen Göttern darstellen, oder die Beschäftigungen der heiligen Geister und die Höllenstrafen der Bösen abbilden. Endlich erreicht man einen großen gewölbten Pfeileraal, dessen Wände die Darstellungen auf goldgelbem Grunde zeigen; man nennt ihn daher den goldenen Saal. In ihm stand der königliche Sarkophag, welcher 6—9 Fuß hoch sich in der Mitte befand und die Leiche nach den Einbalsamierungen aufnahm. Er wurde fest verschlossen, so daß man den Deckel nicht abheben kann, und der Granitkoloß zur Beraubung immer zerschlagen werden mußte. Je prächtiger er war, um so glänzender sind auch die Malereien an den Wänden, welche den Verstorbenen als König der Welt preisen; oft sieht man die vier ihm unterworfenen Menschenrassen abgebildet, die Ägypter rot, in der eigentlichen Fleischfarbe, die Neger schwarz, die Asiaten und Europäer gelb, wie auch die ägyptischen Frauen wegen ihrer hellern Farbe immer gelb dargestellt werden. Ergreifend ist der Gegensatz, aus diesen noch jetzt in Farbenpracht strahlenden Hallen hinauszutreten in die schauerliche Ode des Thales! . . .

Gott der Allerhöchste, dem die Königreiche dienen, hatte Ägyptenland schon durch seine natürliche Beschaffenheit hervorgehoben vor andern Ländern der Erde und es zur Stätte frühesten Kulturentwicklung gemacht. Der gewaltige Strom bannte das Volk in die engen Grenzen seines Thales, das reizend die Bewohner der Wüste anzog. Die üppige Befruchtung durch die Überschwemmungen machte den Übergang von dem wilden Jäger- und Hirtenleben zu dem festen Sitze des Ackerbauers leicht. Die regelmäßige Wiederkehr der Nilschwelle ließ sie zuerst auf den Wechsel der Jahreszeiten merken und die Sternkunde pflegen. Die jährliche Überflutung des Eigentums führte sie zu geometrischen Berechnungen und zur Erfindung von Wasserbauten.

Dieses Ägyptenland nun erhielt von Gott die Aufgabe, seinem auserwählten Volke die Erlebnisse seiner Fortschritte in Künsten und Wissenschaften zu übergeben. Freilich hatte bei dem Volke schon früh eine Entfremdung von Gott stattgefunden; wie sie als Nachkommen Hams Gott schon in diesem verlassen hatten und den Fluch erbten, der auf demselben lastete, so entwickelte sich in ihnen der Charakter der von Gott entfremdeten

<sup>1</sup> Zeil. 14, 18.



Welt in solchem Grade, daß Ägypten überall in der heiligen Schrift als Repräsentant der Welt erscheint. Abraham wurde zu seiner Zweideutigkeit bei Pharao verführt durch Ägyptens Wollust, als er bei der Teuerung den Reichtum dieses Landes aufsuchte. Hagar, welche den Frieden mit Sarah störte, war eine ägyptische Magd. Joseph bestand Versuchungen in Ägypten, und bis zu Salomos Zeiten hin verführt das weltliche Leben Ägyptens. Dieser Sinn des Volkes zeigte sich am entschiedensten da, wo es die von dem Herrn ihm gegebene Aufgabe lösen sollte, und der Herr selbst mit seinem Worte ihm unmittelbar gegenübertrat. Jakobs Familie hatte auf Josephs Bitte Aufnahme im Lande gefunden, und Pharao hatte ihr „in dem besten Teile des Landes, in Gosen“<sup>1</sup>, eine Heimat angewiesen. Es war in Unterägypten die Gegend östlich von dem tanitischen Nilarm bis nach Suez, welcher der pelusische Nilarm mit seinen beiden Ufern angehörte; unmittelbar die Grenze Ägyptens bildend, vereinigte Gosen die Vorzüge Arabiens und Ägyptens, bot auf der einen Seite ein Steppenland, für Viehweiden tauglich, so sprachen die Brüder Josephs zu Pharao: „Wir sind gekommen, bei euch zu wohnen im Lande, denn deine Knechte haben nicht Weide für unser Vieh, so hart drückt die Teuerung das Land Kanaan; so laß doch nun deine Knechte im Lande Gosen wohnen.“<sup>2</sup> Auf der andern Seite war hier eine der fruchtbarsten Gegenden Ägyptens und lieferte alles das in der höchsten Fülle, was die Fruchtbarkeit Ägyptens in andern Gegenden spendete. Auch jetzt noch ist das ehemalige Gosen, es-Schariieh, eine der ergiebigsten Provinzen; seine Bewohner bestehen wie damals aus Ackerbauern und Hirten, welche den beiden durch die Beschaffenheit des Bodens angeregten Thätigkeiten sich hingeben. Die Hauptstadt Bagazi mit 20,000 Einwohnern ist der Mittelpunkt des belebten Baumwoll- und Weizenhandels der Gegend, mit zahlreichen Dampfmaschinen zum Reinigen der Baumwolle. In dieses reiche Land zog Israel. Hatte man auch Pharao schon im Anfange Joseph befohlen im Blick auf seine Familie: „So Du weißt, daß Leute unter ihnen sind, die tüchtig sind, so setze sie über mein Vieh“; war damit eine Zerstreung im Lande schon angedeutet, wie sie sich natürlich ergeben mußte, so blieb doch Gosen das Gebiet, wo die Familie Jakobs in vierhundert Jahren von einer Familie von siebenzig Seelen zu einem Volke von drei Millionen wurde. War nun schon, „was Viehhirten sind, den Ägyptern ein Greuel“<sup>3</sup>, so mußte ein so außerordentlich anwachsendes Hirtenvolk gerade bei den Ägyptern, die schon einmal fünf-hundert Jahre lang von einem fremden Hirtenvolke unterjocht waren, neue Besorgnisse erwecken. Und „es kam ein neuer König auf in Ägypten, der nichts wußte von Joseph, und sprach zu seinem Volk: Siehe, des Volkes der

<sup>1</sup> 1 Mos. 47, 6.    <sup>2</sup> 1 Mos. 47, 4.    <sup>3</sup> 1 Mos. 46, 34.

Kinder Israel ist viel und mehr denn wir. Wohlan, wir wollen sie mit List dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden. Denn wo sich ein Krieg erhöhe, möchten sie sich auch zu unsern Feinden schlagen und wider uns streiten. Und man setzte Fronvögte über sie, die sie mit schweren Diensten drücken sollten, denn man bauete dem Pharao die Städte Pithon und Ramses zu Schatzhäusern.<sup>1</sup> Es waren diese Schatzhäuser Vorratsstädte und Festungen; denn gerade hier, in der östlichen Grenzprovinz, hatten die Ägypter die Pforten ihres Landes gegen den Eindrang Asiens zu bewachen, und nach den Berichten der heidnischen Schriftsteller befand sich beinahe die ganze ägyptische Kriegsmacht in Unterägypten, nach der Grenze zu. Pithon, Batumos, lag auf der Ostseite des pelusischen Nilarms, ziemlich am Eingange des Kanals, welcher den Nilarm mit dem Roten Meere verband. Hier liefen die beiden Straßen aus den östlichen Ländern zusammen, die nordöstliche über Pelusium und die östliche an dem Thale Tumilat entlang; gerade hier, bei Abbases, war eine Festung nötig, wie auch die Römer hier eine Besatzung gegen die streifenden Araber hatten und Trümmer noch darauf hindeuten. Gleichfalls im Lande Gosen lag Ramses, Heroopolis, von deren Erbauung und Befestigung der Tempel von Nebinet-Abu an derselben Stelle zeugt; wie sie nach dem gefeierten Herrscher des Namens genannt wurde, so wurde der Name von der Hauptstadt auch oft auf das ganze Land Gosen übertragen, wie es heißt: „Joseph gab seinem Vater und seinen Brüdern ein Gut in Aegyptenland, am besten Orte des Landes, nämlich im Lande Ramses, wie Pharao geboten hatte.“<sup>2</sup> Ramses lag in demselben Thale wie Pithon; ein Hügel von Trümmern bezeichnet noch jetzt die Stätte. Es ist zwischen dem pelusischen Arme des Nils und den bitteren Seen. Pithon und Ramses bauten die Kinder Israel in ihrem Lande Gosen, aber je mehr man sie zum Dienste zwang mit Unbarbarität, um so mehr wurden sie in ganz Aegyptenland beim Bauen verwendet, wie von Ramses dem Großen berichtet wird, daß er zu den Arbeiten keine Ägypter brauchte, sondern alles bloß durch die Gefangenen zustande brachte, ja an alle Tempel anschreiben ließ, „es habe kein Eingeborener daran gearbeitet“.

Unter Israels Arbeit erreichte die Blüte Aegyptens ihren Höhepunkt. Ramses der Große leistete in Memphis, in Theben, in Abu-Simbel, was kein Pharao vor ihm und kein Pharao nach ihm. An seinem Hofe, der damals wahrscheinlich in Zoan, Tonis, in Unterägypten seine Residenz hatte, wie auch im Felde Zoan<sup>3</sup> die Wunder unter seinem Nachfolger geschahen, an seinem Hofe mußte der gebildet und „in aller Weisheit der Ägypter gelehret werden“<sup>4</sup>, der Israel nach Vollendung der von Gott bestimmten vierhundert Jahre unter dem geförderten Volke der damaligen Zeit aus

<sup>1</sup> 2 Mos. 1. 8—11. <sup>2</sup> 1 Mos. 47. 11. <sup>3</sup> Ps. 78. 12. <sup>4</sup> Apostelgesch. 7. 22.

der Knechtschaft erretten sollte; Moses, der Sohn eines armen Israeliten, mußte von der Tochter Pharaos als Kind angenommen werden, um an ihrem Hofe die ausgezeichnetste Bildung zu erhalten, sodaß an ihm am herrlichsten sich erfüllte, was Israels Aufenthalt in Ägypten bezweckte. Aber „durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharaos; und erwählte viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergözung der Sünde zu haben, und achtete die Schmach Christi für größern Reichtum denn die Schätze Ägyptens, denn er sahe an die Belohnung. Durch den Glauben fürchtete er nicht des Königs Grimm, denn er hielt sich an den, den er nicht sahe, als sähe er ihn“.<sup>1</sup> Der Wendepunkt in der Geschichte Ägyptens war gekommen; als Macht und Bildung der Pharaonen am höchsten gestiegen war, würdigte Gott sie, durch seinen Diener zu ihnen zu reden. Der Gott, dem sie und ihr Land alles verdankten, was sie über die Völker der Erde erhoben hatte, der Gott Israels, sprach durch Moses und Aaron zu Pharao: „Laß mein Volk ziehen, daß mir's ein Fest halte in der Wüste.“ Aus den stolzen Reden, in denen die Pharaonen sich Gott gleichmachten, verstehen wir, daß „Pharao antwortete: wer ist der Herr, des Stimme ich hören müßte, und Israel ziehen lassen? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht ziehen lassen“.<sup>2</sup> Gott der Herr strafte nun den sich immer verstockenden Pharao mit zehn schweren Plagen, in deren letzter Er alle Erstgeburt, auch Pharaos erstgeborenen Sohn schlug. Aber auch diese Heimsuchung traf nicht tief genug; kaum ist der erste Schmerz des Verlustes überwunden, kaum werden ihm die Folgen des Auszuges klar, so wird sein Herz verwandelt. Immer tiefer in die Verstockung versunken, mußte er untergehen im Roten Meere. Und mit Pharao, der es wagte, dem unmittelbaren Befehle des Herrn zu trotzen, sinkt Ägyptenland und hat sich nie, bis auf diesen Tag, zu der frühern Macht wieder erheben können.

Freilich war das Sinken ein allmähliches; noch zu Salomos Zeit konnte Ägypten Israel verführen; Salomo nahm Kasse von dort gegen das weise Gebot<sup>3</sup> des Gesetzes, nahm sogar Pharaos Tochter zum Weibe. Die Könige von Juda und Israel müssen noch oft von den Propheten des Herrn ermahnt werden: „Verlässest Du Dich auf den zerbrochenen Rohrstab Ägypten, welcher, so jemand sich darauflehnet, gehet er ihm in die Hand und durchbohret sie?“<sup>4</sup> Aber der Glanz des Volkes war dahin; die Denkmäler der Könige reichen nicht an die Großartigkeit und Pracht der vorigen Zeit und verschwinden mehr und mehr. Der Herr verkündigt durch Hesekiel: „Siehe, ich will an Dich, Pharao, der Du sprichst: der Strom ist mein und ich habe ihn gemacht. Alle, die in Ägypten wohnen, sollen

<sup>1</sup> 1 Gbr. 11, 24—27. <sup>2</sup> 2 Mos. 5, 1. 2. <sup>3</sup> 5 Mos. 17, 16. <sup>4</sup> Jes. 36, 6.

erfahren, daß ich der Herr bin. Sie sollen ein kleines Königreich sein. Es soll klein sein gegen andere Königreiche und nicht mehr sich erheben über die Heiden, und ich will sie gering machen, daß sie nicht über die Heiden herrschen sollen. Die Hoffart ihrer Macht muß herunter, und sollen wie ihre wüste Grenze wüste werden, und ihre Städte unter andern wüsten Städten wüste liegen. Ich will die Wasserströme trocken machen und das Land, und was darinnen liegt, durch Fremde verwüsten; und Aegypten soll keinen Fürsten mehr haben.“<sup>1</sup> Die Chaldäer unter Nebukadnezar rückten heran. Die Perser nach ihnen unterwarfen das Land, von ihnen ging es auf Alexander den Großen über. Sein Feldherr Ptolemäus hinterließ es der Herrscherfamilie seines Namens. Noch einmal erhielt Aegyptenland durch die Septuaginta, durch die Übersetzung der Heiligen Schrift, einen Beruf für die Menschheit; es wurde römische Provinz und unter dem Scepter Roms begann eine Zeit neuer Gnadenheimsuchung. Das Evangelium von Christo wurde verkündigt. Aegypten nahm das Wort mit Freuden auf; Kirchen erhoben sich an den Ufern des Stromes; Mönche und Einsiedler belebten die Wüste; Gottesgelehrte entstanden, aus deren Schriften die Christenheit noch heute dankbar lernt; Aegypten war die Kornkammer des Römischen Reiches; aber der alte Fluch, der seit Ham auf dem Lande lastete, mußte sich wieder geltend machen. Sie stritten um Lehren von Christo, Parteiungen und Spaltungen zerrissen sie, und es fehlte das Band der einigenden Liebe — und abermals war die Zeit der Heimsuchung nicht erkannt, der Leuchter wurde hinweggestoßen; Befenner des Islams drangen herein, von Christen selbst willkommen geheißen; sie zerstörten die Kirchen, beschimpften das Kreuz und machten das Volk zu Sklaven. Später ward das Land von den Mamelucken erobert, einer aus Sklaven gebildeten und ausgekauften Sklaven sich ergänzenden Leibwache der sarazenischen Sultane. Im Jahre 1517 unterwarfen sie sich den Türken, blieben aber Statthalter im Lande, bis endlich Mehemed-Ali, auch ein Fremder, durch grausames Blutbad ihrer Tyrannei ein Ende gemacht hat.

Weinahe zwei und ein halbes Jahrtausend ist das arme Land von Fremden beherrscht und ausgezogen, nur zur Befriedigung der Habgucht ausgebeutet. Der Herr hatte verkündet: „Ich will die Aegypter übergeben in die Hand grausamer Herren. Der Strom wird versiegen und verschwinden. Und die Wasser werden verlaufen, daß die Seen an Dämmen werden geringe und trocken werden.“<sup>2</sup> Jetzt steht es zwar im Irdischen etwas besser, aber die christliche Mission hat bisher noch wenig ausrichten können. Möchte es noch einmal wieder licht werden in jenem Lande, daß der Herr wieder sprechen könne: „Befegnet bist du, Aegypten, mein Volk!“

<sup>1</sup> Hes. 29, 3. 6. 14. 15. 30, 6. 7. 12. 13. 3, 1. <sup>2</sup> Jes. 19, 4—6. <sup>3</sup> Jes. 19, 25.



## Eine Abrechnung bei Fort Snelling.

Wo der Minnesota-Fluß in den Mississippi mündet, liegt wohl dreihundert Fuß über den Wassern auf einer herrlichen, so weit das Auge reicht, mit saftigem Grün bedeckten Hochebene Fort Snelling, und wer von St. Paul aus einen Ausflug nach dem wunderlieblichen, lauschigen Flecklein Erde macht, wo der Minnehaha-Fall zu Thale rauscht, nimmt wohl seinen Weg über die hohe Brücke, von der man nach allen Richtungen hin einen entzückenden Ausblick hat, hinüber nach den schweigsam dreinschauenden, von vergangenen Pioniertagen träumenden Festungsgebäuden aus weißem Mauerstein, sieht wohl eine Weile den Schießübungen der Blauröcke zu, die mit erstaunlicher Sicherheit ihre Kugeln nach den weit draußen auf der Ebene aufgerichteten Mannscheiben entsenden, und stellt in Anbetracht der Länge der Zeit, welche, nachdem der Schuß getracht hat, verstreicht, bis die getroffene Scheibe langsam hintenüber zu Boden sinkt, Vermutungen über die Entfernung des Zieles an. Dann zieht er weiter Minnehaha = wärts. Vor nun grade siebenzig Jahren krachten auch Schüsse auf der Ebene draußen vor Fort Snelling, und die Kugeln trafen auch ihr Ziel, daß die Scheibe zur Erde sank; aber das war ein grausig Scheibenschießen! An einem Herbstmorgen des Jahres 1826 bei Tagesanbruch kam nach Fort Snelling ein Indianerhäuptling vom Stamme der Djibwas, der hieß Flat Mouth, oder auf deutsch Plattmaul, und brachte mit sich sieben Krieger nebst Weibern und Kindern, zusammen vier-



undzwanzig Seelen; die wollte er unter den Schutz der Amerikaner in Fort Snelling stellen. Oberst Snelling, der im Fort kommandierte, und der Indianeragent Talliaferro ließen sich auch bereit finden, den erbetenen Schutz zu gewähren; sie wiesen die Indianer an, innerhalb Schußweite von den Wällen des Forts ihr Lager aufzuschlagen, und bald hatten sich Blattmaul und die Seinen nach Indianerweise eingerichtet.

Am Nachmittag desselben Tages erhielten die Schützlinge des Oberst Snelling auch Besuch. Es waren neun Dakotakrieger aus einem Dorfe in der Nähe der ersten Stromschnellen des Minnesota, die sich im Lager der Djibwas einfanden und von diesen gastfrei aufgenommen, auch mit einem Mahl von Fleisch, Korn und Zucker reichlich bewirtet wurden. Abends um neun Uhr brachen die Gäste auf. Raub aber hatten sie das Lager verlassen, da wandten sie sich um und feuerten ihre Gewehre auf die nichts Böses ahnenden Djibwas ab. Dann rannten sie mit einem Freudegeheul über den gelungenen Schurkenstreich davon, ihrer Niederlassung zu.

Im Fort hatte man das Schießen gehört, und die Wache hatte Lärm gemacht. Gleich darauf kamen auch die armen Djibwas entsetzt und blutend vor das Thor und begehrten Einlaß. Unter den Schwerverwundeten war ein Mädchen, das durch die Hüften geschossen war. Natürlich durfte ein solches Verbrechen, unter dem Schatten des Sternenbanners an Schutzbefohlenen der Vereinigten Staaten verübt, nicht ungestraft hingehen. Am nächsten Morgen machte sich auch gleich eine Abteilung von hundert Mann Militär unter Oberst Clark auf den Weg nach Lands End, einem Handelsposten der Columbia Pelz-Kompanie am Minnesota-Fluß. Sie hatten das Fort noch nicht weit hinter sich, als sie einer Bande Dakotas ansichtig wurden, die aber bald die Flucht ergriffen. Hitzig verfolgt wurden sie eingeholt, und mit zweiunddreißig Gefangenen kehrten die Soldaten ins Fort zurück. Sofort wurden auch zwei der eingebrachten Gefangenen als Teilnehmer an dem Mordbubenstück des vorigen Abends von den Djibwas identifiziert und zur sofortigen Vollstreckung der ihnen gebührenden Strafe beansprucht. Oberst Snelling trat dann auch dieser Forderung nicht in den Weg, und die Djibwas begaben sich mit den beiden Meuchelmördern hinaus auf die Prairie. Während Blattmaul und seine Krieger die Kugeln in ihre Flintenläufe stießen, brachte man die Dakotas an eine Stelle, wo sie beinahe außer Schußweite waren, und auf ein gegebenes Zeichen löste man ihre Fesseln. Wie ein aufgeschrecktes Wild, auf das die Meute losgelassen ist, schossen sie davon, um ihr armes Leben in Sicherheit zu bringen. Aber die Kugeln der Djibwas flogen schneller als sie: kaum hatten hinter ihnen die Schüsse gekracht, da lagen auch beide verzuckend in ihrem Blute. Nach wenigen Augenblicken waren die Rächer des gestrigen Frevels an ihrer Seite und rissen ihnen die Kopfhaut ab, stießen ihre Messer in die Leichname, und



Fort Snelling in Minnesota.

selbst die Weiber und Kinder ließen ihre blutdürstige Wut an den getödeten Feinden aus. Nach der Hinrichtung der beiden Missethäter kehrten die Djibwas ins Fort zurück, wo inzwischen Oberst Snelling dafür gesorgt hatte, daß keiner der seinem Oberbefehl unterstellten Leute Zeuge des blutigen Auftritts geworden war.

Noch an demselben Tage erschien auch eine Deputation der Dakotakrieger im Fort. Sie sprachen ihr Bedauern über diese böse Blutthat ihrer Stammesgenossen aus und erboten sich, die Rädführer auszuliefern. Am festgesetzten Tage begleitete ein Sohn Flachmauls mit denjenigen Djibwas, welche nicht verwundet waren, die zu diesem Dienst kommandierten Soldaten an den Ort, wo die Dakotas ihrer Vereinbarung gemäß mit den preisgegebenen Verbrechern sich einfinden sollten. Dieselben ließen auch nicht lange auf sich warten, und unter mancherlei Förmlichkeiten wurden noch zwei Dakotakrieger ihren Feinden zur Abrechnung übergeben. Der eine war ein tapferer Bursche, der sich sofort seiner Kleider entledigte und die Sierate, welche er an sich trug, an die Umstehenden verschenkte. Der andere hingegen, ein häßlicher Mensch, der auch bei seinen eigenen Stammesbrüdern nicht wohlgeboten war, bettelte jämmerlich um sein Leben. Er hätte ebensowohl ein Rudel Tiger oder Hyänen um Erbarmen ansehen können. Wieder luden die Djibwas vor den Augen der Opfer ihrer Rache ihre Büchsen. Wieder wurden die beiden an einen Ort gebracht, von wo sie um ihr Leben laufen sollten. Und sie liefen! Die erste Kugel, welche ihnen nacheilte, streckte den, welcher sich in den Augen der Dakotas sowohl wie der Djibwas als Feindling verächtlich gemacht hatte, tot ins Gras. Der andere wurde von der nächsten Kugel verwundet, aber nicht tödlich; er lief mit wachsender Eile weiter und hatte fast die Grenze des Bereichs der feindlichen Geschosse erreicht: da blipte noch ein Schuß; im nächsten Augenblick that der Flüchtling einen Satz gerade in die Höhe und fiel, sich überschlagend, auf der Stelle, wo ihn die Kugel ereilt hatte, ebenfalls tot zur Erde. Die skalpierten Leichname wurden dann von den Djibwas an den Rand der steilen Uferhöhe geschleift und zweihundert Fuß tief hinab in den Strom geschleudert, der unten vorüberauschte.

Doch damit war die Abrechnung noch nicht zu Ende; es fanden sich noch andere, die auch mitrechnen wollten. Das waren die Winnebagos, unter ihnen Häuptling Red Bird, der sonst am Black River in Wisconsin sein Wesen gehabt hatte, damals aber gegen die Djibwas auf dem Kriegspfade war. Diese Winnebagos hatten irgendwie die Meinung gewonnen, als hätte Oberst Snelling anstatt zwei Dakotas zwei Winnebagos, die als Gefangene in seinen Händen waren, den Djibwas zur Bestrafung ausgeliefert. Dafür sollte nun wieder Rache geübt werden. Am 26. Juni 1827 drang Red Bird mit zweien seiner Krieger in das Haus eines Händ-



lers bei Prairie du Chien. Der Hausvater, Lockwood hieß er, war nicht daheim, als die Winnebagos seine Wohnung überfielen. In der Küche luden sie ihre Flinten. Als sie aber in das Schlafzimmer der Familie drangen, hatte sich Frau Lockwood in das Warenlager geflüchtet, und dort war gerade ein alter Jäger, Duncan Graham, eingetreten, der unter den Indianern großen Einfluß hatte. Der legte sich nun ins Mittel, und es gelang ihm, die drei Unholde zum Abzug zu bewegen. Sie zogen in östlicher Richtung davon und kamen an ein einsam stehendes Haus, das einem Franzosen Namens Gagnier gehörte. Frau Gagnier war gerade beim Waschen, als die Indianer eintraten. In der Stube saß ihr Mann auf einer Kiste, bei ihm ein entlassener Soldat; auf dem Bette lag ein kleines Kind und schlief. Die drei Wilden wurden freundlich empfangen, und man bot ihnen Speise und Trank an. Während aber die Frau hinausging, um den Tisch zu decken, hörte sie hinter sich den Hahn eines Gewehres knaden. Als sie sich umsah, hatte Red Bird auf ihren Mann angelegt, und im Nu rollte dieser, von des Häuptlings Kugel durchbohrt, tot von seinem Sitz. Ein zweiter Indianer nahm den Soldaten aufs Korn und schoß auch ihn über den Haufen. Mit dem dritten aber nahm die Frau rasch entschlossen den Kampf auf, ehe er zum Schuß kommen konnte, und entwand ihm die Büchse. Als dann auch die beiden anderen auf sie eindringen, stürzte sie zur offenen Thür hinaus und eilte, so schnell sie ihre Füße trugen, dem nächsten Dorfe zu. Als sie mit einer Schar bewaffneter Männer zurückkehrte, waren die Indianer verschwunden; auf dem Bette aber lag ihr Töchterlein, stalpiert und mit aufgeschnittenem Halse. Doch das kleine Wesen atmete noch. So gut sie es verstand, legte die Mutter Verbände an, um das Blut zu stillen. Und siehe, die Wunden heilten; das Kind erholte sich, ist herangewachsen und alt geworden und hat Kinder und Kindeskinde gesehen.

Der Häuptling Red Bird aber ist nicht lange nach jener Blutthat den Weißen in die Hände gefallen und in seinem Gefängnis zu Prairie du Chien gestorben.





UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D02 529 203 5